

RUTH SCHIEL

DAS HAUS UNTER  
DEN SIEBEN

BUDDHAS

starkundmutig

DAS HAUS UNTER DEN SIEBEN BUDDHAS

## **Das Haus unter den Sieben Buddhas**

Ruth Schiel

***Band 10 der Jugendbuchreihe »stark und mutig«***

Hardcover, 320 Seiten

Artikel-Nr.: 256639

ISBN / EAN: 978-3-86699-639-7

Sieben hohe Himalaya-Gipfel (»sieben Buddhas«) umgeben die Station von Kyelang. Doch weit höher sind die Herausforderungen, welche die Missionare überwinden müssen ...

Ein hartes Pflaster bietet das tibetische Lahoul-Tal dem Evangelium: Dämonenglaube, strenger Buddhismus und Traditionen beherrschen die Bevölkerung, sodass für die drei Missions-Ehepaare Erfolg nur schwer ersichtlich ist. Und was bedeutet überhaupt »Erfolg«? Zählt denn nur die Menge an Bekehrungen? Nicht nur diese Frage macht das Zusammenleben auf dem Missionsgehöft konfliktreich: Babys werden geboren und sehr unterschiedlich betrachtet, Tibeter werden Christen und begehen doch...

Wenn Sie ein "echtes" Buch bevorzugen oder diesen Artikel verschenken möchten, können Sie diesen Download-Artikel ggf. auch käuflich erwerben, solange verfügbar.

[Artikel ansehen auf clv.de](#)



Christliche Literatur-Verbreitung e. V.  
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld



RUTH SCHIEL

**DAS HAUS UNTER  
DEN SIEBEN**  
**BUDDHAS**

**starkundmutig**

1. Auflage 2022 (CLV)

Ruth Schiel: Das Haus unter den Sieben Buddhas

© 1967/2022 SCM R. Brockhaus in der SCM Verlagsgruppe GmbH,

D-58452 Witten ([www.scm-brockhaus.de](http://www.scm-brockhaus.de))

(erstmal erschienen 1963 im Rainer Wunderlich Verlag Hermann Leins, Tübingen)

© der Lizenz-Ausgabe 2022

by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung

Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld

[www.clv.de](http://www.clv.de)

Satz: Samuel Stark, Bielefeld

Umschlag: Lucian Binder, Marienheide

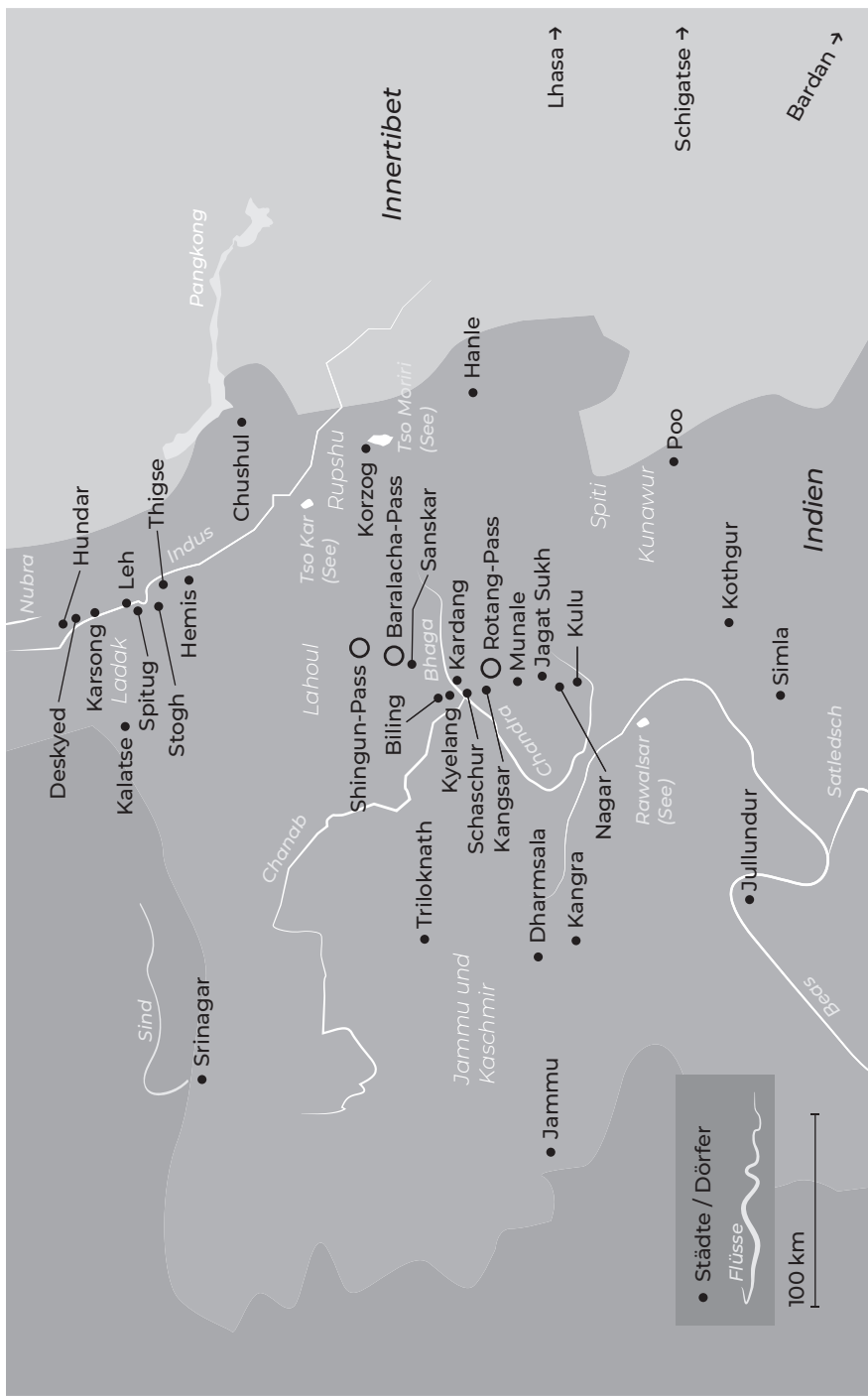
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Artikel-Nr. 256639

ISBN 978-3-86699-639-7

# INHALTSVERZEICHNIS

Heutige Schreibweisen geografischer Namen	7
Personenverzeichnis	9
<b>VON DEN GEFAHREN DES WEGES</b>	<b>12</b>
Logsar – Feste und Schweigetage	13
Communia bonorum	31
Türkisenweide	46
Eisenvogelkrallen	63
Der schwarze Yak	75
Die Pilgerreise nach Triloknath	91
Ein Tag vor Ostern	101
Monsunwolken oder Das Kuckucks-Schloss in Kulu	110
<b>VON DER ÜBERWINDUNG</b>	
<b>DER GEFAHREN DES WEGES</b>	<b>144</b>
Der Herbst der trockenen Holzmaus	145
Erdstöße und Schneedonner	164
Die volle Wabe	182
Wolken ziehen auf	198
»Und auf den Ulthags wird getanzt ...«	210
Der schattenlose Beryll	228
Ga Puntsog	237
Dschingsmed – Die Brüder Ohnefurcht	241
Saphire und Türkise	250
Der Ritt nach Hause	259
Allein unter dem abnehmenden Mond	267
Silberne Kraniche	273
»Menschlos, schwer wie selt'ner Lotos ...«	290
Noch bevor der Winter die Pässe schließt ...	298
An der Pforte nach Lhasa	309
<b>NACHBERICHT</b>	<b>316</b>





## HEUTIGE SCHREIBWEISEN GEOGRAFISCHER NAMEN

<b>Veralteter Name</b>	<b>Heutiger Name</b>
Benares	Varanasi
Bombay	Mumbai
Chikyim	Chicham (vermutl.)
Dartse	Chharzi
Deskyed	Diskit
Dharmsala	Dharamsala
Dschelam (Fluss)	Jhelam
Gondola	Gondhla/Gandhola
Guskyer	Guskyar
Hundar	Hunder
Jagat Sukh	Jagatsukh
Jullundur	Jalandhar
Kalatse	Khalatse
Kangsar	Khangsar
Karsong	Khardong/Khardung (vermutl.)
Kogsar	Khoksar
Korzog	Karzok
Kothgur	Kotgarh
Kukti-Pass	Kugti-Pass
Kulu	Kullu
Kulzum-Pass	Kunzum-Pass (vermutl.)
Kunawur	Kinnaur
Kyelang	Keylong



<b>Veralteter Name</b>	<b>Heutiger Name</b>
Kyibar	Kibber/Kibar
Ladak	Ladakh
Lahoul	Lahaul
Lard-je	Dhar Laterse (vermutl.)
Madras	Chennai
Munale	Manali
Nagar	Naggar
Pangkong	Pangong
Poo	Pooh
Ravalsar	Rewalsar
Ropu-Pass	Ropru-Pass (vermutl.)
Rotang-Pass	Rohtang-Pass
Sanskar	Zanskar
Satledsch	Satluj/Sutlej/Satlej
Schaschur	Sasur/Shashur
Schigatse	Shigatse/Xigazê
Schipke	Shipki
Shayok	Shyok
Shingun-Pass	Shingo La
Simla	Shimla
Spitug	Spituk
Stogh	Stok
Thigse	Thiksey/Thiksay
Tsarab (Fluss)	Tsarap
Tuggiling	Tupchiling
Tuschot	Chuchot (vermutl.)



# PERSONENVERZEICHNIS

<i>Missionare:</i>	Lobsang Chospel
Heinrich Jäschke	Jorsam
Emilie Jäschke	Lhasgyab
Eduard Pagell	
Friederike Pagell	Ali Mir
Wilhelm Heyde	
Maria Heyde	Mipam
Theodor Rechler	
Ida Rechler	Drogmo/Zaka
Karl Marx	Sangye
Elisabeth Marx	
Friedrich Redslob	Gangsom/Betty
Elisabeth Redslob	Dana
	Chonsin
<i>Bewohner des Gehöfts:</i>	Yamde
Sodnam Stobkjes / Nikodemus	
Trashhi Paldom	Ramelie, Gärtnerin
Langdrug, Vetter Sodnams	Pudri, Melkerin
Joldan / Samuel	
Palskyed, erste Frau Joldans	Leering Balsom
Tseang Rolma / Martha, zweite Frau Joldans	Dewasung
Chosnied	
Tsensin	

*Dorf- und Talherrschaft:*

Tara Chand

Dewi Chand, Vetter Tara

Chands

Hari Chand, Sohn und Nach-  
folger Tara Chands

Deskyed, Tochter Tara Chands

Norbu, Enkel Tara Chands

Moti Ram, Dorfvorsteher

*Dorfbewohner:*

Palior, Nachbar des Gehöfts

Tsang Sodnam, Postsackträger

Norpel

Trashhi Rolma

Drug-Drug

Tardod

Ngurub

Chonsom

Phagspa

Yontan

Drogpa

Tsering

Rolma

Denie

Stanpa

Giamo

Giatsimo

Ga Puntsog II

Chompel

Sredol

Drolma

Tseandrug

Ngrub

Schenrab

Watse(pa)

Kaldags-pa

Giatse

Buthrid

Tsewang

*Lamas:*

Ga Puntsog

Urgyan Padma

Norbu Wangtschuk

Lobsang Wanggyal

Trashhi Stanpel

Tsewang Norbu

Ishe Lhundup

*Britische*

*Regierungsbeauftragte:*

Lord Elgin, Generalgouver-  
neur von Indien

Mr. Johnston, Gouverneur  
in Ladak

Radha Kishen, Gouverneur  
in Ladak

Mr. Elias, Joint-Commissioner  
in Ladak  
Dr. Garden, Beauftragter für  
Pockenimpfung  
Mr. Mercer, Commissioner  
in Kangra  
Sir Robert Egerton, Bevoll-  
mächtigter in Kangra  
Sir Hugh Rose, Oberbefehlsha-  
ber der britischen Armee  
Colonel Lake  
Colonel Gardener  
Sir John Lawrence, Bevoll-  
mächtigter in Simla  
Mr. Forsyth, Commissioner  
in Jullundur  
Mr. Henvey  
Major Henderson  
Mr. Alexander, Schulinspektor

*Herrnhuter in Deutschland:*

Alexandra van Trooght,  
Erzieherin  
George Groenbeek, Mitglied  
des »Rats der Zwölf«  
Michael Bruckammer, Mit-  
glied des »Rats der Zwölf«

*Sonstige:*

Sodnam Norbu, Heiliger  
Dschugpatschan, Brahmane  
Rahemi I, Dienerin  
Rahemi II, Dienerin  
Gulab Singh, Herrscher über  
Kaschmir  
Ranbir Singh, Herrscher über  
Kaschmir  
Krippa Ram, Minister in  
Ladak  
Anant Ram, Minister in Leh  
Sengge Namgyal, Thanadar  
von Leh  
Namgyal, Pilger  
Daud, Urdu-Lehrer  
Leering, Lehrer  
Metkan, Bettler  
Sodpa Gyalzan, Ladaker  
Adliger  
Gergan, Statthalter von Leh  
Tsetan/Yosep, Sohn Gergans  
Dr. Cleghorn, Spender  
Dr. Thorold, Arzt in Leh  
Lady Brandis, Reisebegleiterin

1. Teil

# VON DEN GEFAHREN DES WEGES



# LOGSAR – FESTE UND SCHWEIGETAGE

In der Frühe des Silvestermorgens gellte ein Schuss, der das Lahoul-Tal<sup>1</sup> aufweckte und erschreckte, ein Schuss, ganz in der Nähe des Hauses abgegeben, ein sirrendes Rauschen – und aus großer Höhe stürzte, von einer Kugel getroffen, ein Lämmergeier<sup>2</sup> nieder. Kein Tibeter, der sich offen zu der Tat bekannte, keiner, der das Leben dieses Vogelkönigs, der ja die Inkarnation eines Menschen, vielleicht sogar eines hohen Lama gewesen war, durch Gewalt beseitigt haben wollte – kein Bodpa<sup>3</sup> wollte sich der Sünde schuldig gemacht haben, mit der er ganz offenbar gegen Buddhas ausdrückliches Gesetz – »nichts Lebendes töten« – verstoßen hätte.

Und doch konnte es nur ein Tibeter gewesen sein, denn die Herren des Hauses, die drei Sahibs<sup>4</sup> Heinrich Jäschke, Eduard Pagell und Wilhelm Heyde, trugen keine Waffen. Sie wussten, was jeder wusste, aber für sich behielt: Tardod hatte die Schärfe seiner Sehkraft mit diesem Meisterschuss erneut unter Beweis gestellt, weil einige junge Neider sie anzuzweifeln wagten. Tardod, das »Auge des Tales«, kühlte seinen Zorn mit dem Schuss,

---

1 *Lahoul*: Land der alten westtibetischen Könige, unmittelbar an der Südseite der Hauptkette des Himalaya gelegen; eigentlich aus drei Tälern bestehend (Bhaga-Tal, Chandra-Tal und Chandra-Bhaga-Tal), heute aber meist nur noch das ca. 50 Kilometer lange Bhaga-Tal bezeichnend; Hauptort Kyelang

2 *Lämmergeier*: Bartgeier

3 *Bodpa*: Tibeter

4 *Sahib*: in Indien und Pakistan höfliche Anrede eines Europäers

an dem sich Stolz, Bewunderung und Neid neu entfachten. Von *Sdigpa*, »Sünde«, wurde nicht gesprochen, die würde vielleicht getilgt werden durch Gebete mit Hand und Mund. Ein glücklicher Umstand, dass der Vogel unmittelbar auf das Gelände des Europäer-Gehöfts gefallen war – mochten die damit machen, was sie wollten, er, Tardod, konnte seine Hände in Unschuld waschen.

Wilhelm, der jüngste der Sahibs, der den Vorgang beobachtet hatte, trug das tote Tier in das Haupthaus. Er breitete den Vogel auf dem Estrich neben einem Bündel Wacholdergezweig aus, mit dem der Saal für das Neujahrsfest geschmückt werden sollte. Es war, als läge dort ein Stück Sage, ein Symbol der Königsfreiheit, vernichtet durch Mutwillen der Menschen. Kopf und Augen des Vogels waren von großer Schönheit. Der Schnabel, halb geöffnet, war, als hätte er im Sturz einen Todesgesang angestimmt, der in einem Schrei endete. Kupferrot und golden Brust und Gefieder, scharf und zupackend die Krallen, noch im Tod.

Die Tibeter des Gehöfts, die den Sahibs seit Jahr und Tag in Treue ergeben waren: Sodnam Stobkjies, der Hemismönch<sup>5</sup>, und sein Sohn Joldan, Lobsang Chospel, der Knecht, und Lhasgyab, sein Sohn, sogar die beiden Wanderlamas<sup>6</sup> Urgyan Padma und Norbu Wangtschuk, die den ganzen Winter über als Gäste hier im Gehöft wohnten, da frühzeitige Schneefälle im Herbst sie an der Fortsetzung ihrer Pilgerreise in den Süden gehindert hatten, erregten sich nicht allzu sehr über den getöteten Vogel. Das

---

5 *Hemismönch*: Mönch des berühmten Klosters Hemis in Ladak

6 *Lama*: »Hoher«, »Oberer«; tibetischer Geistlicher



Wort »töten« hatte im täglichen Gebrauch, zumal bei der all-gemeinen, wenn auch heimlichen Übung des Tötens von Tieren, eine Reihe von Umschreibungen erfahren: Der Vogel war »gestorben an zu viel Blei«, dem er zufällig in der Luft begegnete; wäre er nicht darauf zugeflogen, so könnte er noch weiter im Frühjahr die Lämmer rauben, so sagten Tardods Freunde, und so sagten auch die anderen.

Ga Puntsog, der Lama und langjährige Freund des Gehöfts, der ein Buch mit dem Titel »Bannung der hunderttausend Kinderdämonen« aus triftigem Grund Wilhelm zu überreichen beabsichtigte, zog, vor dem Lämmergeier stehend, zunächst zwar ein bedenkliches Gesicht. Ein schlechtes Omen, dass er gerade hier, wo man den Dämonen nicht huldigte, abgestürzt war. Die Lamas würden die Sahibs schuldig sprechen und manche Nachteile daraus herleiten. Schließlich aber meinte er gleichmütig: Der Vogel sei zur rechten Stunde gestorben, zur Stunde, in der noch die weißen Affengeister umgehen. Wäre er mit dem Einzug der Dämonen des neuen Eisenvogel-Jahres zur Strecke gebracht worden, dann würden diese, wenn man es nicht durch Bannungen und Opfer abwendete, eine empfindliche Rache nehmen. Ga Puntsog war der einzige Lama im ganzen Tal, der es aussprach: Es sei ein Glück, dass das Logsar-Fest<sup>7</sup> seiner europäischen Freunde nicht mit dem Logsar-Fest der Tibeter zusammentreffe – wegen des Vogels! Zu einem himmel-schreiend verkehrten Zeitpunkt feierten die ihr Logsar, sechzehn Tage mindestens zu früh! Das konnte nicht gut gehen!

---

7 *Logsar*: Neujahr

Überall in den Klöstern und Hütten fragte man sich von Jahr zu Jahr neu: Mit welchen Zaubern trotzten die »weißen Lamas« immer noch den Dämonen? Sie zu reizen, bedeutet, sich ihnen ohne Furcht gleichzusetzen. Die geheime Bannwaffe der Sahibs, die bisher noch nie versagt hatte, irgendwann würde sie machtlos werden, denn jeder Zauber nutzte sich einmal ab; war er verbraucht, dann packten sie zu, die Dämonen Tibets, dann zerstückelten, vernichteten sie, was sich ihnen so ohne alle Scheu entgegenstellte. Gerecht nur wäre das. Warum sollten denn auch die verschont bleiben, die ihnen niemals opferten und nicht daran dachten, ihnen zu dienen!?

Ga Puntsog, der alle die Reden, die Befürchtungen, die Wünsche und Verwünschungen von schwarzen und weißen Magiern kannte, schleuderte einige sühnende *Manes*<sup>8</sup> über den toten Vogel, dann beugte er sich zu ihm herab, tauchte eine kupferrote Feder in das warme Blut, knotete sie als einen wirksamen Zauber in das Ende seiner langen Schärpe und ging. Jorsam, die tibetische Dienerin und Frau des Lobsang Chospel, die gerade aus der Küche in den Flur gelaufen kam, stieß einen erschreckten Schrei aus, als sie die Augen des toten Vogels auf sich gerichtet sah. Die weißen Frauen, Emilie und Friederike, vermieden den Anblick, den Maria auch in den Neujahrsstunden nicht vergessen konnte.

Das Tal war tief verschneit, doch der Schnee schon wieder fest und gangbar. So bezogen alle Dörfler wie eh und je ihre Beob-

---

8 *Mane*: Abkürzung für *om mani padme hum*, eine magische Gebetsformel (*Mantra*) des lamaistischen Buddhismus; die herkömmlichste Übersetzung lautet etwa: »O das Juwel im Herzen des Lotos«

achtungsposten auf der Veranda des Gehöfts, die das Haupthaus umlief; dort stand man gut, war geschützt vor Wind und Wetter und hatte von morgens bis abends seine Unterhaltung. Die besten Plätze waren die an den Fenstern des großen Saales, an dessen Scheiben sie sich die Nasen platt drückten, egal ob sich hinter den Scheiben etwas ereignete oder nicht; natürlich war es interessanter, wenn drinnen etwas geschah, doch da man Zeit hatte – unendlich viel Zeit –, genoss man die Scheiben gern auch wieder als ein Wunder an sich, das zu bewundern man nicht müde wurde. Durchsichtige Wände! Kein einziges Haus von Lhasa<sup>9</sup> bis Leh<sup>10</sup>, von Leh bis Triloknath konnte sich solcher Wunderwände rühmen. Die strengen Lamas nannten sie einen Frevel, besonders jetzt zur Zeit der Jahreswende, wo sich alles, was lamagläubig war, scheu in das Dunkel der Hütten verkroch, um den Einzug der Dämonen, die zu erblicken oder zu reizen tödlich sein konnte, nicht zu stören.

Die Fenster waren ein Hexenwerk, sie konnten nicht nur dem Gehöft, sondern dem ganzen Tal zum Verhängnis werden, als eine Herausforderung an die Dämonen, die im Geheimen, im Unsichtbaren herrschten und nicht dabei gestört sein wollten: An solcher Durchsichtigkeit wurde jeder alte Glaube zugrunde gerichtet. Doch die, die am geheiligten tibetischen Neujahr frei im Haus umhergingen und durch diese Scheiben in die Welt Lahouls blickten – sollten die ruhig vernichtet werden.

---

9 *Lhasa*: »Ort der Götter«; Hauptstadt von Tibet, 3600 m, Sitz des *Dalai Lama*, des Oberhauptes der Tibeter

10 *Leh*: »Steinhürde«; Hauptstadt von Ladak, 3500 m, Knotenpunkt für den Handel zwischen China, Tibet und Indien

Keiner von denen jedoch, die nicht müde wurden, sich in die Fenster hineinzulehnen, wünschte ernstlich, dass die drei Sahibs und ihre Frauen vernichtet würden: zu viel des Guten, was ihnen sonst entgangen wäre. Besonders jetzt am Logsar-Fest der Weißen, das ihnen immer wieder ein willkommenener Anlass war, zu sehen, ob nicht wieder – wie in den Vorjahren – ein Kore<sup>11</sup> voll Buttertee, ein Mund voll Reis, eine Kelle Tschang<sup>12</sup> oder ein Brocken Fleisch für die Getreuen abfiel. Gern hielt man sich auch in der Nähe der Küche auf, aus der allerlei gute Gerüche zogen. Nein, keiner, der je von dem Logsar-Fest der Europäer Wohltaten empfangen hatte, behauptete mehr, dass ihr Neujahr zu einem »himmelschreiend verkehrten Zeitpunkt« gefeiert würde, im Gegenteil: Das Neujahr der Sahibs war immer ein willkommenener Vorgeschmack für das eigene große Neujahrsfeiern, selbst wenn es erst drei oder vier Wochen später zu den von den Lamas herausgefundenen Tagen stattfinden konnte.

Im Grunde beneideten die Bodpas vor den Fenstern die fünf Ladak-Tibeter, die ganz zum Gehöft gehörten, besonders wegen der guten Gaumenfreuden, die durch Wilhelm, den »kleinen Vater«, ins Tal eingezogen waren. Buchweizen und getrocknete Blätter – so war es früher im Winter gewesen, heute sah es anders aus, ganz anders! Und man hätte schon gern Tsang Sodnam sein wollen, der jetzt am Herd von Jorsam saß und bestimmt ein Stück Hammelbraten<sup>13</sup> verzehrte! Tsang Sodnam, der sich nichts daraus machte, wenn ihn die Lamas ver-

---

11 *Kore*: ständig bei sich getragener Trinknapf

12 *Tschang* oder *Chang*: alkoholisches tibetisches Getränk aus fermentiertem Getreide

13 *Hammel*: kastrierter Schafsbock

femten<sup>14</sup>, weil er den Postsack der Sahibs nun schon seit fünf Jahren während des Sommers über die Pässe trug und der aufgrund solcher Großtat im Gehöft auch in großem Ansehen stand. Dabei wusste jeder: Tsang Sodnam war ein Vagabund<sup>15</sup>, der sich nur allzu gern davonmachte, wenn es Sommer wurde, um seinen mehreren Frauen zu entgehen; nichts wollte er wissen von Pflügen und Säen, nur wandern wollte er und ernten, wenn es wieder so weit war. Aber bei den Sahibs hatte er Glück: Die brauchten ihn! Auch jetzt wusste man, dass ein fast voller Sack beschriebenen Papiers hinter der Tür der »weißen Lamas« stand, der im Frühjahr auf dem Rücken von Tsang Sodnam südwärts reisen würde.

Man ging hin und ging her, schaute und schaute, und doch geschah auch in diesem Jahr nichts Besonderes, womit die Sahibs ihr Fest verschönten: einige Schugpa-Girlanden<sup>16</sup> rings um das weiße Tuch, das auf dem großen Holzplattengestell lag, silberne Leuchter und frische Kerzen darauf. Und doch war es besonders an diesem Tag: Etwas Spannungsvolles lag in der Luft, die von süßen und herben, von kräftigen und nahrhaft-derben Düften und Gerüchen durchzogen war. Alle gingen teils angeregt, teils unbefriedigt fort, als sie, wegen der frühen Dämmerung, schon in der zweiten Hälfte der Stunde des Pferdes aufbrechen mussten, um nicht von dem roten Auge des Dämons der Dunkelheit erspäht und dann von ihm, dem *Ganpo*, bedroht zu werden. In der Frühe des anderen Tages wollte man sich wie-

---

14 *verfemen*: ächten

15 *Vagabund*: Herumtreiber, Landstreicher

16 *Schugpa*: Wacholderart, typischer Baum Tibets

der einfinden, dann würde Nachbar Palior berichten, was er von seinem Haus aus noch hatte erspähen können.

In der Abendstunde des Silvestertages fand man sich im Großen Saal des Gehöfts unter den »Sieben Buddhas«<sup>17</sup> – Station und Hof Kyelang – zusammen, um dort nach Sitte und Brauch der *Unitas fratrum*<sup>18</sup> vor Gott, der »Gemeine« und sich selbst Rechenschaft abzulegen über die gute oder ungenügende Anwendung der Tage des vergangenen Jahres, über die vollbrachten Taten, über die erreichten oder nicht erreichten Ziele, über Gesundheit und Krankheit der Bewohner, sowohl der drei Europäer-Familien Jäschke, Pagell und Heyde als auch der Tibeter, der fünf Ladaker: Sodnam Stobkjies, Joldan, Lob-sang Chospel, Lhasgyab und Jorsam. Auch an die drei diesjährigen Wintergäste wurde gedacht, an den Muslim Ali Mir, der nicht den ersten Winter hier wohnte, und an die beiden Wanderlamas Norbu Wangtschuk und Urgyan Padma, der – so arm er war – sich einer hohen Geburt und Inkarnation<sup>19</sup> rühmte.

Gewissenhaft berichtete der »große Vater«, Jäschke, über Erfolge in Krankenstube und Schule, über Anfertigung und Vollendung von tibetischen Manuskripten, über deren Drucklegung hier an Ort und Stelle, über erworbene Bücher tibetischer und europäischer Herkunft, über Erträge von Feld und Garten, über Zugang und Abgang im Stall. Kurz, sachlich, trocken verlas der

---

17 »*Sieben Buddhas*«: sieben das Tal von Kyelang umgebende Berge

18 *Unitas fratrum* (lat.): Brüdergemeine

19 *Inkarnation*: »Fleischwerdung«; meint hier das buddhistische Konzept der *Reinkarnation* (»Wiedergeburt«), nach dem ein Wesen nach dem Tod in einem anderen Wesen wiedergeboren wird, wobei es verschiedene Rangstufen gibt

44-jährige »Senior« diese Memorabilien<sup>20</sup> und schloss seinen Bericht über Soll und Haben mit dem Ereignis, das in Gehöft und Dorf Kyelang sowohl Freude als auch Bestürzung ausgelöst hatte:

»Am Donnerstag, den 6. Dezember dieses mit dem heutigen Tag abschließenden 1860sten Jahres, wurde die verheiratete Schwester Maria Elisabeth Heyde, geborene Hartmann, von einem gesunden Kind entbunden. Der Ehegatte akkouchierte<sup>21</sup>, die Schwestern assistierten. Sieben Tage danach, am 13. Dezember, wurde das Kind aus dem Stand des Heidentums durch das Bad der Taufe in die christliche Gemeinschaft des Gehöfts und somit auch der Gemeinde in Übersee sowie der ganzen Christenheit aufgenommen.<sup>22</sup> Der Taufakt fand in der Wohnstube des Elternpaares statt, da die Mutter, im Nebenraum liegend, nur auf diese Weise der Feier beizuwohnen imstande war. Das Kind, als dessen Pate die verheiratete Schwester Emilie Jäschke, geborene Rosenhauer, ausersehen wurde, erhielt in der Taufe den Namen Elisabeth. Somit hat sich die Personenzahl des Gehöfts um eine europäische Person weiblichen Geschlechtes vermehrt. Die Gesamtzahl der Europäer von Himalaya-Station Kyelang beträgt an diesem 31. Dezember sieben, die der ständigen Tibeter fünf, die der tibetischen Gäste zwei, hinzu kommt der Muslim Ali Mir. Die Gesamtzahl der Europäer und Asiaten beträgt also fünfzehn.«

Still und ruhig schlief die »siebte europäische Person« während dieser Neujahrsnacht in ihrer Wiege aus Schugpa-Holz, die

---

20 *Memorabilien*: Erinnerungen, Denkwürdigkeiten

21 *akkouchieren*: Geburtshilfe leisten, entbinden

22 Hiermit ist nicht gemeint, dass ein Mensch durch die Taufe ewiges Leben bekommt und Errettung erfährt, sondern gemeint ist lediglich die Taufe als Ausdruck der formellen Zugehörigkeit zur allgemeinen Christenheit; Anm. d. Hrsg.

ihr Wilhelm im Herbst gezimmert hatte. Sterne zogen vor ihrem Fenster auf und verschwanden. Zwei glückliche Augenpaare hielten über ihrem Schlaf Wacht, bis die erste Stunde des neuen Jahres, das man mit den nüchternen Zahlen 1–8–6–1 bezeichnet hatte, zu Ende ging.



Sechzehn Tage danach begann das Logsar-Fest der Tibeter. Der große Schneefall, der zwei Tage ununterbrochen währte, veränderte erneut die Hochgebirgswelt, erschwerte das Kommen und Gehen. Leidenschaftlich hatten sich die Lamas in diesem Jahr gestritten über den Beginn des Festes: Sie konnten sich nicht darüber einigen, ob der Einzug der Geister des neuen weißen oder Eisenvogeljahres<sup>23</sup> an einem Montag, einem Mittwoch oder Freitag vor sich gehen würde. Die Klöster Kardang und Kyelang, Schaschur, Gondola, Tuggiling und Triloknath – wie immer sie auch hießen –, blieben bei der Aussage ihres Lama-Astrologen, der kraft eingehender Studien seiner Schriften, kraft magischer Schau im offenbarten Orakelgeheimnis diesen und keinen anderen Tag bestimmt hatte. Und so geschah es denn, was selten war, dass die Geister des alten, des weißen oder Eisenaffenjahres zu

---

23 *tibetischer Kalender*: von China übernommen; Mondjahr mit zwölf Monaten zu je dreißig Tagen. Man rechnet mit Jahreskreisen von je zwölf Jahren, größere Zeitabschnitte werden zusammengefasst zu je fünf Jahrschwelgerkreisen (60 Jahre). Die einzelnen Jahre werden mit Tiernamen bezeichnet: Maus, Ochse, Tiger, Hase, Drache, Schlange, Pferd, Schaf, Affe, Vogel, Hund, Schwein. Jedes Jahr wird mit einem der fünf Elemente Holz, Feuer, Erde, Eisen, Wasser wechselnd in feststehender Folge verbunden; den Elementen entsprechen die Farben: Holz – grün, Feuer – rot, Erde – gelb, Eisen – weiß, Wasser – blau. So war z. B. das Jahr 1856 das Jahr des roten oder Feuerdrachens.



verschiedenen Zeiten, und so gründlich wie lange nicht, ausgetrieben wurden.

Ausschweifend setzte das Geisteraustreiben, das Bannen, das Feiern und das Willkommenheißten der Dämonen ein: Kyelang begann, Kardang folgte unmittelbar danach, Kolang und Dartse verwoben den eigenen Anfang mit dem Fortgang des anderen, bis auch Tinan, Sissu und Gondola und alle die anderen sich diesem Geschehen einfügten. Wieder und wieder konnte man in den sternklaren Nächten die Fackelzüge der einzelnen Dörfer auf den freien Feldern aufleuchten sehen, immer wieder ertönte aus den verschiedenen Tälern das dumpfe Trommeln und Pauken sakraler Instrumente, das Rollen des großen *Radung*<sup>24</sup>, das Gellen der Flöten und das weithin tragende Summen und Dröhnen der großen Tuben, untermischt mit Schreien, Schüssen und tosendem Gelärm von Jung und Alt. Entsetzen bei all denen, die ihr Licht nicht vor dem Wind oder dem Sturm hatten bewahren können, denen nämlich die Fackel verlosch: ein böses Omen für das neue Jahr! Bei Tanz und rauschendem Gelage auf den festgetretenen Feldern und auf den schneefrei gehaltenen Dächern der Hütten vergaß oder ertränkte man diese Drohung jedoch in Unmengen Tschang. Berge von Fleisch, Brotfladen und Reis wurden vertilgt, denn sich selbst und das Wohl des eigenen Leibes soll man nicht vergessen, wenn man den Göttern und Geistern Opfermahle bereitet. »Kommt! Kommt! *Om* – o Donnerkeil: Esst euch satt, ihr *Swaha!*« Die Lamas hatten sie herbeigerufen, die neuen Jahresdämonen. Dort, wo zwei Wege sich kreuzten,

---

24 *Radung*: tibetische Langtrompete

zerschellten sie an einem Stein ein Wurfopfer in der Einsamkeit.  
»Esst euch satt, ihr *Swaha!*«

Die letzte Stimme, die verklang, war die des Ga Puntsog, eines Einsamen unter den Lamas von Lhoyul<sup>25</sup>, eines Ladakers, der hier, so nahe am Thron des »Dreiweltenham« von Triloknath<sup>26</sup>, sein irdisches Dasein vollenden wollte. Mehr als die anderen verspürte er den Strom der Gnade und der Heiligkeit, den der Dalai Lama<sup>27</sup> jeden Morgen aus seiner Brust entsandte, einen Strahl der innigsten Kommunikation zwischen Potala<sup>28</sup> und der Pagode in Triloknath, der das alabasterne<sup>29</sup> Bild des »Dreiweltenham« mit Leben beseelte zum Heil aller Frommen aus China, Tibet und den »Mon des Südens«<sup>30</sup>: Triloknath und Potala sind eins. Ga Puntsog fühlte sich unmittelbar einbezogen in die Strömung der göttlichen Weisheit zwischen Potala und Pagode, aber er spürte in sich auch eine große Neigung zu dem »Gott am Querholz«, der die Leiden der Welt auf sich genommen hatte, um sie zu erlösen.

Ga Puntsogs Opferkuchen enthielt einen Zettel mit Sanskrit-Buchstaben, einen Lotos und ein kleines Kreuz – aufgemalt auf ein Stück Papier. Er brachte sein Opfer heimlich in der Drachenstunde, als die meisten schon stumm und stumpf in ihren Hütten lagen. Die letzten dumpfen Wirbel aus seiner

---

25 *Lhoyul*: »Südland«; anderer Name für Lahoul

26 »*Dreiweltenham*« von *Triloknath*: Statue in einer Pagode, die in nahen mystischen Zusammenhang mit dem Dalai Lama gebracht wird

27 *Dalai Lama*: »Ozeanpriester«; geistliches und weltliches Oberhaupt der Tibeter

28 *Potala*: Palastburg des Dalai Lama, auf einem Bergrücken über Lhasa gelegen

29 *Alabaster*: feinkörnige Gipsart

30 »*Mon des Südens*«: Land der Mon, d. h. Indien

kleinen Schädeltrommel klangen auf, dann schleuderte er sein *Gtorma*<sup>31</sup> auf einen Stein, sodass die Brocken in alle Richtungen sprangen, der Wind aber trug sein Murmeln in die elf Himmels-  
gegenden: »Nehmt dieses Opfer an! *Om karal dog – om karal dog*  
– *om beneu swaha!*<sup>32</sup>« Dann zog auch er sich zurück in das Düstern  
seines kleinen Hauses.



Die Zeremonien des sterbenden Jahres und des kommenden  
waren vollbracht. Über dem Hochtal von Lhoyul lag vollkom-  
mene Stille. Dann und wann nur stand der Schrei der großen  
Raubvögel in der Luft. Unbeirrt um alle unsichtbaren Jahresdä-  
monen, die jetzt in das Tal einzogen, bestrichen sie ihr Reich in  
weiten, majestätischen Bogen. Der Bhaga, der sonst in lautem  
Getön das Tal durchbrauste, war festgebannt in Eis und Schnee,  
als wären auch über ihn die Schweigetage des aufziehenden Jah-  
res verhängt, unter deren strengem Gebot nun jedes Haus stand.

Erschreckend war in seiner Schwärze der steile Gebirgszug im  
Norden, der so jäh zur Tiefe stürzte, dass auch in diesem Jahr an  
seinen Flanken nichts von den ungeheuren Schneemassen haften  
blieb, die jetzt das ganze »in drei gerissene« Ralsum<sup>33</sup> oder Lahoul  
in ein verzaubertes, schlafendes Reich verwandelt hatten, über  
dessen Frieden, Ordnung und Heil sonst die kühn, ja, herrisch

---

31 *Gtorma*: Wurf- oder Streuopfer, Opferkuchen aus Teig für die Götter und Dämonen

32 *Om karal dog – om beneu swaha*: mystische Sanskritformel

33 *Ralsum*: »das In-drei-Gerissene«; älterer Name für Lahoul, in Anspielung auf die drei  
Täler, die es umfasst

sich über Felsen aufreckenden Klöster der roten Lamas zu wachen schienen, über Götter und Dämonen, wie über die unmündigen Gabenspende, die demütig den Thron des *Padma Heruka*<sup>34</sup>, des »großen Zauberers mit der Schädelkrone«, umkreisten.

Durch nichts mehr unterschieden sich diese kühnen Felsenburgen optisch von den Hütten und Häusern derjenigen Talbewohner, die an den Hängen der sanfteren Mittelregion und auf den breiten Terrassenablagerungen des Bhaga ihre kleinen Siedlungen gebaut hatten. Zugedeckt auch sie von der wärmenden Schneedecke, zugeschüttet, eingeebnet bis zur Unkenntlichkeit – nur Geieraugen hätten sie erspähen können. Auch das Gehöft der Sahibs, die 1856, im Jahr des roten oder Feuerdrachen, die Unverfrorenheit gehabt hatten, sich im Gletschergarten und »Südland« der alten westtibetischen Könige ein Haus zu erbauen, das allen Regeln der Lama-Architektur, aber auch denen der profanen Baukunst Tibets spottete – auch Gehöft Kyelang mit Haupthaus, Ladakerhaus, Druckerei und Schule, mit Stallungen und Schuppen, Zisternen und Wasserleitungen lag unter der alles einebnenden Schneedecke. Dann und wann sah man einen der Sahibs zwischen den Schneemauern auftauchen, denn auch die Ladaker des Gehöfts und seine Gäste hielten sich gebunden an den alten tibetischen Brauch, vierzehn Tage lang das Haus um keinen Preis zu verlassen.

Schwer, müde und trunken vom Fest, befallen von dumpfem Schauer und ängstlicher Scheu, lagen die Bewohner des Tales nun Tag um Tag in ihren rußigen Hütten, durch die beizende

---

34 *Padma Heruka*: »Held des Lotos«; auch *Hayagriva*; Zornesgottheit im Buddhismus

Rauchschwaden zogen. Mit aller gebührenden Ehrfurcht hatte man den Jahresdämonen den Empfang bereitet: Jetzt hielten sie Einzug, jetzt waren sie da und ergriffen mit ihrem unheimlichen Wesen Besitz von Haus und Hof, von Kloster und Hütte, von Mensch und Tier. Sie schwebten über der Flussrinne und den Flanken der Berge und durchsetzten mit ihrem Sein Luft, Wasser und Erde. In den Hütten hofften die Bedrohten, dass sich diejenigen der Dämonen, die Böses im Schilde führten, vielleicht doch noch besänftigen oder gar umstimmen lassen würden durch die guten Opfer: süße Kuchen, kräftige Spenden an Reis, Knochen und Fleisch; durch Rauch und lobende Worte, durch Klänge – nicht zuletzt durch die Haft, in der man selber nichts hörend, nichts sehend, eingefangen in brütendes Hindämmern, ihnen völlig freie Hand ließ.

Am zehnten Tag der allgemeinen Gefangenschaft entrollte in einer der hoch gelegenen Hütten am Hang Tsang Sodnam seinen Ziegenhaarteppich. Er, der Bote des Gehöfts, rückte gähmend den Leibgurt zurecht, stolperte quer durch den Raum zur Fensterluke, wo auf einem Haufen neun, auf einem zweiten nur noch fünf Steine lagen. Aufatmend schob er von dem kleineren Haufen wieder einen fort zum größeren und dachte erleichtert, dass es nur noch vier Steine, vier Tage und Nächte, wären bis zur Befreiung. Um auch noch diese mit Würde und Anstand zu durchstehen, tastete er sich an den Tschang-Krug, setzte tief an, schnalzte mit der Zunge, spülte, zufrieden rülpsend, einen ranzigen Buttergeschmack hinunter und murmelte vor sich hin: »Fett! Überfluss! Gabe der Reichen! An Fett soll nie gespart werden, wenn es zum Feiern kommt!«

Dann tappte er bis zum Herd, auf dem immer noch einige Restchen der üppigen Neujahrsmahlzeit standen: ein Kloß aus Mehl, in den wiederum Fett – jetzt zu einem Batzen erstarrt – eingeschlossen war; hier ein paar getrocknete Aprikosen, dort ein Stück Hammelkeule. Tschangselig lallend redete er sich freundlich zu, sich nach dem langen Schlaf doch ein wenig zu stärken: »Nicht zu viel, Tsang Sodnam! Nur so viel, dass der Wolf nicht hungert und das Lamm nicht darbt!« Dann riss er mit den Händen ein Stück Braten ab, schob es dem grinsenden Hausgott zu, während er selbst den größeren Teil gierig verschlang. Mechanisch ließ er nach dem sündigen Fleischgenuss die Handgebetsmühle schnurren, die er als frommer Mann stets in seinem Leibgurt bei sich führte. Getilgt war die Sünde, abgegolten, alles in Ordnung! Er sumnte ein Lied vor sich hin, während er neben allerlei Pelzen und Röcken schwer am Herd niedersank, den Nachschmack der Sünde geruhsam genießend.

War es Rache des neidischen Herdgottes, dem die Fleischgabe zu gering war, oder waren die Eisenvogel-Geister im Spiel? Tsang Sodnam erwachte mitten in der Nacht von einem brennenden Schmerz auf der Hand und einem nicht weniger heftigen auf der Brust. Er schrie in der Dunkelheit laut auf vor Schmerz und Entsetzen: ein Dämon, der ihn gepackt hatte! Ein schwacher Schimmer des Mondes schien durch die kleine Luke, die er am Abend in seiner Tschang-Seligkeit geöffnet hatte. Er kämpfte sich durch die allgemeine Verwirrung in der engen *Chansa*<sup>35</sup> bis vor an das Fenster und legte den Stein wieder sorgsam an seinen

---

35 *Chansa*: (Winter-)Küche

Platz. Den brennenden Schmerz auf Hand und Brust versuchte er durch frischen Yak-Dung zu lindern.

Aber trotz Yak-Dung und Tschang: Die Wunde auf der Hand, die Wunde auf der Brust begannen zu brennen, zu stechen. Am zwölften Tag war der Krug leer, am dreizehnten der Knochen abgenagt: kein Hammel, kein Bier – nur das Stechen und Spannen und Finsternis, dazu die zischenden Frauen. Noch ein Tag nur, ein einziger Tag, ein einziger Stein noch: Morgen liegt er beim Haufen. Morgen! Dann war der Himmel offen, die Erde neu und er, Tsang Sodnam, war frei! Und dann würde er gehen und sagen: »Sieh, Sahib! Die Hand, die deinen Postsack schultert, ist krank: Heile sie mir, und die Wunde auf der Brust – hast du jemals eine solche Brust gesehen – ärmer und treuer als diese? Heile sie, Sahib, der ganze Körper ist nur noch eine einzige brennende Brust. Oh, wenn doch nur der neue Tag grauen würde, Tag der Freiheit!«

Entlassen aus ihrer Haft strömten am fünfzehnten Tag die Gefangenen der Dämonen auf ihre flachen Dächer, schaufelten sie schneefrei, ließen es sich wohl sein in den Strahlen der warmen Sonne und verständigten sich wie eh und je durch Zuruf von Dach zu Dach. Vereinzelt, aber auch in Gruppen und Grüppchen zogen etliche auf dem frisch festgetretenen Pfad hinunter in das Gehöft. Als Tsang Sodnam dort ankam, hockte schon eine ganze Reihe von Leidensgenossen auf dem Boden des Krankenzimmers. Platzwunden von Rausch- und Raufhandlungen, Schwellungen, Zerrungen, Verbrennungen, Risse vom Sturz im Dunkeln, Geschwüre und faulende Zähne, Geschlechtskrankheiten, Hundsbisse und allerlei unaussprechliche Leiden. Ngurub hatte der Yak verletzt und Chonsoms Augen waren rauchverquollen, fast wie blind.

Wilhelm hatte alle Hände voll zu tun. Doch schließlich waren die Kranken der Schweigetage – meist guter Dinge – davongegangen. Waren sie nicht wieder einmal so freundlich gewesen, dem Sahib ihre kostbare Zeit und ihren kostbaren Körper zur Verfügung zu stellen? Wofür sie denn auch nichts fordern wollten als etwa eine Handvoll Tabak oder eine Kelle Suppe, vielleicht auch einen Brocken vom Tee-Ziegel! Und wenn sie dann wieder zu Hause vor der Teekanne saßen und die Wasserpfeife von Mund zu Mund ging, dann waren sie zufrieden, dass ihre Wunden verbunden, ihre Leiden gelindert oder geheilt waren. Beim Kloster! Die Verdienste aus einem früheren Dasein waren so viele, dass sie noch für dieses Leben ausreichen würden, wenigstens so lange, wie da ein Sahib saß, der sie ohne etwas zu verlangen heilte, der ihr Karma begriff und erkannte, welch gute Wesen sie doch in früheren Existenzen gewesen sein mussten.

Nur zwei hatte Wilhelm zum *Lhardsche*<sup>36</sup> geschickt, denn der Lama-Arzt hatte bereits eine magische Kur begonnen: Phagspa verlor aus seinem Lederbeutel Pillen mit papierenen Schreckworten, die die begonnene Kur verrieten, Pillen mit Substanzen der fünf unreinen Dinge, die vom Menschen ausgingen, darin eingeschlossen Zauberworte. Phagspa beschwor Wilhelm, ihm doch zu helfen, doch der blieb unerbittlich: nein! Dies oder das, beides zu gleicher Zeit schließt sich aus. Phagspa ging. Zwei Wochen und er würde wiederkommen, quälen würde er ihn um Medizin.

---

36 *Lhardsche*: Arzt



# COMMUNIA BONORUM

Die Sonne hatte ihren niedrigsten Stand überwunden und zog, deutlich spürbar, in groß und größer werdendem Bogen über Lahoul. Sie drang schon in viele Talsenken, die seit Monaten im Schatten lagen. Die Gipfel der »Sieben Buddhas« und ihre Nachbarn erstrahlten seit Wochen in ungetrübtem, feenhaftem Weiß. Pagell hatte einige Reden von Dach zu Dach an die Tibeter hinter sich, die den Erfolg nicht brachten, den er sich versprochen hatte. Im Zusammenhang damit entspann sich zwischen den drei Kollegen Jäschke, Heyde, Pagell eine der heftigsten Debatten, die dieses Haus je gesehen hatte. »Bekehren werde ich sie mit all ihrem teuflischen Aberglauben!« Ein heiliger Zorn brannte auf seiner Stirn, als er das sagte.

Seine Kollegen – beide – schwiegen. Sie schwiegen lange, sodass Pagell noch einmal sein »Bekehren!« in den Raum schmetterte.

Das Echo kam aus Wilhelms Mund, leise, aber mit Nachdruck: »Belehren!«, sagte er. »Dieses und nichts anderes kann hier für uns und für sie infrage kommen.« Und Jäschke pflichtete ihm aus dem Grunde seiner profunden<sup>37</sup> Kenntnis der tibetischen Religion bei. Beide stellten heraus, dass man nicht Afrikaner, Eskimos oder Indianer vor sich habe, sondern lamaisische Tibeter, Buddhisten, deren Schriften trotz aller Verworfenheit von Dämonenspuk und Geisterglauben – von Tantras<sup>38</sup>

---

37 *profund*: gründlich, tief

38 *Tantra*: Beschwörungsformel

und Mantras<sup>39</sup> – die ältesten Lehren der Menschheitsmoral enthalten. »Bekehren!« – »Belehren!« Zwei gegen einen, doch der eine kämpfte um seinen Standpunkt für zwei. Die Konferenz schloss mit den alten Worten: »In allen entscheidenden Dingen: Einheit; in allen zweifelhaften Dingen: Freiheit; über allem: die Liebe.«

»Über allem die Liebe!« Ein großes Wort. Wilhelm stand allein am Fenster seines Studierzimmers und drückte die Glut im Pfeifenkopf aus. Liebe, das schwerste Gebot des Menschensohnes, am schwersten zu erfüllen unter ungleichen Menschen auf engem Raum. Auf eine harte Probe war in diesem Winter die Liebe zum Allernächsten im Haus gestellt, mit dem man in der engsten Gütergemeinschaft zu leben gezwungen war: ein Haus, ein Herd, eine Kasse für drei Familien. Das, was sich im Anfangsjahr der drei »Ehen in Gemeinschaft« durchaus ertragbar, ja, harmonisch gegeben hatte, schien eine bedenkliche Wende ins Gegenteil zu nehmen, und Anlass dazu gab das unschuldigste Geschöpf, die »siebte Person«, das Kind. Selbst wenn man den Mantel entschuldigender Liebe darüber zu breiten gewillt war – es ließ sich nicht leugnen: Alles, was man im Dienst der *communio*<sup>40</sup> an Selbstüberwindung, gewissenhafter Pflichterfüllung, ja, an Aufopferung eigener Bequemlichkeiten auf sich genommen hatte, war plötzlich gestört. Die »besiegte« Natur machte sich wieder frei in abrupten Ausbrüchen, die das kunstvolle Gebäude dieser *communio* in den Grundfesten zu erschüttern drohte. So gerecht die Pflichten im gemeinsamen Dienst an

---

39 *Mantra*: Zauberformel

40 *communio* (lat.): Gemeinschaft

Haus und Hof auch verteilt waren, so ungerecht verhielt sich die Natur selbst.

Alles hätte eine bei Weitem nicht so starke Wende genommen, wenn die drei Frauen zu gleicher Zeit Mütter geworden wären. Doch die Natur war nicht bestechlich: die Jüngste, die Unerfahrenste – die 23-jährige Maria Elisabeth Heyde – bekam zuerst ein Kind, das in all seiner Hilflosigkeit und Unschuld bewirkte, dass sowohl Trennungswände fielen als auch Abgründe sich auftraten – beides zu gleicher Zeit.

»Die weißen Frauen gebären selbst – und mit Schmerzen! – ihre Kinder!« Keine mystische Offenbarung hätte von größerer Wirkung sein können als diese Worte, mit denen Jorsam allen Männern und Frauen des »Menschennestes« Kye-lang von der Geburt des Kindes Mitteilung machte. Und dieses Ereignis schmolz bei den Tibetern einen den weißen Frauen gegenüber gewährten Vorbehalt hinweg, hatte man sie doch bisher als eine Art Zwischenwesen angesehen, die man nicht ganz der Welt der Menschen zurechnen konnte. Die Geburt des ersten Europäer-Kindes machte die »Memsahibs« den Tibetern erst eigentlich »menschlich«, und sie bezeichneten die Mutter zum Unterschied der beiden Noch-nicht-Mütter, die es ja aber noch werden konnten, mit dem vertrauten »Ama«, das heißt Mutter.

Es ließ sich gar nicht übersehen: Unter den Nachbarn war eine seltsame Veränderung vor sich gegangen. Sobald Maria wieder kräftig genug war, die ihr zufallenden Pflichten im gemeinsamen Haushalt zu übernehmen, trat das deutlich zutage. Seit die »Ama« erschienen war, öffneten sich ihr die Herzen der Tibeter rückhaltlos. Außerdem konnte sie sich jetzt, nach einem

Jahr – auch das hatte die ungerechte Natur zuwege gebracht –, mit ihnen nicht nur durch Gebärden und gestotterte Vokabeln verständigen, sondern sich flüssig in ihrer Sprache mit ihnen unterhalten. Sodnam Stobkjés, der Hemismönch, und Jäschke, der Tibet-Spezialist, betrachteten es als eine Leistung besonderer Art, dass sie die tibetischen Schriftarten schon nach einem halben Jahr beherrschte, und so wurde sie für das Schreiben von Texten im klassischen Tibetisch zur tibetanischen Kalligrafin ernannt. Diese objektiven Vorzüge wirkten sich im Zusammenleben als subjektive Nachteile aus, die das Zusammenleben zu trüben begannen.

Maria, die anfänglich die ganze Entwicklung der Dinge nicht begriff, war zutiefst erfüllt von ihrer Liebe zu Wilhelm, die womöglich durch das Kind noch gewachsen war. Ohne es selbst zu wissen, strahlte sie diese Liebe aus; sie machte sie stärker und befähigte sie zu Dingen, die ihr früher nicht leichtgefallen waren. Sie überwand den Ekel, als Wilhelm in der Krankenstube Yontans tiefe Kopfwunde unter dicht verfilztem Haar, in dem es sichtbar wimmelte, freilegte. Als ihr Mipams Atem entgegenschlug, würgte sie die aufsteigende Übelkeit herunter, denn auch Wilhelm kapitulierte nicht davor. Er war unter den Leuten, unberührt, auch an Tagen, an denen er unter jenen Magenbeschwerden litt, die ihm seit einer schweren Vergiftung in Benares geblieben waren. Schmutz, Krusten, Eiter, Wunden, Blut, Schleim, Gerüche – Maria lernte dem standzuhalten, und kaum mehr machte es ihr etwas aus, die nie beschnittenen Fußnägel der Trashi Paldom, unter deren einem sich ein taubeneigroßes, eitriges Geschwür gebildet hatte, erst einmal aufzuweichen und sie danach zu beschneiden.

Es war merkwürdig: Auch die kleinen Bodpas hingen ihr plötzlich an wie von selbst. Da saß sie am Herd in der Küche und strickte, in Abwartung der Geschäfte ihrer »Küchenwoche«. Plötzlich schauten durch das Fenster Wilhelms Schüler, und im Nu sah sie sich umringt von zwölf kleinen Jungen, die ihr auf die Finger starrten. Sie, die sonst in der Schule kaum zu bändigen waren, starrten auf ihre Hände, auf dieses »Fechten« mit den langen Spießen und auf das schöne saubere Maschengewirk, das unter ihren Händen hervorquoll. Sie verharrten stumm, bis einer endlich zu betteln anfang: »Lass mich einmal fechten!« Die Ama zeigte ihm noch einmal den Vorgang – und er begriff. Die anderen ließen sich nicht abweisen, und so war die winterliche Jungen-Strickschule geboren. Die Jungen waren ihre treuesten Anhänger und lernten das Stricken noch vor ihren Müttern. Wilhelm, erstaunt und belustigt über diese unerwartete »Abwerbung«, entschied: Nur der darf in die Strickschule der Ama gehen, der auch regelmäßig in die Hauptschule zum Lesen und Schreiben kommt, und nur der darf die spannenden Geschichten und neuen Lieder hören und lernen, der endlich einmal aufhört, während des Unterrichtes laut zu fluchen.

Auch die Küche, die ihr ein Folterraum gewesen war, verlor ihre Schrecken, auch wenn sie immer noch mit einem gewissen Bangen vor den großen Herd trat, der ihr im ersten Jahr allen Einfallsreichtum und allen Mut abgefordert hatte. Völlig unerfahren und uneingeweiht hatte sie vor dem kalten Ungetüm gestanden, um für sechs erwachsene Menschen ein nahrhaftes, schmackhaftes Essen zu bereiten. Luftgedörertes Schafffleisch, hart wie Knochen, dazu *Dal*, indische Erbsen, kaum weniger hart, etwas Gemüse ... Sie nahm allen Scharfsinn zusammen,

denn auch Mrs. Rundells<sup>41</sup> englisches Kochbuch verriet die Zubereitung solcher Gerichte nicht. Ganz so war es nun gekommen, wie sie es damals befürchtet hatte: vom Katheder<sup>42</sup> zum Kochtopf ohne sanfte Übergänge. Kalt war die Küche, draußen lag tiefer Schnee. Jorsam, die »Hilfe«, schien noch in Traumestiefen zu verharren; auch sonst konnte sie die neue *Dscho-Dscho*<sup>43</sup> in ihrer europäischen Aufmachung nicht genug bewundern, am liebsten sogar betasten, befühlen. Korallen- und türkisbehangen schob sie sich, prächtig geschmückt wie ein wandelnder *Tschorten*<sup>44</sup>, feierlich durch die Pflichten des Tages und verstand nichts von dem, was man ihr sagte.

Von Monat zu Monat mehr hatte Maria begriffen, dass ihr Platz am Herd ein Wach- und Ehrenposten war und nicht nur eine Stätte der persönlichen Folterung, denn er stand in unmittelbarem Zusammenhang mit Wilhelms jahrelangen Bemühungen um Verbesserung der Lebensverhältnisse der Talbewohner und der notwendigen Unterbauung des Gehöfts durch Kultivierung des Bodens, durch Verbesserung der Wasserverhältnisse, die lediglich durch Gletscherleitungsbau erzielt werden konnte. Kartoffeln! Acht Stück in einer verlöteten Zinndose vor Jahren aus Deutschland gesandt: Jetzt waren es Felder geworden. Und doch noch viel zu wenig für ein ganzes Tal. Man musste sparsam umgehen mit diesen unter Lebensgefahr gewonnenen Produkten: Jedes missratene Gericht war eine Aberkennung seiner Bemü-

---

41 *Maria Rundell*: Autorin eines im 19. Jh. in England sehr populären Kochbuchs

42 *Katheder*: (Lehrer-)Pult, Podium

43 *Dscho-Dscho*: Anrede, etwa: »Gnädige Frau«

44 *Tschorten* oder *Chord-ten*: »Opferbehälter«; sanskrit. *Stupa*; tibetisch-buddhistisches Kultdenkmal

hungen, zudem eine Schädigung der Lebensgemeinschaft des Gehöfts. Nichts achtlos, gedankenlos nehmen und verschwenden: Nur Einteilung und sorgsame Behandlung der kostbaren Rohstoffe und Gaben der Erde hatten sie aus dem Chaos geführt.

Jetzt gab es niemanden mehr, der noch sagte: »Der Reis dürfte trockener sein«, niemanden mehr, der monierte: »Das Brot bekommt mir schlecht.« Sie, die jüngste und Unerfahrenste, hatte aus Korrekturen, Beanstandungen und Tadel gelernt. Mussten doch auch die küchenerfahrenen Frauen und Männer zugeben, dass diese Küche in dreieinhalbtausend Metern Himalaya-Höhe, abgeriegelt von jeglicher Zivilisation, andere Anforderungen an jeden stellte, der sich ihr zu unterwerfen hatte: geschlachtete Schafe verarbeiten, Kerzen drehen, *Ghy* »entstänkern« – das hieß, tibetische Yak- oder Ziegenbutter auf ausgeklügelte Weise zu klären, denn die Butter wurde von den Nomaden der Rupshu-Horde in Schafs- oder Ziegenbälgen geliefert, deren Fellseite, nach innen gelegt, dick voller Haare steckte; sie schmeckte ranzig und war ohne die Klärung mit Holzkohle für europäische Mägen ungenießbar. Salz, gebrochen aus den abflusslosen Salzseen der tibetischen Hochebenen – alles, alles war so völlig anders hier als in einem Bürgerhaushalt europäischer Breiten, bis hinab zum Kochprozess selbst, der so sehr viel langsamer vor sich ging als zu Hause. Und rar war der Feuerstoff: getrockneter Vieh-Dung und trockene Äste der Burtse<sup>45</sup>, und nur zu besonderen Gelegenheiten Holz in Scheiten, nämlich an hohen Festtagen oder wenn Brot gebacken wurde.

---

45 *Burtse*: holziges, stark riechendes Erikagewächs

Heute, am Vortag von Wilhelms 36. Geburtstag, hatte sie alles geschafft: Sechs Brote lagen mit knuspriger Kruste fertig auf dem Tisch, ein Hammelbraten war gerichtet, dazu Curry-Reis mit scharfer Tunke aus Pfeffer, Kurkuma und Ingwer. Alle Lampen des Hauses waren geputzt, alle Böden gescheuert, die Küche, der Herd blitzten. Alle Wäsche war gewaschen, geflickt und gebügelt. Nein, es gab auch für Maria keine blutenden Hände mehr, wie noch Monate vorher, als man zu dritt in aller Frühe zum Waschtrog ging und sich beeilen musste, wenn man am Nachmittag fertig sein wollte. Lange wollten ihre Schreib-tischhände vom Reiben und von den beizenden Laugen nicht heilen. Oft blieben sie wund bis zur nächsten Wäsche. Jetzt war das anders und uneingeschränkt die Freude über das gemeinsam vollendete Waschwerk, das schon allein belohnt wurde durch den Anblick der blütenweißen Wäsche, die, von der scharfen Höhenluft gebleicht, frisch duftete.

Und doch war sie sich klar darüber, dass immer ein Stück Glück beim Gelingen aller Unternehmungen in Küche und Haus vonnöten war, und nie betrat sie die Stätte ihres häuslichen Wirkens ohne Beklemmung und Herzklopfen. Der Duft der guten Sachen zog so würzig durch das Haus, dass Wilhelm – entgegen der allgemeinen Abmachung, dass keiner während der Arbeit gestört oder unterbrochen werden sollte – aus seiner Studierstube hinabstieg. Er ging stracks auf Maria zu: »Verrate mir dein Geheimnis!« Er legte seinen Arm um sie, doch Maria entwand sich ihm schnell, hob ein Gericht in die Höhe und sagte schelmisch: »Liebe ersetzt die Erfahrung.«

Am auffälligsten aber war die Wandlung von Jorsam. Sie entwickelte sich zu einer überaus besorgten Kinderfrau, die wohl



eher ihr Leben gelassen hätte, als dem Kind etwas geschehen zu lassen. Mit einer gefährlich abgöttischen Liebe hing sie an dem kleinen Wesen. »Einen *Tru*<sup>46</sup> lang! Nur einen *Tru* lang!«, sagte sie zärtlich und maß das weiße Bündel, in dem die Körperlänge von Elisabeth verborgen war, von dem ausgestreckten Mittelfinger der Rechten bis zu ihrem Ellenbogen. Dann lachte sie wieder, wie Maria sie noch nie hatte lachen sehen. Nicht hergeben wollte sie das kleine Geschöpf, das sie an ihrer Brust trug, fest und warm gebettet wie ein eigenes.

Sie übte sich im Aussprechen des fremden, schweren Namens, der zwischen ihren blendend weißen Zähnen immer nur wie ein Lallen, untermischt mit Zischen hervorkam, sodass Maria ihrer tibetischen Zunge schließlich helfend entgegenkam und ihr den Namen Elisabeth in Elly erleichterte. Vielmals hintereinander sprach Jorsam das Wort EL-LY aus, dann sagte sie stolz: »Wenn das Jahr des blauen Hundes kommt, wird Jorsam einen braunen *Butsa*<sup>47</sup> haben: Um Kindersegen wird sie pilgern gehen, sobald die Sonne den Schnee von den Bergen taut. Dann wird die Schande des *Mosam*<sup>48</sup> von ihr genommen! Einen Sohn wird Jorsam haben wie du eine Tochter, und deine Tochter und mein Sohn werden durch den Garten gehen, den Garten voller Sommerblumen ...« Sie wiegte die Kleine in ihren Armen und summte wieder ihr schönstes Sommerlied.

---

46 *Tru*: tibetisches Längenmaß; Länge des Unterarmes eines erwachsenen Menschen vom Ellenbogen bis zum Mittelfinger der ausgestreckten Hand

47 *Butsa*: Junge

48 *Mosam*: Unfruchtbarkeit der Frau

Jetzt erst begriff Maria, dass die »Schande der Unfruchtbarkeit« – ein Makel für jede Tibeterin – an ihr fraß wie eine Krankheit, die nur ein eigenes Kind heilen konnte. Daher die Heftigkeit gegen den Stiefsohn Lhasgyab! Sicher, er war besonders ihr gegenüber ein unnützer Kerl, aber unbewusst hielt er ihr immer diesen Fehl vor, den ihre Ehe mit Lobsang Chospel von Jahr zu Jahr mehr zutage treten ließ – auch wenn ihre dunkle, kraftvolle Schönheit sie den Frauen weit und breit überlegen machte.

»Pilgern will ich gehen, pilgern zum Rasphags-Tempel<sup>49</sup> des erhabenen Herrn von Triloknath ...«, murmelte Jorsam gedankenverloren. Dann aber kam wieder Leben in sie. Der türkisenbesäte *Perag*<sup>50</sup>, der ihr über Kopf und Rücken lief, die breiten, weit abstehenden Ohrenklappen, gesäumt mit Otterfell, bewegten sich auf und ab, während sie, den Kopf vor- und zurückbeugend, immer wieder rief: »*Sepa, sepa! Dargod cig!*«<sup>51</sup> Und da Elisabeth, ein auffallend schönes Kind, sie nur ernst aus ihren großen dunklen Augen ansah, begann sie selbst zu lachen, so, wie sie es gerne gehabt hätte, dass der »Liebling« lachte. Sie ging mit ihr vom Fenster zur Tür, und ihre weiten Wollröcke umwogten im Gehen ihre neuen, spitzen indischen Schuhe, sie wiegte sich in den Hüften, und alle Korallen- und Muschelbezüge an ihr begannen zärtlich zu klicken und zu beben.

Nur unfreiwillig überließ sie das Kind der Mutter und verschwand an ihre Arbeit. Als Maria das weiße Tuch abnahm,

---

49 *Rasphags-Tempel*: gleichbedeutend mit der hochheiligen Pagode des Dreiweltenherrs von Triloknath, der in einer mystischen Verbindung zum Dalai Lama in Lhasa steht

50 *Perag*: Schmuckhaube für Frauen, deren Schleppe mit Edelsteinen besetzt ist; gilt als Symbol der Schlange

51 dt. »Liebling, Liebling! Lach doch mal!«

in das sie die Kleine immer vorsorglich einhüllte, wenn sie, in Küche, Keller, Druckerei, Bibliothek oder Krankenstube benötigt, sie der Jorsam zum Warten übergeben musste, rollte ihr von ungefähr ein schuppiges Fischamulett entgegen, in dessen metallennem Hohlraum sich einige Dinge befanden, die aussahen wie Mauszähne und -krallen und trockene Hautstückchen einer Schlange. Sie wusste nun, dass sie Jorsams Liebesüberschwang unter noch wachsamere Augen nehmen musste.

Solche Wachsamkeit aber und die betonte Besorgnis der Mutter waren es, die ihr von der anderen Seite der Hofgemeinschaft Tadel eintrug. Die Ansicht der *communia* unter Ausschluss der Hauptbeteiligten war: Von dem Kind werde viel zu viel Wesens gemacht. Man verwöhne es, man »puddle« es, man hege und pflege es ganz und gar übertrieben für einen Posten in Hochasien.

Und so geschah es denn, dass die »siebte europäische Person« weiblichen Geschlechts ohne ihr Wissen und Zutun drei Väter und drei Mütter hatte, die sich um das Wohl ihrer Erziehung bemühten. Und so unerfahren jeder Elternteil eigentlich in der Materie auch war, so hatte doch jeder seine ganz konkreten Vorstellungen über die Erziehung von Kleinstkindern im hohen Himalaya. Die Miteltern verfochten ihren Standpunkt, dass man schon – und gerade! – so kleinen Kindern mit einer gewissen Strenge, ja, Härte begegnen, unnachsichtig ihre kleinen Unarten an der Wurzel packen und in zuchtvolle Bahnen leiten müsse. Die leiblichen Eltern aber, die das Kind wie ein Geschenk höherer Hand empfangen hatten, sahen sich zuallererst aufgerufen, das zarte Lebensflämmchen nach besten Kräften zu schützen, zu hegen gegenüber einer Welt des Außeror-

dentlichen: die Nähe des Dämonenkults, die dünne Höhenluft, Kälte, Unsauberkeit und die unabweisbare Neugier der Bodpas, die das Kind am liebsten in ihre Hütten geschleppt hätten.

Es war wohl als ein Glück anzusehen, besonders für die kleine Familie, dass wenigstens die Nacht da war, die stille Nacht, die jetzt im Winter schon früh begann und einen Vorhang um die allzu Beteiligten wob. Mühelos bewirkte sie, dass jeder aus der Sphäre des Kollektivs wieder in die des Privaten hinüberwechselte, wenigstens räumlich. Diese Nächte waren gut.

Doch dann geschah es, dass nächtliches Weinen auch durch Wände und Finsternis drang und die besorgten Miteltern aufschrecken ließ: Was ist geschehen? Sie werden doch nicht! Tatsächlich: Licht wurde entzündet, ein kleines Lämpchen, klein und sehr matt, doch war es groß genug, dass sich dadurch schon ein ganzer Aufruhr entwickelte. Und war das nicht das Schüren eines Feuerhakens? Wirklich! Feuer mitten in der Nacht. Ein Kohlenbecken? Nein, ein Feuer im Ofen. Die Zugflamme rauschte durch den Kamin. *Communia bonorum!* Es geht nicht an, dass wegen eines schreienden Säuglings die ganze Nacht eine Öllampe brennt. Ungerechtfertigte Verschwendung, wenn ein Ofen auch nachts mit kostbarem Brennstoff gefüttert wird, der allen gehört! Heizen, wegen eines kleinen Kindes!

»Dein Ofen frisst zu viel Feuerstoff: Reiß ihn heraus!«, befahl der Ökonom.

»Lösch das Nachtlicht!«, forderte der Senior.

»Aber das Kind hat den Husten!«

»Husten? Man muss doch nicht jeden Atemzug beargwöhnen. Jeder Mensch bekommt irgendwann einmal seinen ersten Husten.«

»Verweichliche doch um des Himmels willen dein Kind nicht so prinzeßlich!«, mahnte die Pate, und ihre Augen bekamen die überpersönliche Strenge einer Alexandra van Trooght, Marias früherer Erzieherin, hinter der sich Trauer und Resignation einer Emilie abzeichneten.

Friederike aber schwieg und litt.

Und doch waren es schlaflose Nächte, unruhige Nächte, in denen der Sturm Schneemassen in Bewegung setzte, der die Bäume um das Gehöft ächzen und stöhnen ließ, der durch alle Ritzen und Fugen pffif, sodass die kleinen Lungen unruhig flatternd atmeten. Und die Öllampe neben dem Bett verbreitete weiterhin einen matten Schein; und war die Kälte zu bissig, dann brannte auch im Ofen ein gelindes Feuer für das Kind! Man würde den Ausfall für die Gemeinschaft ersetzen, ein wenig Öl im Sommer einkaufen und einen Schugpa-Stamm fällen.

»Wovon wollt ihr das tun! Geld? Es gibt nur *eine* Kasse – Salarien und Gehälter wurden noch nie für Pioniere bezahlt!«

»Da ist noch ein wenig Geld von früher, wir werden dafür im Sommer Öl kaufen, und einen Baumstamm werde ich fällen, den ich selbst vor sieben Jahren gesetzt habe.«

»Der Baum gehört der Gemeinschaft. Lösch das Nachtlicht und verbrenne kein Holz oder reiß deinen Ofen heraus.«

Wilhelm, der sich mit Nachdruck schützend vor seine kleine Familie stellte, war so aufgebracht über die Unmöglichkeit, mit den Kollegen zu einer Einigung um ein wenig Öl und ein wenig Holz zu kommen, dass er allen Ernstes beschloss, sich aus dieser *communia bonorum*<sup>52</sup> zu lösen, die sich wegen einiger unerheb-

---

52 *communia bonorum* (lat.): »Gemeinschaft des Guten / der Güter«

licher Verbrauchsgüter, zur Behebung oder zumindest Erleichterung eines Notstandes, in eine »*communia malorum*«<sup>53</sup> zu verwandeln drohte. Um des Kindes und seiner Frau willen war er fest entschlossen, diese Gütergemeinschaft zu verlassen. »Besser gehen als sich gegenseitig aufreiben!«

Doch Tage, Wochen, vielleicht sogar Monate blieben, bevor jemand daran denken konnte »zu gehen«. Fest verschlossen war jeder Pass nach Süden, Osten, Norden oder Westen, man war aneinandergelockt auf Gedeih und Verderb. Der Himalaya-Winter war eine Folterstätte der Herzen geworden, die sich den höchsten Zielen verschrieben hatten, ohne sie an sich selbst so verwirklichen zu können, wie es nötig gewesen wäre. Die Frauen, die sich unter milderen Himmeln gelobt hatten, einander über alle Schwierigkeiten dort oben »hinwegzulieben«, mussten erst durch die Qualen der Selbstüberwindung. Maria litt unendlich darunter, dass Emmy, die Freundin, die Leidensgefährtin von Kalkutta, sie nicht mehr als eine Freundin, sondern als eine zu Pflegenden ansah, sie, die doch selbst offensichtlich litt ... Sie sah auch Friederikes Not, ohne ihr helfen zu können. Ein Schmerz ohne Vergleich, der ihr wie ein Versagen gegenüber ihrem Gelöbten erschien. Kein Platz in Europa hätte je solche Klüfte zwischen ihnen aufreißen können wie das enge Zusammenleben in einem Haus hinter Schnee und Eis. Schmerzliche Erfahrung: Glück isoliert mehr als Unglück. Und so lebten die beiden Glücklichen mit ihrer Liebe ungewollt inmitten dieser Gemeinsamkeit wie auf einer Insel.

---

53 *communia malorum* (lat.): »Gemeinschaft des Schlechten«

»Das sind die Schmerzen der Menschwerdung!«, sagte Wilhelm, als Maria ihm ihren Kummer berichtete. Er selbst hatte schon wieder zu sich gefunden und konnte sie trösten. Er gestand ihr auch, dass er seinen Plan, eine der Teeplantagen eines englischen Freundes in Darjeeling in Verwaltung und mit Beteiligung zu übernehmen, habe fallen lassen, so großzügig und verlockend dieser ihm das Angebot auch damals – unbefristet – offengelassen habe. Auch der zweite Plan, sich aus der *communia* zu lösen, kam nicht mehr infrage. (Seit Jahren stand das Gehöft mit Regierungskreisen in ständigem Kontakt, und englische Beamte oder einfach Dolmetscher, die Tibetisch und Englisch gleich sicher beherrschten, waren nicht allzu häufig.) Auch diese Möglichkeit, sich zu entziehen, hatte er energisch gestrichen. Fahnenflucht! Nichts anderes wäre es, wenn er ginge. Es gab nur eines: Man musste durch. So oder so. Gehen würde heißen, das hohe Ziel mit der eigenen Unzulänglichkeit zu besudeln. Sich selbst noch mehr an der Kandare halten<sup>54</sup>, um nicht schuldig zu werden vor einem Gelöbnis, das man nicht den Menschen, sondern dem Allmächtigen gegeben hatte. Feige und klein erschien ihm sein »Fluchtplan«, und er warf sich mit größerer Leidenschaft in alle Arbeiten, die auch in den Zeiten der schlimmsten Spannung nie unterbrochen worden waren.

Auch Maria war froh darum, sie wollte keine »Tee-Lady« werden, sondern das erfüllen, wozu sie das Los bestimmt hatte. Und: Konnte nicht der Himmel über ihnen allen wieder hell werden?

---

54 *sich an der Kandare halten*: sich unter Kontrolle haben, sich keine Freiheit lassen

# TÜRKISENWEIDE

Blumen begannen an den südlichen Hängen in betörenden Farben aufzubrechen, der Bhaga begann zu rauschen, der Sommer kam, und alles atmete freier. Die Nächte waren sternklar, und eines Abends zeigte sich im Kopf des Großen Bären<sup>55</sup> ein Komet mit hellem Schweif – ganz nahe musste er über dem Hochtal gewesen sein, denn er entschwand schnell, und seine Helligkeit nahm sehr bald ab. In dieser Nacht eröffnete Wilhelm Maria, nun sei der Augenblick gekommen, dass er sie auf längere Zeit, wohl auf ein bis zwei Monate werde verlassen müssen. Es fiel ihm sichtlich schwer, ihr gerade jetzt eine solche Eröffnung zu machen, denn noch stand sie dem letzten schweren »Gewitter«, das völlig unerwartet über sie hereingebrochen war, allzu nahe.

Tsang Sodnam hatte in seinem Fellsack die erste Post – heiß ersehnt nach neun Monaten des Abgeschlossenenseins – über die Pässe geschleppt. Schon von Weitem sah man ihn kommen; Knoblauch kauend, dann und wann die Gebetsmühle schwingend, hielt er im Gehöft großen Einzug. Er stellte den Postsack hinter die Tür und gab sich dann gelassen dem Genuss all der guten Sachen hin, mit denen man ihn für die letzten großen Strapazen entschädigen wollte. »Das Glück kommt zum Menschen wie der Knorren aus einem Baum!«, sagte er, als er seinen Lohn einsteckte. Er war zufrieden, er sonnte sich in der ihm dargebrachten Ehre, während der Sack auf dem Tisch der Bibliothek ausgeschüttet und sortiert wurde. Briefe und Drucksachen.

---

55 *Großer Bär* o. *Großer Wagen*: Sternbild



Obwohl Maria auf eine längere Trennung von Wilhelm vorbereitet war – es gehörte ja zu seinen Pflichten, die tibetischen Landschaften diesseits und jenseits des ladakischen Indus während des Sommers in regelmäßigen Abständen zu besuchen –, so traf sie doch die Mitteilung in dem Augenblick der eigenen Kummernis und Verlassenheit hart. Zwei Monate! Noch nie hatte sich seine Abwesenheit so lange hinausgezogen: vier Wochen nur im vorigen Sommer – und sie waren ihr schon wie eine Ewigkeit erschienen.

»Man ist verwöhnt«, sagte sie, »wenn man sich so sehr zuge-  
tan ist.« Sie trat zu ihm an das offene Fenster, und sie machten  
aus – wie wohl schon Tausende von Liebespaaren, die sich tren-  
nen müssen –, dass sich ihre Augen jeden Abend auf dem Reiter  
im Großen Bären treffen wollten. (Da wäre man ohne Anstren-  
gung schnell beisammen, vorausgesetzt, dass keine Wolken am  
Himmel stehen!) Dann gingen sie an die Wiege und lauschten  
auf das ruhige Atmen des Kindes.

»Ich bin ja nicht allein!«, sagte Maria.

»Aber ich werde sehr allein sein!«, meinte Wilhelm und  
stopfte sich die Pfeife. Der Mond war aufgegangen und erfüllte  
das Tal allmählich mit seinem vollen Licht. Ihrer beider Hände  
ruhten ineinander, ohne dass sie Worte wechselten. Nach einer  
Weile sagte Wilhelm: »Ich weiß, was es für dich bedeutet, allein  
hier zu bleiben. Ich bin ein alter Yak, ich ziehe meine Straße  
und gehe meinen Weg, wenn auch jetzt mit einer Sehnsucht im  
Herzen, die ich früher nicht kannte. Doch wir werden uns nahe  
sein, auch wenn Räume von gewaltigen Ausmaßen uns trennen:  
Gletscher, Pässe, Flüsse« – er sagte nicht: auf denen die Gefahr  
lauert – »... weglose Pfade« – er sagte nicht: bedroht vom Tod.

Und dann erzählte er ihr von nördlichen und östlichen Reichen, von den Grenzen Tibets mit düster starrenden Berggipfeln, von dem gewaltigen Grenzsee Pangkong in tonlosen, leeren Öden, eingebettet in das Gelb niedriger Höhen und in den rötlichen Schimmer von Kalkfelsen, aus denen die Fläche des abflusslosen Salzmeeres in einem Blau von unerhörter Leuchtkraft schimmerte, inmitten grenzenloser Einsamkeit. Er sprach von der »Schatzburg der Hirten«, Korzog am *Tso Moriri*, von den Nomaden, die mit ihren siebzig schwarzen Yakhaar-Zelten mal am Moriri, mal am Weißen See, dem *Tso Kar* – blau und abflusslos wie der Pangkong –, mit ihren Herden weideten; manchmal hielten sie sich auch mitten in der weiten baumlosen Hochebene auf, auf einem leeren Platz, Sora genannt. Vom ladakischen Indus-Tal mit seinen gelben sandigen Ebenen sprach er, von den Gebirgsstöcken, gekrönt mit Klöstern, vom Karakorum<sup>56</sup> und Nubra, dem »Blumengarten«, in dem eine Fülle von Früchten gedieh, vor allem Aprikosen; von Hembabs und Dras und von jenem merkwürdigen Volksstamm in Hundar. Er sprach von den großen Klöstern Hemis und Hanle, besonders aber von der alten Königsstadt am Indus: Leh. Alle diese Gegenden würde er auf der Reise berühren, aber Leh und der Ort Stogh, der einzige Besitz des entrechteten Königs von Ladak, seien die Punkte, die für die Zukunft des Werkes von ausschlaggebender Bedeutung werden könnten.

»Eine Zukunft, die – so ist beschlossen worden – ich herbeiführen soll. Ich wurde dazu bestimmt, den Ort für eine neue

---

56 *Karakorum*: Gebirge, das sich nordwestlich an den Himalaya anschließt

Niederlassung ausfindig zu machen. Ich werde ihn suchen, ich werde ihn finden für das Werk und vielleicht auch für dich und mich.«

»... und Es?« Sie deutete auf die Wiege, und ein Anflug von Besorgnis huschte über ihr Gesicht.

Wilhelm schwieg. Nach einer Weile sagte er: »Auch den jungen Zugvögeln wachsen die Schwingen.«

Wolken waren aufgezogen, und der stärker werdende Nachtwind bewegte die Bäume um das Gehöft. Ein leises, aber deutlich vernehmbares Ächzen kam aus dem kleinen Gehölz hinter dem Gartenzaun, in dem die Bäume so dicht standen, dass sie sich hier und dort rieben, besonders zwei Weiden, die der Mond, wenn er durch die Wolken brach, mit seinem Licht überflutete. Wie zwei unglücklich aneinander Gekettete standen sie dort, die sich wund zu scheuern schienen: Immer wieder kamen die knarrenden, ächzenden Laute.

»Nicht wie diese«, sagte Wilhelm, »... sieh die beiden anderen dort!« Und er wies auf zwei prächtige Weiden, deren Kronen wohl dicht ineinander verflochten, deren Stämme jedoch – in gehöriger Entfernung – jenen festen Stand hatten, der sie davor bewahrte, durch unglückselige Verschlingung zu verkümmern: Genährt aus dem gleichen Grund, hatten sie beide Raum genug, Stamm und Krone zu entwickeln und in der Zweiheit doch wieder in eines zu verschmelzen. »Schau, wie mächtig das gemeinsame Dach ist! Das ist die ›Türkisenweide‹. Die Tibeter sagen: ›*lcog-poma-dros-sil – can!* – die sich biegende schattenspendende Weide!«

Noch lange blickten sie in die helle Nacht. Dann schloss er ihre müden Lider mit einem Kuss. »*Lcog-poma dros-sil – can: biege-*

same, schattenspendende Weide, deren Stamm niemals bricht, deren Zweige geschmeidig, niemals in Sprödigkeit erstarren – Türkisenweide, meine Augenweide! Sorge dich nicht um mich, ich weiß euch geborgen, so wie auch ich mich geborgen fühle ... Was kann uns geschehen!«

Maria war über seinen Worten allmählich eingeschlafen, sie schlief ruhig – fast wie das Kind.



Sodnam Stobkjes und Joldan – im Gehöft kurz »Tob« und »Dan« genannt –, brannten darauf, in ihre Heimat zu gelangen. An einem heißen Tag im Juli brach Wilhelm mit ihnen und Ali Mir auf. Eine kleine Karawane. Zwei Zelte, sieben Kuli-Ladungen<sup>57</sup>: eine mit Lebensmitteln, eine mit Gebrauchsgegenständen, zwei für Vater und Sohn und drei mit Büchern, den letzten Drucken aus der Kyelanger Presse in klassischem Tibetisch, Teile der beiden Testamente in 250 Exemplaren.

Tob und Dan, in ihren kurzen weißen, bis zu den Knien reichenden Ladaker-Jacken mit grellbunter, langer Schärpe, mit weißen Filzgamaschen, schneckenförmig bis zu den Knien herauf umwunden mit einem braunen Wollband, die Schnur echter Perlen um den Hals und auf dem Kopf die dunkelrote sommerliche Wollkappe, unter der jedem von ihnen das lackglänzende schwarze Haar hervorschaute. Joldan war ganz das jugendliche Ebenbild seines Vaters, beide hatten wache

---

57 Kuli: Diener, Arbeiter; Träger

Augen, denen kaum etwas entging, ohne dass sie die schmalen Lider zu heben brauchten.

Beide waren klug: der eine belastet mit dem ganzen schweren Gedankengut seiner Religion, der andere offen für alles Neue und noch nie eingeeengt durch Klosterzucht wie einst sein Vater, der, die Ruhe der Seele suchend, mit ihm seit Jahren die Himalaya-Länder durchstrich, bis beide vor einer Reihe von Jahren ihre neue Heimat im Gehöft der Sahibs gefunden hatten. Tob, immer noch ein Sucher, hatte sein Leben mehr ins Weltliche richten müssen, seit auch sein Heimatkloster, Hemis, sich nicht den harten Forderungen des neuen Kaschmir-Regimes<sup>58</sup> entziehen konnte, durch die viel mehr Lamas in die Welt zurückgedrängt wurden, als die strengen Regeln es eigentlich zuließen.

Tob, verheiratet wie die meisten Lamas der roten Sekten<sup>59</sup>, ging zusammen mit Dan in eigener Sache nach Ladak. Er wollte nach seinem Grund und Boden schauen, den er dort noch im Dorf Stogh besaß, er wollte mit Trashi Paldom, seiner Drittelsfrau, reden, die er – nach Sitte des Landes – mit seinen beiden Brüdern teilte, denen er aber großmütig seinen Anteil schon seit Jahren zugesprochen hatte, womit Trashi jedoch nicht einverstanden war. Auch Trashi und die Brüder litten unter den hohen Steuern der neuen Regierung, sie standen, wie es hieß, vor dem Ruin und wollten das

---

58 Im Jahr 1834 war Ladak von *Gulab Singh* (1792–1857), dem Herrscher über die Region Jammu (und später auch über Kaschmir), erobert worden; die Königsfamilie von Ladak musste aus dem Palast in Leh in das Dorf Stogh umziehen. Nachfolger des die »Dogra-Dynastie« begründenden Gulab Singh wurde 1857 sein Sohn, *Ranbir Singh* (1830–1885).

59 Im tibetischen Buddhismus gibt es verschiedene Lehrschulen, die sich in die sog. »Rotmützen« (»rote Lamas«) und »Gelbmützen« (»gelbe Lamas«) aufteilen; Letztere vertreten in der Regel ein strenges Zölibat, also sexuelle Enthaltensamkeit.

Land am liebsten verlassen, wie so viele königstreue Ladaker es bereits getan hatten; denn sie waren alle arm geworden.

Maria war froh, wenigstens Tob auf eine weite Strecke in Wilhelms Nähe zu wissen. Auf Tob war Verlass; als gewissenhafter und ehrlicher Sprachberater für das Tibetische war er gar nicht mehr aus dem Bereich der Sprachenforschung hier fortzudenken, ohne dass er aber den Dingen des Alltags gegenüber stumpf und blind gewesen wäre. Sie bedauerte nur, dass Ali Mir und nicht Tob die ganze weite Reise mit Wilhelm gemeinsam machen sollte. Ali mit seinem hohen Turban und seinem faltigen, gelben Gesicht, Wilhelms erprobter Begleiter aus den Anfangsjahren, war in diesem Winter noch mehr gealtert. Dürr und ausgemergelt schritt er daher, und Maria meinte, ob nicht statt seiner lieber ein anderer hätte mitgehen sollen.

Doch Wilhelm betonte: »Es gibt keinen besseren Zeltwächter als ihn, sobald es heißt, dass ich das Camp verlassen muss, was oft geschehen wird. Das liegt in der Natur der Sache.« Man konnte es schon glauben, dass keiner das Zelt bedrohte, sobald dieser knöcherne Ali mit ehernem Gesicht und verschränkten Beinen davorsatz und, wenn er nicht vor sich hin starrte, laut die Suren aus seinem Koran rezitierte. Außerdem hatte der Muslim Wilhelm beschworen, mitgehen zu dürfen »wie früher«.

Der Abschied wurde Maria trotz aller gegenseitigen Vergeisserungen schwer. Sie begleitete den kleinen Tross noch ein Stück weit bis vor das Tor des Gehöfts, dann entschwand er bald ihren Augen. Noch einmal wandte sie sich um und sah, als die Kolonne an einer Wegbiegung auftauchte, Wilhelm, wie meistens, allen voranschreitend. Sie sah seine hohe Gestalt und fühlte es deutlich, wie warm sein Auge auf ihr geruht hatte.

Braun gebeizt von der Höhenluft sein Gesicht, schmälrücklich die kräftig gebogene Adlernase, entschlossen der Mund und eigenwillig immer noch die dunkle Haarsträhne, die ihm auf die Stirn fiel. Festigkeit und Sicherheit verrieten Haltung und Gang – nein, so wie sie ihn vor sich sah, hätte sie keine Besorgnis zu hegen brauchen. Doch die Welt der Berge ist für jeden, der sich in ihre Bereiche begibt, voller Gefahr.

Noch eine Nacht wusste sie Wilhelm diesseits der gewaltigen Bergkulisse des Baralacha, an diesem Abend würde er – wie so oft – Nachtquartier im Haus oder Zelt Tara Chands, des Oberhauptes von Lahoul, haben und dessen Gastfreundschaft genießen, wie auch Tara Gastfreundschaft genoss, sobald er ins Gehöft kam, um sich Rat oder Unterstützung bei den Sahibs zu holen. Als ein Schattenkönig unter der britischen Krone war er doch immer noch mächtig und einflussreich genug, in seinem Bergreich ein strenges Regiment zu führen; doch er tat wohl daran, sich nach den Gepflogenheiten der britisch-indischen Machthaber zu orientieren und auszurichten.

Am Abend, als das Kind schlief, stand Maria vor dem leeren Bett, neben das sie das Blatt an die Wand heftete, auf dem ihr Wilhelm die ungefähren Daten und die Route seiner Reise skizziert hatte. Eine lange Skala von Tagen, ein Abschied – unabsehbar! Doch an diesem Abend blinkte der Reiter auf dem Großen Bären in einem bläulichen Licht voll Zuversicht. Morgen würden sie hinter dem Baralacha-Pass verschwunden sein, einer gewaltigen Kulisse, einer Scheidewand, von der man nicht wissen konnte, was sie für sich behielt.

Auf der Höhe des Baralacha, auf der es ungewohnt windstill war, wollte Wilhelm durch Pilger einen Abschiedsgruß an Maria

ins Tal schicken, doch eine mutwillige Brise trug das Papier in den reißenden Gletscherstrom, den man soeben durchwatet hatte – ein Zettel, auf dem nichts und doch alles stand: »Meine Miel!«

Ein krepierendes Pferd, soeben verendet, lag dort oben, und ein blindes Schaf, das Borax-Händler<sup>60</sup> ausgesetzt hatten, irrte einsam umher und wartete auf seinen sicheren Tod. Wilhelm ging dem Trupp voran. Oft wanderte aber auch Tob neben ihm und sagte: »So starke Märsche macht kein Bodpa, Sahib, du bist immer noch kein Bodpa geworden!« Dann lachte er und verfiel, an seiner Messingpfeife rauchend, in die Gangart der Meditation. Wilhelm aber hielt seinen Schritt. Zwischen Steinen schlafend, wartete er in einer Höhe von 4800 Metern auf die anderen, denen er wieder einmal zu schnell gegangen war. Etwas zu trinken und trockenes Brot waren sein Mittagmahl gewesen.



Zehn Tage – zwanzig Tage ... Viele Pilger kamen ins Gehöft, doch keiner brachte eine Nachricht von Wilhelm. Die Nächte mit Elisabeth wurden unruhig: Zahnnöte, begleitet von Fieber. Maria verbrachte sie stundenlang wachend. Und sie war froh um diese Nachtwachen. Näher konnte sie ihm in der Stille und Dunkelheit der Nacht sein als am Tag, da zu vieles auf sie einströmte. Sie versuchte seine Beschwerden zu teilen, wenn er die Einsamkeit endloser Horizonte zu durchkosten hatte und hohe und höchste Pässe übersteigen musste. Jeden Tag strich sie mit Eifer von der Tabelle, doch es waren ihrer noch unendlich viele.

---

60 *Borax*: Mineral (Natriumsalz der Borsäure), welches u. a. in Ladak vorkommt



Dicht das Kind neben sich, lernte sie in diesen hell-dunklen Sommernächten das, was als ihr Anteil hier wohl immer gefordert werden würde: ihn nicht sehen und ihm doch nahe sein – ihn nicht hören und ihm doch durch die innere Stimme verbunden sein, durch unzählbare Schluchten und Gipfel getrennt und doch vereinigt bleiben, sich sorgen und doch vertrauen, sich sehnen, ohne sich zu grämen, den Schmerz der Trennung ertragen, ohne tatenlos zu leiden, die Lasten der Ungewissheit auf sich nehmen, ohne sich von ihnen erdrücken zu lassen. Ein schwer zu erreichendes Ziel. Wenn es ihr unerfüllbar schien, dann ging sie manchmal – das Kind auf dem Arm – unter das schattige Dach der Türkisenweide. Dreißig Tage ... Immer noch keine Nachricht.

Wilhelm, dem am Karsong-Pass in der Kailas-Kette fast die Schuhe von den Füßen gefallen waren, hatte sich neues Schuhwerk beschaffen können. Jetzt, nach der Überquerung des 5600 Meter hohen Parang-Passes, befand er sich fast schon wieder in einer ähnlichen Not. Er saß vor dem Zelt und schrieb Briefe nach Kyelang, Briefe, die dort nie ankamen. Die Strapazen der Reise waren groß; einiges davon hielt er in seinen Notizen fest:



- ◆ Am Tsarab-Fluss hämmerte das Wasser so stark gegen die Schenkel der Männer, dass ihr ganzer Körper vibrierte, doch keiner ertrank wie vor zwei Jahren. Ein Kuli verlor dabei Hose und Schuhe.
- ◆ Eingeschneit auf dem steilen Taglang-Pass, eisige Winde, keine Träger. Yaks tragen die Lasten.

- ◆ Unter einem überhängenden Felsen ein Toter, jetzt nur noch ein Skelett. Die Leute von Gya-Miru möchten mit Kye-lang-Büchern ›gesegnet‹ sein.
- ◆ Kloster Hemis in einer breiten Bergschlucht unter Pappeln – Tobs alte Klosterheimat. Er führt mich umher und macht mich auf manches aufmerksam, was die bereitwillig führenden Lamas unterlassen, zum Beispiel auf einen dicken Stock, messingbeschlagen an den Enden, über den Klosterordnungen ... Lama-Gespräche bei Tee und getrockneten Aprikosen.
- ◆ Kloster Thigse hoch auf einem Felsen. Darunter Dorf Thigse: Heimat unserer Jorsam, unseres Lobsang und Lhasgyab.
- ◆ Kloster Spitug: Nur drei Lamas sind anwesend. Der Abt<sup>61</sup> hat eine Zeit lang das Kloster verlassen, befindet sich im Streit mit seinem *Tschad-sod*, dem Schatzmeister. Gespräche mit den dreien über Tier-Mensch-Seele. Die Masse der Lamas auf einem Totenfest in Spitug-Dorf angetroffen, doch alle betrunken.
- ◆ Leh: Besuch beim Regierungsbeauftragten von Kaschmir.
- ◆ Karsong, erstes Dorf in Nubra. Gastfreier *Gopa*<sup>62</sup>, alle wundern sich: »Da kommt ein Sahib und spricht in unserer Sprachen Verwunderung auch darüber: Er will sich unterhalten mit uns über *Tschos*<sup>63</sup>.« Klagen wie überall unterwegs: »Die Sahibs schlagen oft und bezahlen selten.« Ein junger Mann sagt ohne Hohn, aber voll Bitterkeit und Trauer: »Einer prügelt uns, der andere bringt uns *Tschos*!«

---

61 *Abt*: Vorsteher eines Klosters

62 *Gopa*: Bürgermeister

63 *Tschos*: Religion

»Der Bodpa ist für den *Philing*<sup>64</sup> weniger als ein Esel: Schläge, Tritte, Prügel und kein Futter, aber Lasten bis unter hohe Berggipfel!«

- ◆ Kloster Deskyed am Shayok-Fluss – heftiger Lama-Disput: Jede Seele muss ihre Sünden abbüßen, dazu haben wir die Seelenwanderung. Tob ist ganz aufseiten der Lamas, beteiligt sich lebhaft. Eine Frau nehmen ist vom Teufel, Knoblauch, Tschang und Tabak genießen sündig. Erfahre heftigen Widerspruch. Verlasse das Kloster bei Dunkelheit. Tob tröstet: »Sahib, so muss es zuerst gehen ...« Einer dieser *Geldanpa*-Lamas<sup>65</sup> richtete an mich die Frage: »Ist Christus aus dem Mutterleib oder aus der Achselhöhle geboren wie Buddha?«
- ◆ Der Gemeinderat von Lung Yoma tagt: Zwanzig Männer sitzen um das Zelt des Gopa, ich setze mich zu ihnen. Sie verhandeln über ihre Ziegenwolle (Kaschmirwolle). Starker Druck von Kaschmir: Abgabezwang der Regierung für den ganzen Schafwolle-Distrikt. Freihandel aufgehoben. Jede Ziege wird auf dreiviertel Pfund Wolle im Jahr veranschlagt. Abrechnung? Die Leute meinen: wohl nie.
- ◆ Chushul, hart an der tibetischen Grenze – in einer weiten beschwerlichen Sandebene. Keine berittenen Grenzwächter wie damals. Wachteln schlagen – Freude darüber, doch nur meinerseits. Will den tibetischen Namen für »Wachtel« wissen. Die Leute kennen ihn nicht; sie sagen: »Dieser Vogel ist noch nie hier erschienen – sein Ruf bedeutet Schlimmes: *Philing* – die Fremden! Sie kommen!« Ein Lama hier ist ganz

---

64 *Philing*: Fremder (besonders Europäer)

65 *Geldanpa*: »Tugendpriester«; der gelben Sekte angehörig

ergriffen von der Tat des Heilands. Er sagt mit Betonung: Ein solcher *Tsabs* – Ersatz, Stellvertreter – ist im Buddhismus nicht zu finden.

- ◆ Hanle-Fluss. Unbewohnter Platz. Hier wurde vor wenigen Tagen ein Kaufmann aus Spiti<sup>66</sup> von tibetischen Pilgern erschlagen. Verscharren ihn im Sand, Hunde spürten ihn auf. Unaufhörlicher Regen, das Wasser dringt durch das Zelt; verbringe die halbe Nacht sitzend.
- ◆ Hanle-Kloster. Viele Lamas umringen mich. Heute dort kein Bogenschießen und Pferderennen. Bestürmen mich, behaupten, die Ehe stammt vom Teufel! Ich sagte ihnen: »Es ist ein großes Unglück für euer Land, wenn die Ehe bei euch in so schlechtem Ruf steht.« Wies ihnen nach, dass diese These durchaus nicht bestimmt ausgesprochene Lehre des Buddhismus, sondern ein weit getriebener Eifer einiger Sekten sei. Sagte ihnen das tibetische Sprichwort: *Nyima, Lama, Apa, Ama* – Sonne und Lama, Vater und Mutter sind gleich wichtig.
- ◆ Parang-Pass. Höhe 5600 Meter ... Ohne Schwierigkeit erstiegen. Fanden dort oben den Leichnam eines Mannes. Nicht weit davon zwei Wölfe, die aber vor uns flohen ... Wegloses Land. Viele Tage lang kein Haus, kein Dorf ...



---

66 *Spiti*: Gebirgstal östlich von Lahoul

Kein Reiter, kein Sternhimmel seit vielen Nächten – Sturmwolken zogen nach Osten. Man sagte, die Blattern<sup>67</sup> seien nun auch in Ladak ausgebrochen. 35 Tage! ... »Er wird doch längst über Ladak hinaus sein!« In Kulu grassierten die Blattern schon seit Juni, waren auf dem Vormarsch nach Lahoul ... Ein Glück, dass Wilhelm vor seinem Fortgang noch so viele Lahouler hatte impfen können, dank der Lymphe<sup>68</sup>, die ihm Dr. Garden, der Regierungsbeauftragte für die Schutzimpfung in Vorderindien und Burma, auf seinen Wunsch noch geschickt hatte. Jetzt packte viele die Angst, die sich gegen das Impfen wehrten. Sie knüpften Wacholdergezweig an ihre Häuser, bestrichen die Ecken mit Blut, legten Äste und Dornengestrüpp in den Weg, damit den Krankheitsdämonen der Weg zum Hause versperrt bleiben möge. Sie alle aber wussten: Der Zauber des Sahib wirkt besser. Doch der Sahib war weit ...

45 Tage ... Die Blattern marschierten. Die Brahmanen<sup>69</sup> von Kulu verstreuten lügenhafte Behauptungen und weckten dadurch Misstrauen: Es lasse sich keiner impfen, denn Hunderte der Geimpften seien gestorben! Ein ganzes Dorf in Kulu erklärte sich bereit, wenn die Regierung durchaus ein Kind verlangte, so wolle es zwar eines als Opfer darbringen, aber impfen solle man keines!

Sechzig Tage ... Jeder Tag hat zwölf Stunden, jede Nacht zwölf-tausend. Kein Brief, keine Nachricht, und doch kamen unzählige Pilger vom Norden ins Haus: aus Ladak, aus Nurbi, aus Rupshu,

---

67 *Blattern*: Pocken

68 *Lymphe*: Impfstoff, Serum

69 *Brahmane*: Angehöriger der obersten indischen Kaste *Varna*; meist Lehrer oder Priester

aus Rudok, aus Hanle und auch aus Lhasa. Lamas kamen von der »Schatzburg der Hirten«, und die alle erhielten Aufmunterung durch Speise und Trank oder Herberge und Rast, aber niemand brachte ein Wort, eine Nachricht.

62 Tage ... Nichts.

63 Tage ... Der Himmel verdüsterte sich, aber es war sehr warm: An einem solchen Tag brach der große Shigri-Gletscher herab, versperrte das ganze Chandra-Tal mitsamt der Breite des Flusses. Der reißende Lauf, einen ganzen Monat gehemmt, wurde zu mächtig und durchbrach, was es zu durchbrechen gab. Ein Tosen wie bei einem Weltuntergang, ein ganzes Dorf überflutete und zerstörte er ... an einem Tag wie diesem. Noch heute, nach dreißig Jahren, wollte kein Bodpa etwas von dem Großen Shigri wissen, hier vergisst keiner so schnell. »Er wird doch nicht den Weg über den Großen Shigri nehmen?«



... und er nahm den Weg über den Großen Shigri. Die kleine Karawane, vor zwei Monaten ausgezogen mit sieben Kuli-Ladungen, zwei Zelten und vier Personen, war zusammengeschrumpft auf zwei Männer. Kein Kuli, keine Lebensmittel, keine Bücher, dafür ein Pferd für Kyelang, in Spiti, dem Pferdeparadies, gekauft. Ein Schimmel, der von Ali und Wilhelm teils gezogen, teils geschoben werden musste, wenn es galt, die glatten Felsen zu erklimmen, auf die es seit Tagen regnete. Gleiten, schleichen, rutschen, dann wieder ein Stück aufwärts, ein Stück abwärts behutsam klettern – stundenlang. Beim Dunkelwerden, völlig durchnässt,

schlug man das Zelt unter dem Großen Shigri auf. Regen, Regen, Regen, die ganze Nacht.



65 Tage ... Auch in Kyelang regnete es. Man besann sich nicht, dass es je so geregnet hätte. »Wolken, die über Garza<sup>70</sup> ziehen, haben keinen Regen!«

»*Dscho-Dscho!* Wo bleibt der Sahib? *Dscho-Dscho!* Wo bleibt dein Gatte?« Jorsam war nicht nach Triloknath gepilgert, sie war bei der Ama geblieben und bei Elly, die sie doch nicht so allein lassen konnte. Auch Lobsang war gegen eine Pilgerreise um Kindersegen in diesem Jahr. Vielleicht im nächsten, hatte er gemeint, vielleicht sei es dann aber auch gar nicht mehr notwendig! Mal stärker, mal schwächer klopften die Regentropfen auf das breite Holzdach der Veranda des Haupthauses. Die wilden Tauben an den hohen Ufern des Bhaga gurrten leise, und das dichte Blätterdach der Türkisenweide war schwer von Nässe und Regen.

67 Tage! Die gelben Rosen, die Wilhelm vor Jahren aus Ladak als Stecklinge mitgebracht hatte, legten blühende Girlanden über das Tor, und dicht, fast schon wie eine Wand, umzogen sie die hölzernen Planken des Zaunes. Es war eine der letzten Rosenknospen, mit der Maria vor einer Ewigkeit – wie ihr schien – von ihm hier empfangen worden war: eine gelbe Rosenknospe im November. Sie brach drei Blüten ab und stellte

---

70 *Garza* oder *Karzha*: weiterer tibetischer Name für Lahoul

sie auf seinen Arbeitstisch, der so leer, so wesenlos dastand. Dann nahm sie die unterbrochene Handarbeit wieder auf, den Stuhl nahe am Fenster, die Wiege nahe dem Stuhl. Pferdegetrappel ließ sie aufhorchen, doch es war nicht ihre Sache, Tara oder Dewi Chand oder Moti Ram zu empfangen oder sich auch nur zu zeigen. Keine Stimmen, keine Schritte – es schien sich niemand um den Reiter zu kümmern. Es wurde wieder still, und nur die Regentropfen fielen auf das Dach und pochten an das Fenster.

Die Tür knarrte. »Jorsam?« Doch Jorsam antwortete nicht. Eilige Schritte, und bevor sie sich noch umwenden konnte, ergriffen zwei bronzebraune Hände von hinten die ihren, zwei Arme umschlangen sie, bevor sie sich erheben oder wehren konnte. Aber sie wollte sich auch nicht mehr wehren: Wilhelm. So tief und reißend die Wasser, so schroff und hoch die Berge, so einsam, so verlassen die Straße, so umdroht von Gefahr jeder Tag auch gewesen war, so unwittert von Verlassenheit: Keine Stunde waren sie getrennt gewesen.



# EISENVOGELKRALLEN

Staubstürme machten die Luft dick und undurchsichtig, sie kündigten einen frühen Herbst an. An einem solchen Tag, an dem die trockene Erde zu Wolken aufgewirbelt über der alten Pilgerstraße von Lahoul stand, behaupteten einige Kyelanger, wieder jenen Schwarzmagier gesehen zu haben, der im vorigen Herbst, fast um dieselbe Zeit, im Dorf erschienen war und dem Ort, besonders aber dem Gehöft Kyelang, eine bedeutende Gefahr für das kommende Jahr vorausgesagt hatte. Seine Augen hatten einen stechenden Blick, als er sagte, es würde sich dort bald Unheimliches ereignen, es würde jemand sterben. Die Leute verehrten ihn stark, denn sie fürchteten seine Macht. Nachts zitierte er Geister auf die kahlen Felder, und er blies die Knochenflöte so durchdringend, dass sich die Menschen in ihren Behausungen erschreckt die Ohren zustopften. Tagsüber kamen sie ehrerbietig mit ihren Anliegen zu ihm, und er bannte und zauberte gegen ein beträchtliches Entgelt. Ein Bauer brachte ihm seine Kuh, die ihm die Milch versagte. Der *Bonpo*<sup>71</sup> schloss sich mit ihr ein, schädigte sie aber mehr, als, wie versprochen, ihr zu Milch zu verhelfen.

Dann war er verschwunden. Man sagte, er sei auf den Tschamba-Pass geflohen. Die meisten der Talbewohner waren froh, dass der Bonpo wie ein Schatten in den Staubwolken verschwand und weiterzog, andere wieder meinten – mit Blick auf das Gehöft –, er hätte noch einmal prophezeien sollen, denn bis-

---

71 *Bonpo*: Schwarzmagier, der alten Bon-Religion verbunden

her war keine Veränderung dort vor sich gegangen, niemand war gestorben. Doch die Tage vergingen, und man vergaß den Schamanenpriester bald.

Rechtzeitig noch kehrten Sodnam Stobkjes und Joldan aus Ladak zurück. Tob berichtete Wilhelm von seinen letzten Erkundungen über das Haus und Grundstück, das man vom ladakischen König zu erwerben gedachte, und beteuerte, er werde zusammen mit Joldan wieder nach Stogh ziehen, wenn der Sahib und seine Familie dorthin beordert werden würden. Alles hänge nur noch von den Behörden ab, vor allem von denen in Kaschmir-Ladak. Der Kaschmir-Fürst verweigere jedem Europäer, sich niederzulassen, und den »eigenen« Leuten mache er den Garaus, meinte Tob bitter.

»Ladak ist tot«, sagte er, »doch wenn du dorthin ziehst, werde auch ich wieder im geknechteten Land leben. Zusammen mit Joldan, der sich im Frühjahr von dort eine Frau holen will. Palskyed ist schön, eine sehr schöne Ladakerin ist sie. Wenn er heiratet, werden Vater und Sohn nicht mehr ganz so eng miteinander stehen wie bis heute.«

Tob ging in das Ladakerhaus, um die Familie Chospel zu begrüßen und ihnen von ihren Leuten aus Thigse, besonders von der alten Api<sup>72</sup>, Nachrichten zu bringen. Tob traf nur Jorsam an. Seit fünf Jahren wohnte er mit ihr und ihrer Familie unter einem Dach. Lobsang Chospel, Jorsam und Lhasgyab waren immer noch fromme Buddhisten, obwohl sie hier im Gehöft die neue Lehre vom Erlöser am Kreuz genau kennenlernten, ebenso wie

---

72 *Api*: Großmutter

Sodnam und Joldan. Ohne den Hemismönch war das Ladakerhaus eine Halbheit, er erst gab ihm die Weihe, an der die Familie Chospel sich erhob, für sie war er immer noch der »Erhabene«, ein Diener der Lotoskrone<sup>73</sup>.

»Ladak ist nicht mehr Ladak«, sagte Tob zu Jorsam. Er dachte dabei auch an die zänkisch gewordene Trashi Paldom. »Ladak wohnt hier in Lhoyul, im Ladakerhaus der Sahibs: Ladak, das ist das Herz der Jorsam!«

Noch nie hatte Sodnam Stobkjies so viele, so unmittelbare und so betörende Worte zu ihr gesprochen. Tob selbst wunderte sich, dass sie ihm über die Lippen gekommen waren, und machte sich denn auch bald auf den Weg in seine oben gelegene Wohnung. Jorsam dachte über die Worte des schweigsamen Hemismönches nach, die ihr umso wohler taten, als das Zusammenleben mit Mann und Stiefsohn sich gerade jetzt schwieriger denn je zu gestalten schien. Sodnam hatte sie einer bedeutungsvollen Anrede gewürdigt, eine ehrende Ansprache war es, wie ihr noch keine je zuteilgeworden war. Ladak, das von allen geliebte Ladak ... »Ladak, das ist das Herz der Jorsam!« Das hatte er gesagt.

Wirklich, die Zusammenstöße zwischen Lobsang und Jorsam wegen des Stiefsohnes Lhasgyab steigerten sich mit den Stürmen des Herbstes ins Unerträgliche. Lhasgyab, nicht eigentlich böse, reizte gerne seine Stiefmutter. Auf leisen Sohlen schlich er sich jetzt zu ihren dampfenden Töpfen hin und langte mit den schmutzigsten Händen Bodyuls<sup>74</sup> – Jorsam konnte das aus jahre-

---

73 d. h. ein Diener Buddhas, ein Buddhist

74 *Bodyul*: Tibet

langer, schwerer Schulung bei den Sahibs beurteilen: Lhasgyabs Hände waren wie die Pfoten eines Schakals –, er langte also mit diesen schmutzigen Händen in ihren Topf mit heißem, weißem Reis, strich sich einen Mundvoll ein und streute die übrigen Körner in der – gesäuberten! – *Chansa* umher.

Wie von der Viper gestochen fuhr sie aus ihrer Lotosstellung am Boden auf und jagte den respektlosen Stiefsohn schimpfend und mit Schlägen nach draußen. Zerstört war die urweltenhafte Ruhe, zerstört dieser gute Tag, der ihr die ehrende Ansprache eines gelehrten Lamas gebracht hatte.

Verstört kauerte sie sich in die finsterste Ecke ihrer *Chansa* und begann zu klagen. Sie machte sich das Herz leicht in einer langen eintönigen Rede und sprach zu dem Bild des tausend-ägigen *Tschanras-sig*<sup>75</sup> von der Leichtfertigkeit dieses missratenen Sohnes, auf den der Vater Lobsang Chospel stolz sei wie ein Affe auf sein Junges. Sie ließ die Perlen ihrer Gebetskette durch ihre Hände gleiten: »*Om mani padme hum ...* Ja, er ist stolz auf ihn, wie ein Affe auf sein Junges ... *Om – a – hum ... Om – a – hum!*«

Lobsang, von dem sie redete, blickte zur gleichen Zeit durch das offen stehende Küchenfenster. Die braune Baumwollkappe mit den lotosförmig aufgebogenen Ohrenteilchen beschattete sein düsteres Gesicht. Er, der Wortlose, rollte in seiner Kehle nur einige bedrohliche Laute des Missbehagens und polterte dann mit seinen derben Stiefeln quer über den Hof. Nicht weit von dem Stall des schwarzen Yak nahm er den der Küche verwiesene-

---

75 *Tschanras-sig*: sanskrit. *Awalokitschara*, eine Erscheinungsform des *Padmapani* (sanskrit. »Halter des Lotos«), eines der acht Bodhisattwas (»Erleuchtungswesen«) des Mahayana-Buddhismus; gilt als Schutzpatron Tibets; der Dalai Lama wird häufig als dessen Verkörperung gesehen.

nen Lhasgyab beiseite, schob ihm ein Amulett aus seinem eigenen Busen zu: »Gegen den Schrecken der Bergpässe!«, sagte er. Er nestelte einen Zauberknoten von seinem Leibgurt: »Gegen *Lambegs*, den Wegteufel!«, löste einen Zauberknoten von seiner Handgebetsmühle: »Gegen Krankheit jeder Art!«

Dann deutete er nach Süden und sagte rau: »Wenn eine Frau über einen herfällt wie ein Drache, dann ist es Zeit zu gehen! Jetzt ist die Stunde gekommen, dass du diese Heimat verlässt, jetzt – bevor der große Schnee die Pässe verriegelt. Jetzt ist der hohe Augenblick für deine Pilgerreise gekommen, die größte, die schwerste, die ein Bodpa wagen kann. Der nur ist wahrhaft heilig, der geht, die heiligen Stätten des *Sakya Tubbha*<sup>76</sup> im Land der feurigen Sonne zu ehren. Viele – die meisten – wechseln den Körper unter der furchtbaren Glut dieser Strahlen: Du aber, mein Sohn, du wirst wiederkommen, hochgeehrt. *Migbras* – Augapfel!«

Lobsang Chospel hatte die längste Rede seines Lebens gehalten. Jorsam war zufrieden, dass der Anblick Lhasgyabs ihr für einige Zeit erspart sein würde, trotzdem kramte sie in ihren Heiligtümern und brachte eine beschriebene Papierrolle zum Vorschein, die ihr so heilig war wie das Bild des »Tausendäugigen«. Obwohl sie weder lesen noch schreiben konnte – denn alle Versuche, ihr das »*Ka-Kha/Ga-Nga/Ja-Nya ... Sha-Sa/Ha-A*« beizubringen, waren fehlgeschlagen –, hielt sie diese Rolle seit ihrem Weggang aus Thigse in Ladak mit einer Pfauenfeder und einem Weihrauchspender – einem Messingschälchen mit Schlangengriff – bereit, um damit die bösen Geister zu bannen.

---

76 *Sakya Tubbha*: einer der 108 Ehrennamen für Buddha

Lhasgyab nahm die Rolle und las sofort darin, um die sich ihm neu auftuende Heiligkeitswürde zu bezeugen. Ganz ehrfürchtig lauschte der Vater, als sein eigener Sohn perlend leicht – eine Frucht der Sahibs-Mühen – die magischen Worte vorlas »von der Aufhellung des Dunkels in den elf Himmelsgehenden«.

Lhasgyab ging mit der Einwilligung der drei »Väter«, dem Segen der Memsahibs und dem der »Mutter«. Er verließ mit einer Pilgerschar – es war die letzte des Jahres – das »Heilige Land unter den Gletschern«, seine neue Heimat, in der er fünf entscheidungsvolle Jahre seines jungen Lebens verbracht hatte. Ein Junge war er immer noch trotz seiner Pilgerwürde, ein trotzig dreinblickender kleiner Bodpa, der ging, die heiligen Stätten Buddhas in Indien zu ehren. *Gzuns mdud*, der Zauberknoten, wehte ihm wie ein Fähnchen um die Stirn, und an seiner Kappe klingelten Fisch-Amulette und Zaubermedaillen. Die breite rote Schärpe aber steckte voller guter Sachen: Almosenschale und Bettelstab, Handgebetsmühle und *Mane-Kette*<sup>77</sup>, einige Silber-Annas<sup>78</sup> – der Pilger war zufrieden, und wohlgelaunt zog er seine Straße.

Bei den Chospels im Ladakerhaus kehrte Friede ein. »*Migbras!* – Augapfel!«, sagte Chospel und legte einen neuen silbernen Schlangenreifen um das Handgelenk seiner Frau. Denn Lobsang Chospel war kein armer und kein gewöhnlicher Knecht.



---

77 *Mane-Kette*: buddhistische Gebetskette mit 108 Perlen aus Holz, Türkisen, Korallen und Ähnlichem

78 *Anna*: ehemalige indische Währung des 19. und 20. Jh.

In diesen Tagen des friedvoll werdenden Herbstes war es, dass Friederike ihrer schweren Stunde entgegenging. Voller Bangen und Hoffen waren alle – nicht nur Eduard, nicht nur Friederike. Alle erwarteten von diesem Ereignis die Wiederherstellung des alten, fast verlorenen Gleichgewichtes, dessen Fehlen das Gesamtwohl des Hauses immer noch schmerzlich beeinträchtigte. Und als dann wirklich der Junge gesund zur Welt kam und Friederike ermattet, aber glücklich das Kind in ihren Armen hielt, breitete sich eine Freude ohnegleichen über das ganze Haus. Sechzehn Tage lang. Dann starb das Kind. Niederschmetternd für die Eltern, für alle, besonders auch für Maria, die mit dem Kommen des Kindes einen hellen Zukunftsstrahl am dunklen Horizont des langen Winters gesehen hatte. Schwer zu ertragen die neue Bedrückung – eine Stille lastete über dem großen, weiten Haus, die nur das helle Jauchzen der kleinen Elisabeth unterbrach. »Nicht zu laut!«, hätte Maria sagen mögen. Doch ein Lachen, so schön – wer wollte es dämmen?

Noch ein drittes Mal war Tsang Sodnam in den Süden gegangen und glücklich zurückgekehrt, einen Sack voll Post auf den Schultern. Fieberhaft wie immer wurde sortiert und gelesen. Die Stimmen aus der Heimat wurden leise und leiser, fast war es wie ein Vergessenwerden. Umso mehr war die amtliche Post. Auf Jäschkes Platz in der Bibliothek, dem Konferenzzimmer, lagen Papiere und Briefschaften, säuberlich geordnet nach dem Datum des Poststempels. Ärgerlich war immer noch die englische Verballhornung von Kyelang in »Kailong«! Das musste eines Tages geändert werden!

Beim Durchblättern der Post zeigte sich: Nur ein einziges Schreiben aus Indien war wichtig. Es war eine Anfrage des

neuen Commissioners<sup>79</sup> des Kangra-Distriktes, Mr. Mercer, ob die drei Herren des Gehöfts der *Moravians*<sup>80</sup> gewillt seien, das Amt eines *Honorary Magistrates* für die ganze Provinz Lahoul im Auftrag der Regierung anzunehmen. Jäschke verlas den Text und schwieg. Zu seinem Erstaunen reagierten die beiden »Sahibs« – hinter denen er doch immer noch Männer mit halb versteckten Hochmutsträumen vermutete – gar nicht. Pagell mit seiner Lust am Bekehren, ihn hätte doch das Amt eines mit allerlei Vollmachten ausgestatteten *Magistrates* locken müssen. Sein Weg zum Ziel wäre dadurch ein leichter gewesen. Jäschke beobachtete ihn scharf. Doch Pagell schwieg nur und sagte schließlich rau: »No!«

Jäschke, der bei der Ansiedelung in Lahoul noch in Europa gewesen und erst hierhergekommen war, als der Kauf durch Verträge besiegelt und der größte Teil des Hausbaus schon beendet war, mochte nicht klar vor Augen haben, dass beide Pioniere, Heyde und Pagell, damals vor den Edlen von Ralsum und ihren Untergebenen der Wahrheit entsprechend beteuert hatten: Sie kämen nicht als verkappte Regierungsbeauftragte, die – besonders während des Winters – die Politik der abgeschlossenen, nordwärts gelegenen Länder von Amts wegen zu beobachten hätten. Überhaupt, mit Politik habe die Gründung des Gehöfts nicht das Geringste zu tun. Wilhelm erinnerte an diese alte, immer noch gültige Absprache und schloss

---

79 *Commissioner* (engl.): »Kommissar«, »Inspektor«

80 *Moravians*: engl. Bezeichnung für die Herrnhuter (dt. auch »Moraven«), da die Mitbegründer aus Mähren (lat. *Moravia*) im heutigen Tschechien stammten



seine Ausführung ebenfalls mit einem bekräftigenden kurzen »No!«

Jäschke war zufrieden mit seinen Kollegen, denen die Ehre der Wahrhaftigkeit mehr galt als ein Ehrenamt. Er, der Senior – wenn auch nur acht Jahre älter als der Jüngste –, lehnte es für sich selbst rundweg ab, denn: Ämter annehmen bringt Abhängigkeit und macht hörig.

Die zweite Debatte versuchte Jäschke mit der Verlesung eines Briefes der Heimat zu eröffnen, in dem ganz unverhohlen gefragt wurde, warum hier denn immer noch keine Erfolge zu verzeichnen seien; unschwer war aus dem Schreiben ein Vorwurf zu erkennen. Doch es entspann sich keine Erörterung mehr über diesen Punkt: Die Heftigkeit der Aussprache im Frühjahr, die in der Kontroverse »Bekehren – Belehren« gegipfelt hatte, war allen noch zu gegenwärtig, und es hatte niemand Lust, heute den anderen anzugreifen. Jeder trug an der Last der eigenen Auffassung schwer genug, und Erfolge – ja, wer konnte schon von sich behaupten, er habe Erfolge? Vielleicht würde erst in hundert Jahren einmal ein Saatkorn aufgehen auf diesem steinigen Felsengrund Tibet-Himalaya. Wie viel Windsaat war doch schon für gutes, schweres Korn ausgegeben und belobigt worden. Erfolge! Pagell machte eine abwehrende Handbewegung. Jäschke putzte die Brillengläser, Wilhelm blickte ins Leere.

Seine Augen wanderten zu den Büchern ihm gegenüber: »Goldiges Licht und Hilfe gegen Dämonen: Die erlangte Seligkeit der achtfachen Erleuchtung« / »Vom schädlichen Regenbogen« / »Spruch von der Haarkrone« / »Der Weise und der Tor« / »Die Bitte der Greisin« / »Anleitung, das Sterbehoro-

skop zu stellen« / »*Thodrol*«<sup>81</sup> – tibetisches Totenbuch. Und dort, fünfhundert übereinandergeschichtete Holztafelldrucke mit dicken Holzdeckeln, festgeschnürt mit Lederriemen: »Der Goldschein«. (Zwei Männer hatten ihn heimlich bei Nacht ans Zelt in Wanla gebracht, auf den Yak geschnallt, heimlich transportiert bis zur tibetischen Grenze und von dort hierher.) »*Dsanglun*«. <sup>82</sup> Dreizehn Kapitel, abgeschrieben im Bungalow von Kardang: Schneewasser tropfte herab, Klumpen des Erddaches brachen in Pausen nieder – man hockte, man lag bäuchlings und schrieb den Dsang-lun ab und wartete, dass sich der Kulzum-Pass öffnen würde, der Weg hinein nach Tibet. Verschluss war Tibet, auch wenn es wie hier »offen« stand.

Erfolge? So konnten nur Europäer fragen, die Asien nicht kannten. Nachdenklich saßen die drei da und schwiegen. »Erfolge! In Kyelang wohnen heißt nach Cayenne<sup>83</sup> oder Lambessa<sup>84</sup> deportiert sein«, murmelte Jäschke vor sich hin, und die beiden anderen wussten wohl, wie er es meinte.

Ein eigentümlicher Geruch stieg aus den tibetischen Büchern, wie eine Mischung von Sandelholz, Wacholder, Moschus und Moder. Der Geruch legte sich schwer auf die Stirnen.

Da keiner mehr etwas sagte, nahm Wilhelm das Wort: »Falls die Heimat die Genehmigung zu einer neuen Niederlassung

---

81 *Thodrol*: tibetisches Totenbuch vom »Wechseln des Leibes« oder »Lehre, durch deren Anhören ein Mensch augenblicklich errettet wird«; zwischen dem äußeren und inneren Aushauchen der Seele muss ein Lama hohen Ranges anwesend sein, um das Buch *tosagrol (thodrol)* zu lesen und das Wechseln des Leibes zu vollziehen.

82 *Dsanglun*: Sammlung erbaulicher Reden aus dem *Kandšur*, der »Enzyklopädie des Wortes«

83 *Cayenne*: Hauptstadt von Französisch-Guyana

84 *Lambessa* (heute *Tazoult-Lambèse*): Stadt in Algerien

in Ladak gibt, würde ich den Ort Stogh für den geeignetsten halten. Das ganze Dorf zählt etwa sechshundert Einwohner und ungefähr einhundert Häuser, die weit auseinanderliegen. Die Leute von Stogh zahlen Steuern und Abgaben nicht an die neue Kaschmir-Regierung, sondern an den von dieser verabschiedeten Sohn des letzten Königs von Ladak, den die Ladaker aber immer noch als ihren König ansehen und anreden. Er ist ein König ohne Land. Die ihm zugebilligte Pension besteht nur in den Einkünften des Dorfes und seinen Abgaben. Das Haus, das wir bekommen könnten, gehörte früher einem Wesir<sup>85</sup> des Königs, kam aber nach dem Aussterben der Familie in die Hände des jetzigen Besitzers. Es ist vernachlässigt, offen, zugig, nach Tibeterart ganz ohne Fenster. Begleitet von Sodnam Stobkjes ging ich zum König, bei dem ich mehrere Stunden verbrachte. Wir hatten ein Gespräch über Religion, wobei sich zeigte, dass der König sehr bewandert ist in dem System seiner Religion. Daneben stellte er einige recht merkwürdige Fragen, zum Beispiel, ob es wahr sei, dass die Königin von England nie sterbe, weil sie mit jedem Sonnenuntergang alt und mit jedem Sonnenaufgang wieder jung werde! Denn die Lamas haben herausgefunden, dass Queen Victoria eine Inkarnation der unter den Buddhisten sehr angesehenen Göttin *Paldan Lhamo*<sup>86</sup> sei, woraus sie sich ihre große und weitreichende Macht erklären.«

---

85 *Wesir*: Regierungsbeamter

86 *Paldan Lhamo*: eine der Hauptgöttinnen des Lamaismus; Verteidigerin des Glaubens, reitet über die Leichen erschlagener Feinde, in Tigerfell gekleidet, geschmückt mit Schlangen und Schädeln, würfelt mit zwei Würfeln (schwarz und weiß) um die Seelen der Menschen

Schweigend verließen die drei diese monotone Konferenz und begaben sich an den »Winterberg«, auf gebeugt auf drei Schreibtischen, über denen ein nur mattes Licht brannte.



Die grüne Schirm-Öllampe in Wilhelms Arbeitszimmer verlosch, je tiefer es in den Winter ging, immer erst sehr spät. Mit schlechtem Öl aus Kulu gespeist, gab sie ein trübes und mattes Licht. Maria nannte sie »der abnehmende Mond«. Darunter saßen die beiden und studierten gemeinsam in einer der neuen tibetischen Schriften, die Wilhelm von einem Handelsmann aus Lhasa unterwegs als Gegengabe für seine Schriften geschenkt bekommen hatte – Religionsbuch gegen Religionsbuch in Dank ausgetauscht. Schwer Verständliches und noch Unverständliches in mystischen Gedanken und Umschreibungen ertönte aus Wilhelms Mund. Er las deutlich, doch hielt er manchmal inne, um nachzudenken. Dann ertönte neben ihm Marias dunkle Stimme: »*Go on*« – immer wieder ein »*Go on!*«, denn sie erwartete aus dem Nachfolgenden Aufhellung des noch undurchschaubaren, ungeklärten Dunkels. »*Go on!*«, sagte schließlich Wilhelm und schlug das Buch zu. »Trotz allem, so ist es: *Go on!*«

# DER SCHWARZE YAK

Eines Tages, als der hohe Sommer wieder über den Gletschern stand, die Hirten von Barangbal und alle die *Gadis*<sup>87</sup> der Nachbarprovinzen von Kulu bis hinab nach Kothgur über die Pässe hinein nach Lahoul zogen, wo sie, gegen ein geringes Entgelt, ihre Herden bis unter die Schneegrenze trieben und einen ganzen Sommer lang auf den saftigen Weiden grasen ließen, kehrte Lhasgyab von seiner Pilgerreise aus Indien zurück. Aus dem kleinen Pilger aber war ein großer Heiliger geworden. Und er stolzierte in dem Schein seiner angemaßten Heiligkeit und Würde daher wie ein Pfau oder einer, der allzu schnell reich geworden war.

»Die wilden Tauben gurren über dem Garten, aber Jorsam schweigt – sie schweigt wie ein Stein, *Dscho-Dscho*, damit sie es erträgt, dass der überhebliche Sohn nicht einmal mehr mit seinen Eltern essen will, so heilig ist er geworden! Und sein Vater, Lobsang Chospel, berührt den Saum seines Kleides, beugt die Stirn darüber und sagt: ›*Tschag tsallo* – ich bete dich an!«

Jorsam hatte Grund zur Klage, auch der kluge Tob war dem »Heiligen« nicht mehr heilig genug. Jorsam musste dem »heiligen« Sohn außerhalb der eigenen Wohnung ein Lager beschaffen, und sie richtete es ihm dorthin, wo der arme Heilige Sodnam Norbu vor vielen Herbstern Wohnung genommen hatte, in einem kleinen Gerätehaus unter den Weiden.

Jorsam schluchzte, sie beugte den Kopf mit dem schweren Perag und den abstehenden Ohrenklappen tief auf die Knie.

---

87 *Gadis*: Schaf- und Ziegenhirten, die während des Sommers große Herden aus grasarmen Bezirken auf die Weiden nach Lahoul bringen

Doch auf einmal erhob sie sich elastisch und flink. Sie wischte sich die Tränen ab, straffte sich zu voller Stattlichkeit, jeder Nerv war belebt: »Jetzt werde ich pilgern gehen, jetzt, in diesem Sommer noch, im Sommer des blauen Hundes, denn die Eisenvögel neideten der Jorsam die Pilgerschaft und schoben sie dem unnützen Sohn zu. *Thundsche tschenpo*, »der große Erbarmer«, der Herr von Triloknath, wird die Schande des *Mosam* von der Frau des Lobsang Chospel nehmen – *om mani padme hum ...*«

Als sie durch das Haus ging, traf sie Sodnam Stobkjes. »Pilgern will ich gehen, nach Triloknath – o Heiliger! Um Kindersegen will ich pilgern gehen.«

Tob nahm die Pfeife aus dem Mund, schwieg aber. Dann ging er in das Innere seiner Wohnung, setzte sich nieder vor dem Bild des Mandschuschri<sup>88</sup> und versenkte sich in die Schriften der neuen Religion. Doch er blieb unruhig. »Selig sind, die da Leid tragen!« Kein Mensch war selig, der da Leid trug ... Die Unheiligkeit seiner Gedanken trieb ihn um, sie hinderte ihn an der Vollkommenheit. »Du sollst nicht die Frau eines anderen nehmen«, sagte Buddha. »Du sollst nicht ehebrechen!«, sagte Yeshu Mashika<sup>89</sup>. »Eine Frau nehmen stammt vom Teufel!«, sagten die Geldanpas von Thigse bis Hanle, alle, die es ernstlich mit ihrer Seele meinen. Und doch: Ihn zog es zu Jorsam wie mit magischen Kräften. Und er gab nach. Zur Stunde, als das Ladakerhaus und das Haupthaus wie ausgestorben lagen, als Joldan und Lhasgyab sich in der Druckerei ereiferten über die

---

88 *Mandschuschri* o. *Manjushri*: einer der acht Bodhisattwas (»Erleuchtungswesen«) des Mahayana-Buddhismus; »Bodhisattwa der Weisheit«

89 *Yeshu Mashika*: Jesus Christus

Heiligkeit der Bodpas und die der Hindus, als Lobsang Chospel mit dem Yak auf den Feldern war und Wilhelm den Aussätzigen Ngurub besuchte, als die anderen alle vergraben waren in Arbeit oder Beschäftigung – da ging er zu ihr, und er blieb bei ihr lange Zeit. Niemand, der es wissen konnte, niemand, der es erfuhr.

Müde von Tagesarbeit kam der Chospel erst mit dem Dunkelwerden zurück ins Gehöft. Als er den Yak in den Stall gebracht hatte und auf das Haupthaus zugehen wollte, blieb er wie angewurzelt stehen. Dicht an der Veranda-Ecke – er traute seinen Augen nicht – stand ein riesiger schwarzer Yak, der die Augen funkelnd auf ihn gerichtet hielt. Chospel versuchte die Füße zu heben, doch sie waren schwer wie Blei. Er wollte sich Mut zureden – so wie die weißen Väter sein! – und blickte schärfer hin. Doch mit einem Mal verglomm das Licht dieser furchtbaren Augen, die vor ihm aufglühten, rot, wie feurige Kohlen – der schwarze, gewaltige Yak lief als kleine schwarze Katze davon. In Schweiß gebadet kam er zu Jorsam in die *Chansa*; er atmete schwer und nur stoßweise und antwortete auf alle ihre Fragen nicht. Er starrte vor sich hin und schüttelte den Kopf, während er ein Amulett an die Brust presste.

Am anderen Tag ging er nicht zu Wilhelm oder irgendeinem vom Gehöft, auch nicht zu dem Landsmann, dem frommen Lama Ga Puntsog, auch nicht zu dem klugen Hemismönch Sodnam Stobkjies, sondern zu dem Wahrsage-Lama des Schaschur-Klosters. Lobsang Wanggyal senkte sein Faltengesicht mit der Lotoskappe und sagte: »Du hast deinen Glaubenshüter gesehen! Dein Glaubenshüter ist dir erschienen, weil du in dem Haus lebst, wo diese neue *Tschos* gelehrt wird.« Er verschrieb ihm einen Zauber, der bewirken sollte, dass der Yak an seinen

Ort gebannt bliebe, er ermahnte Lobsang zur Treue gegenüber Buddha, und Lobsang ging mit schweren Schritten zurück.

In dieser Nacht stand der Mond als Riesenscheibe über dem Hochtal von Lhoyul. Im Haupthaus war alles zur Ruhe gegangen. Nur einige Leute aus Sanskar, die eine alte Geldschuld an die Chospels zurückgezahlt hatten, blieben noch eine Weile bei dem guten Buttertee der Jorsam und bei kurzweiligem Geplauder und allerlei Klatsch.

Immer noch wollten sich ihre Gemüter nicht darüber beruhigen, dass die Mönche des Hemisklosters den Sohn des alten Königs von Ladak über Nacht aus den Mauern gewiesen hatten, und man erlebte selbst noch einmal im Hochgefühl der eigenen Tugendhaftigkeit die Geschichte, die sich zwischen dem Königssohn und seiner Schwägerin, der Gattin des Kronprinzen, zuge tragen hatte, als sie vor den Dämonen der Blatternkrankheit hinter die Mauern der Heiligkeit geflüchtet war. Es erhöhte den Reiz, dass die Ehebrecherin eine Tochter des hiesigen Obergopa Tara Chand war, über dessen Familienleben man nun schon seit Langem so gut informiert war wie über das eigene. Die Buthrid durfte den neunreihigen Türkisenperag einer westtibetischen Königin tragen! Ja, schon die alten Leute sagten damals, als sie die Krone gegen den Perag eintauschte: »Die Buthrid wird über die Söhne des *Gyalpo*<sup>90</sup> herrschen wie die Mon des Südens über die Schlangen, sie wird sie zum Tanzen zwingen!«

Geldstrafen für Ehebruch waren schon bei normalen Bauern und Bürgern so hoch, dass man es sich sehr überlegen

---

90 *Gyalpo*: König



musste, ob man sich einen solchen Sündenluxus leisten konnte oder nicht. Ehebrecher! Oh, man wusste manche Geschichte. Meist taten die Frauen am besten, wenn sie einfach davonließen! Haha! Da hatte doch der Norpel seit zwei Jahren keine Frau mehr ... Die war irgendwo, einer wollte sie in Nubra, ein anderer bei den Nomaden gesehen haben. Und was sagten sie? Als da der Norpel mit seinem Pferd durch Spiti ritt, da sah er seine Frau. Und? Nichts, nichts! Er hat die Karawane verlassen und die Borax-Händler, setzte seine Frau vor sich aufs Pferd und ritt mit ihr drei Tage lang, bis er sie wieder vor ihrem Herd absetzte, hier, drei Häuserterrassen entfernt ... Er hat sie sich wieder eingefangen wie ein Wildpferd, und keine Männer waren zu finden, die dem Norpel etwas hätten auszahlen müssen.

»Jaja«, sagte Chospel gedankenverloren. »Blumen – Abgrund ... Frauen – Abgrund!« Alle nickten mit Kappen und Krönchen – nur der einzige Perag und die einzigen otterfellgesäumten Ohrenklappen blieben unbewegt, aufgestellt wie ein horchendes Ohr. Alle hatten verstanden, was Lobsang in echt tibetischer Kürze hatte sagen wollen: So wie die schönsten Blumen am Abgrund blühen, so stehen die verführerischsten Frauen über der Gefahr. Trashi Rolma, die nur noch einen Zahn hatte, verzog das flachknöchige Gesicht zu breitem Lachen, sodass auch nicht mehr die Spur von Augen darin zu entdecken war – faltig, schmutzverkrustet, fettglänzend, ein altes Gesicht, das genug gesehen hatte, um zu wissen, wie das Leben ist. Die Männer schmunzelten, nur Chospel war ernst, fast starr, wie in dem Augenblick, als ihm der schwarze Yak erschienen war. Mit einer ungewöhnlich jähen und hastigen Bewegung strich er den Geldhaufen ein, den die Freunde und Schuldner gebracht hat-

ten, und die verließen das Ladakerhaus mit einem freundlichen gegurten »*Schu-schu*«<sup>91</sup>.

Jorsam saß vor dem erkaltenden Herd und schürte abwesend in der Asche, in der hie und da noch einige Funken glommen. Sie summte das Lied von der glückhaften Pilgerreise, das alle singen, die von Norden her kommen, um den Tempel des Herrn von Triloknath segenheischend zu besuchen, ein langes Lied, das von beschwerlicher Wanderung erzählt:

*»... und dann überschritten wir die Höhe  
des Shingun-Passes und erreichten  
das gute Nas-tschen-Gebiet...«*

O nein: Nicht einmal das brauchte sie mehr, denn sie wohnte bereits seit fünf Jahren im »guten Nas-tschen-Gebiet«, in dem man »frei wird vom Schmutz der Rede«. Die Trashi Rolma aber, die doch den Shingun-Pass überstiegen hatte – die Trashi Rolma war nicht rein geworden vom Schmutz der Rede! Sie hatte ihn hier im guten Nas-tschen-Gebiet, hier unter dem Stuhl des Lamas, dem erhabenen Glockenberg – hier in dieser *Chansa* hatte sie mit Wohlbehagen den Schmutz der Rede verstreut, und der Töpel Drug-Drug und alle die anderen hatten ihr dabei geholfen: ... ehebrechen! Der Trashi Rolma und all den anderen hätte die Buthrid keinen größeren Gefallen tun können. Sie alle konnten sich so tugendhaft erhaben über sie fühlen. »... siehst nicht dein eigenes hässliches Gesicht, aber machst einen ganz

---

91 *Schu-schu*: Grußformel

großen Auftritt – wegen eines anderen!« Jorsam warf einige getrocknete Wacholderzweige in die Funken, dass sie knisternd aufloderten.

»*Migbras!* – Augapfel!«, rief Chospel der sich schon auf den Teppich am Boden gestreckt hatte. Doch Jorsam, zu sehr mit sich selbst beschäftigt, überhörte seinen Ruf. Jetzt sang sie leise, doch immer noch so laut, dass Chospel es deutlich hören konnte:

*»... Vater, Mutter: Uns beiden  
wurde ein Goldjunge geboren.*

*Da uns ein Goldjunge geboren wurde,  
haben wir nun einen ehrwürdigen Geistlichen.  
Da wir nun einen ehrwürdigen Geistlichen haben,  
haben wir nun einen barmherzigen Bodhisattva.«*

Chospel lauschte. Dann erhob er sich und holte aus seinem Leibgurt ein Beutelchen Gerste, die er frisch aus dem Vorratskrug hinter der Tür geschöpft hatte. Er trat hinter Jorsam, und sie erschrak. So still war es, wie in jener Nachmittagsstunde, als alles im Gehöft wie unter einer großen Glocke schlief. Sie blieb in dieser Stunde und wich zurück, als Lobsang sie berühren wollte. Sie erhob sich, ging tiefer ins Dunkel des Raumes, als er ihr einige der gelben Gerstenkörner auf den Perag streute.

Eine lähmende Stille, durch die man nur das Knarren der Dielenbretter im Oberstock hörte. Schritte, auf und ab gehend, leise, aber unentwegt. Tob! Nur Tob konnte es sein, denn Dan hatte immer noch den Schlaf eines Kindes. Es war, wie wenn Tob mitten in diesem Raume stünde – zwischen dem vordrängenden Chospel und der zurückweichenden Jorsam. Er ging auf

und nieder, auf und nieder. Die Schritte kamen gleichmäßig wie das Atmen der Jorsam, die sich in die Ecke geflüchtet hatte, dicht unter das Bild des Tausendäugigen. Sie starrte immer noch auf das Bild, als die Tür der *Chansa* sich knarrend öffnete und wieder ins Schloss fiel. Sie starrte in das Helldunkel des Raumes, aus dem Lobsang verschwunden war.

Von Angst getrieben, folgte sie ihm – da – dort! In dem kalkweißen Schein des großen Mondes, der das ganze Gehöft mit einem geisterhaften Licht überflutete, da – über den Hof lief er, den Beutel mit Körnern fest in der Hand. Es war, wie wenn er, in eine bestimmte Richtung getrieben, seinem Lauf nicht mehr Einhalt gebieten konnte. Der kostbare Schatz in seinen Händen, der Beutel mit Gerste, den Magierhände besprochen hatten, bekam ein Loch, und unversehens zeichneten die herausrieselnden Körner seinen Weg. Schneller als er jagte Jorsam ihm nach, holte ihn, der keuchend den Weg zum tosenden Bhaga nahm, ein. Mit katzenhafter Gewandtheit gelang es ihr, ihn zu umschlingen und seinen Lauf zum Strom zu hemmen. Lobsang Chospel stand. Der Beutel mit den Gerstenkörnern hing leer in seiner schlaffen Rechten. Doch plötzlich krallte sich die freie Linke in das Korallengehänge um Jorsams Nacken, sodass ihr der Atem kurz ging.

»Yon! – Kommt!« Eine befehlend tiefe Stimme: Tob stand hinter den beiden. Schweigend gingen die drei zurück ins Ladakerhaus. Und alles war so ruhig wie immer – in der Stunde der Maus. Nur der Mond hatte einen stechenden, bösen Schein. In seinem Licht sammelte Joldan, den der Vater geweckt hatte, die Gerstenkörner ein, sodass es nichts mehr gab, was diesen nächtlichen spukhaften Lauf zum Felsenbett des Stromes hätte verraten können.

Doch an Schlafen war im Ladakerhaus nicht zu denken. Joldan übergab seinem Vater die durch Steinchen und Staub verunreinigte Gerste, die er mit einem Yak-Schwanz zusammengekehrt hatte. Tob tat sie beiseite und schickte Dan schlafen. Er stand am Fenster, die Pfeife rauchend, bis in die Drachenstunde hinein, die das Licht bringt. Er war wie erleichtert, als das böse Gestirn der Nacht doch endlich dem sieghaften Licht des Tages weichen musste. Dann erst legte er sich zu kurzem Schlaf auf seinem Teppich unter dem Bild des Mandschuschri nieder.

Auch Jorsam wachte neben dem wie tot daliegenden Chospel. Er war bald in einen erschöpften Tiefschlaf gesunken und atmete wie unter schweren Träumen. Sie hörte dem Atmen neben sich zu und den Schritten über ihr.

»Vater und Sohn gehören enger zusammen als Mann und Frau!« Sie dachte an Tobs Worte, die er so oft – manchmal sogar wie im Scherz – sagte, wenn sie ihn nach seiner Frau Trashi Paldom gefragt hatte und ob die denn nicht auch hierher in das gute Nas-tschen-Gebiet, in das gute Haus der »weißen Lamas«, ihm nachfolgen würde. Tob hatte immer nur abgewehrt: »Vater und Sohn!«

Chospel atmete schwerer. Sie beugte sich über ihn.

»Vater und Sohn: Chospel und Lhasgyab!« Jetzt sah sie die gleiche Verbindung – Lobsang und Lhasgyab, sie gehörten enger zusammen als Mann und Frau, enger als Lobsang und Jorsam. Doch dann sah sie auch wieder den kleinen Lhasgyab, als er noch ganz und gar unheilig und unnützlich war, als er sich ihr – nicht größer als zwei und einen halben *Tru* lang – an die Knie schmiegte und sie, seine neue Mutter, ihm das schwarze Haar glatt strich, bis es sich ihm auf die Stirn legte, lackglänzend

und weich wie das Haar des Lieblingsyaks der Api. Sie hörte seine helle Stimme, die über weite Sandflächen des Indus klang, wenn sie mit ihm trockene Äste und wilde Kräuter suchte. »Schleuder – du kleine Schleuder! Die Mutter spann dich zu ihrer Zeit ...« Keiner der Jungen vom Thigse-Dorf konnte so gut gezielte Steinwürfe abgeben wie er. Warum nur musste der Junge ihr gegenüber so trotzig werden, die sich doch bemühte, ihm Mutter zu sein? »Vater und Sohn!« Ja, Vater und Sohn! Lobsang Chospel und Gyab – Tob und Dan. Doch es hatte eine Stunde gegeben, als Tob und Jorsam sich näher waren als Tob und Dan.

Chospel schlug im Traum die Kante seiner Rechten hart auf den Boden. Sie wollte ihn wecken, doch auch davor fürchtete sie sich. Ihr Leben mit Chospel war ihr so schwer geworden. Und da hörte sie plötzlich wieder die Stimme in dem großen Saal – die Stimme der Väter. Sie sah sich zusammen mit Lobsang zu Füßen des »mittleren Vaters«, und er erzählte ihnen von jenem fremden Mann, der heiliger war als ein *Skuschog*<sup>92</sup> und der die Menschen lehrte und liebte, wie noch kein Mensch von einem Menschen je wieder geliebt worden war. Oft hatte sie die Handgelenkspannen zusammengeschlagen vor Staunen und Freude über alles, was dieser Mensch für die Menschen getan hatte, bis man ihn, der ihnen doch alles getan – es war nicht zu begreifen! – in ein *Rkiang-sching*<sup>93</sup> spannte, wie man in Tibet nur die schwersten Verbrecher spannt und tötet. Sie kannte alle seine

---

92 *Skuschog*: hoher Lama

93 *Rkiang-sching*: tibetisches Marterwerkzeug, großer Holzrahmen, in dem die Verbrecher zu Tode gefoltert wurden; in der christlichen Übersetzungsliteratur für »Kreuz« eingesetzt

Worte, sie kannte alle seine Taten, und ein um das andere Mal hatte sie gesagt, wie gut das sei, was Mashika getan hatte.

Sie wollte die Ama fragen, ob dieser fremde große Gott – der nicht, wie die Götter Tibets, sterblich, sondern unsterblich war –, ob denn dieser große Gott, den sie nicht begreifen konnte, ihr zu Kindersegen verhelfen könne, wenn der »Herb-Schauende«, der Herr von Triloknath, ihre Opfer – den Butterbatzen und die gelben Gerstenkörner – verschmähen würde. Sie überlegte, ob wohl die Ama Opfer gebracht hatte, um zu dem Kind zu kommen! »Elly – Elly; Ell-lly!« Sie hatte ihr gestern einen kleinen Pfau aus bunten Perlen zum Ehrengeschenk gebracht, bevor sie mit ihr zum ersten Mal um das runde Beet im großen Garten gegangen war, große Hand in ganz, ganz kleiner Hand ... Aus dem Garten voller Sommerblumen ruft der Pirol ...

Jorsam dämmerte ein, als der Mond verschwand. Undeutlich wie im Traum sah sie eine schwere Gestalt sich über sie erheben ... Wie eine Lähmung befahl es sie ... ein Entsetzen ... ein Röcheln ... ein Verhauchen, dann Stille.



Der Morgen erwachte zu voller Klarheit. Im Haupthaus war es schon längst wieder lebendig geworden. Wilhelm wollte hinauf nach Tingtse reiten – es war höchste Zeit, noch wichtige Dinge dort zu regeln. Mit großen Schritten ging er über die Veranda, ganz beschäftigt mit allem, was heute getan werden musste. Chospel war spät, später als sonst! Das Vieh rasselte ungeduldig an der Kette ... Da saß er ja auf den Stufen, die zur Veranda hinaufführten, zusammengekrümmt saß er da und regte sich

nicht. Seine Augen waren starr, doch plötzlich durchlief ihn ein Schütteln, und er biss sich in die Hand.

Bevor Wilhelm noch fragen konnte, antwortete eine Stimme. Joldan stand an dem Holzpfeiler und sagte tonlos: »Jorsam wurde ermordet.« Bei diesen Worten stieg in Lobsang eine furchtbare Kraft auf, es war, als wolle er sich selbst erdrosseln, sodass Wilhelm und Dan ihn packten, bis Tob und der Nachbar Palior erschienen, um ihn mit festen Seilen zu binden – es war Paliors Totenstrick<sup>94</sup> –, was Lobsang sich ohne Gegenwehr gefallen ließ. Jorsam fand man in ihrer Wohnung mit deutlichen Spuren des Erstickungstodes.

Auf alle Fragen Wilhelms antwortete Lobsang nur mit einem Stöhnen. Er blieb starr und reglos, ab und an geschüttelt von krampfartigem Beben. Auch Jäschke und Pagell versuchten in ihn einzudringen, doch ohne Erfolg. Gegen Mittag stieß er heraus: »Ich weiß nicht, wie das zugegangen ist. Doch wenn Jorsam nicht einfach gestorben, sondern ermordet worden ist, dann bin ich es, der sie umgebracht hat, denn: Ein anderer war nicht im Raum!« Die inneren Zusammenhänge waren nicht zu erfahen. Alles, was er nach vielen Stunden hervorbrachte, war: »Das ist eine unvermeidliche Folge von in früheren Lebensläufen begangenen Sünden.« Am Abend führte ihn der Thasildar<sup>95</sup> nach Sultanpur ab – gebunden als Mörder.

Das Grauen des Mordes lastete über dem Gehöft mit erdrückender Schwere. Ächtung und Todesbann war über alle gespro-

---

94 *Totenstrick*: Strick zum Fesseln der Toten, damit sie nicht wieder zurückkommen; s. Ruth Schiel: *Hochzeit in Tibet*, Bielefeld: CLV, 2021, S. 246

95 *Thasildar*: Regierungsbeamter, Inspektor



chen. Ein Schlag der Vernichtung für das Werk, niederschmetternd für alle Impulse, Pläne und Vorausberechnungen. Erfolge! Das waren Erfolge! Das Leben auf dem Gehöft war schon nicht mehr denkbar ohne Lobsang Chospel mit seiner wortelosen, etwas düsteren, aber doch bedingungslosen Treue – besonders für Wilhelm, der ihm durch die Arbeit auf der Farm am nächsten stand. Das Gehöft ohne Jorsam – wie wenn das Gurren der wilden Tauben verstummt wäre und eine Welt ohne Freude sich auftun wollte, eine Welt ohne Lachen und Weinen, eine leblose tibetische Landschaft.

Dann aber: ein Kommen und Gehen, ein eiliges Hasten und Laufen – die Nachbarn! Ein Tuscheln, ein Zischen, laute Gespräche, ein Gewirr von Stimmen: »Das ist die Strafe der Dämonen! Der Glaubenshüter, der schwarze Yak, hat ihn gewarnt! Lobsang Wanggyal hat ihn gewarnt, alle haben ihn gewarnt, und der schwarze Bonpo, der die Knochenflöte blies und Geister zitierte, wusste alles im Voraus, wenn es auch nicht gleich eingetreten ist: Nicht die Eisenvogel-Dämonen, die Dämonen des blauen Hundejahres haben zugepackt.«

Wie auf Flügeln verbreitete sich die Kunde von dem Schicksal der Chospels. Mit unvergleichlicher Geschwindigkeit stieg sie über die hohen Pässe des Himalaya und ließ sich überall dort nieder, wo man Tschang trank und Buttertee, wo man tanzte, sang, feilschte, orakelte und betete – Pilger und Händler machten ihr Flügel. Und überall, wo man von diesem unglückseligen Paar sprach, redete man auch von den »weißen Lamas« im guten Nas-tschen-Gebiet und dem fremden Gott und der neuen *Tschos*. Man sprach auch von Tob, dem klugen Hemismönch, und seinem Sohn Joldan – und es fiel sogar wie aus

Wolken herab ein Wort, das man sich munkelnd zuschob und weiterreichte: Ehebruch! Keiner hatte es sagen wollen, keiner konnte es beweisen, aber alle hatten es gewusst – nur die »weißen Lamas« nicht. Besorgt und drohend zugleich aber drangen die Leute des Dorfes Kyelang in die Sahibs: »Wer wird hier nun das Geisterbannen besorgen, wer treibt sie so gründlich aus und macht das Dorf wieder so rein, dass wir nichts befürchten müssen?«

Doch da trat Lhasgyab hervor. Seine Blasiertheit<sup>96</sup> war einer tiefen Bestürzung, ja, Zerknirschung gewichen. Gyab ging zu den roten Lamas des Schaschur-Klosters und bezahlte ihnen mit guter Münze das Totenamt für einen wohlhabenden Bürger, so, wie es einem jeden frommen Buddhisten hierzuta und in Ladak zustand. Und die Lamas von Schaschur hatten nichts mehr dagegen, einer durch Gewalt aus dem Körper vertriebenen Seele – auch wenn sie jenem neuen »Yeshu Mashika« ihre Ehrerbietung mit dem Freimut der Ladaker offen bezeugt hatte – den Weg durch das Zwischenreich zu weisen. Lhasgyab hatte nicht nur gut, er hatte reichlich bezahlt, denn der Weg durch das Reich des *Bardo*<sup>97</sup> ist schwer, sehr schwer.

Lhasgyab war verstört. Er war jetzt nichts mehr als ein armer vater- und mutterloser Junge, der durch seinen Leichtsinn seine Eltern auseinandergetrieben hatte. Er suchte Schutz bei Wilhelm und Maria. Freiwillig gab er sein Heiligenbett im

---

96 *Blasiertheit*: Überheblichkeit

97 *Bardo*: Totenreich, das die Abgeschiedenen bis zur neuen Wiedergeburt aufnimmt; die dort zu erleidenden Qualen können nur durch Gebete und Totenopfer der Lamas gelindert oder aufgehoben werden

Schuppen auf und wohnte mit Tob und Dan wieder unter einem Dach: Allein in der Wohnung seiner Eltern, weinte er laut.

Und dann kamen die Totenpriester mit Jorsams Leiche. Auf dem freien Feld stand der Scheiterhaufen, um den in weitem Umkreis Klagefrauen saßen und weinten, im engeren Kreis umstanden ihn Männer und Jungen mit Musikinstrumenten. Endlich kamen auch die drei amtierenden Lamas, hochrot gekleidet. Sie trugen einen Kessel mit geschmolzener Butter herzu und einen Kupferteller. Auf ein Zeichen des Ältesten erhoben sie mit der Rechten den Donnerkeil, mit der Linken die Schellen, und dann lasen sie unter taktmäßigem Schwingen des *Dorje*<sup>98</sup> ein Stück aus jenem Buch, das den abgeschiedenen Seelen Anweisung gibt, wie sie sich jetzt verhalten sollen, um zu Buddha zu gelangen. Lange lasen sie mit eintönig psalmodierender Stimme aus dem Thodrol.

Trommelwirbel! Der dumpfe Anschlag eines hoch emporgehaltenen Tamburins, und die Jungen bliesen die Muscheltrumpeten. Dann schöpfte der mittlere der Lamas mit einem kleinen Gefäß etwas Butter, und die beiden ihm assistierenden legten gelbe Rosenblätter, Getreidekörner und kleine Teigfiguren hinein, die auf einem besonderen Teller bereitstanden. Einer brachte den Kupferteller und schüttete den Inhalt des kleinen Gefäßes darauf, der dann über den brennenden Leichnam gegossen wurde – wieder und wieder: ein Brandopfer, das alle Sünden Verstorbener tilgen soll. Auf der anderen Seite des brennenden Scheiterhaufens erklang aufs Neue Totenmusik: Läufe

---

98 *Dorje*: Donnerkeil, Symbol der unzerstörbaren Wahrheit; ritueller Gegenstand aus Erz

und Triller auf metallenen Pickelflöten<sup>99</sup> und das ewige eintönige Paukenschlagen – eine Welt voll Trauer und Hoffnungslosigkeit. Die Sahibs umstanden den Holzstoß, bis sich Jorsams Leiche zu Asche aufgelöst hatte. Die Frauen des Gehöfts hielten sich im Innersten der totenstillen Räume des Haupthauses auf, nur Elly jauchzte. Sie spielte mit einem kleinen, hölzernen Pfau, umspinnen mit bunten indischen Glasperlen, türkisblau und goldgelb.

---

99 *Pickelflöte*: Piccoloflöte

# DIE PILGERREISE NACH TRILOKNATH

Die schneidenden Pizzicato-Läufe und Triller aus den Pickelflöten und die rollenden Schläge auf das *Radung* schienen noch in der Luft zu hängen, da brachten Pilger aus Ladak die Nachricht, dass Palskyed, die junge Frau von Joldan, von einer schadhafte Brücke in den Indus gestürzt und ertrunken sei. Auf einem schmalen Steg oberhalb von Leh, dort, wo der Indus eine enge Felsschlucht durchströmt, hatte sie den Fluss überqueren wollen; der Steg brach, als Palskyed seine Mitte erreicht hatte – sie stürzte in die Tiefe und ertrank, von eisigen Strudeln gepackt, während ihre Gefährtin sich retten konnte. Joldan weinte heftig. – Und auch dieses Ereignis wurde bei Tschang und Buttertee in allen westtibetischen Orten in Zusammenhang gebracht mit den »weißen Lamas«, dem schwarzen Yak, dem »Glaubenshüter« des Lobsang, und dem Ehebruch des Hemismönches; alles schien doch deutlich genug das Zupacken der Dämonen im Bereich des Gehöfts unter den »Sieben Buddhas« zu beweisen.

Unter diesem schweren neuen Druck folgten die Kyelanger – Wilhelm, Sodnam Stobkjies, Joldan und Lhasgyab – der gerichtlichen Vorladung, in Dharmsala als Zeugen zu erscheinen. Lobsang, schwer in Ketten, wurde in den Verhandlungssaal geführt, in dem eine glühende Hitze lastete. In Chospels Augen kam ein wenig Leben, als er so unerwartet Lhasgyab und den Sahib vor sich sitzen sah. Doch schon von Tob und Dan nahm er kaum mehr Notiz; er versank wieder in sein brütendes Hindäm-

mern, in das nichts eindrang von allem, was die Anklage – von Colonel Lake sehr schnell auf Englisch verlesen – ihm zur Last legte. Nichts verstand er von dem, was Wilhelm und die Zeugen des Ladakerhauses aussagten. Er hörte nicht, wie Wilhelm seine große Treue rühmte, seine Gutmütigkeit, die zwar hin und wieder, auch bei ganz alltäglichen Vorfällen, in jähzornige Wut habe umschlagen können – wie aber doch alles immer sehr schnell in das rechte Gleis gekommen sei.

Die Hitze in dem stickigen Saal, der ungewohnte Anblick so vieler Menschen ließen Lobsang immer schwerer atmen; er hörte kein Wort und widersprach kein einziges Mal, auch nicht, als Wilhelm, der als Dolmetscher fungierte, ihn auf Tibetisch aufforderte, sich dazu zu äußern. Er blieb stumm, als das Urteil verkündet wurde: lebenslängliche Verbannung in die Strafkolonie Andamanen – Mörder wurden auf die heißen Inseln im Bengalischen Meer deportiert. Nur bei dem Abschied von seinen alten Freunden durchzuckte es ihn. Ganz untibetisch reichte er Wilhelm die – gefesselte – Hand: »Um meiner Seele willen: Erbarme dich über Lhasgyab!« Wilhelm versprach, ihn wie einen Sohn und Freund zu behandeln. Lhasgyab weinte laut, als sein Vater unter rauem Kommando abgeführt wurde. Noch einmal wandte sich Lobsang zurück, seine Augen suchten den schluchzenden Sohn, sie blickten ihn an, wie wenn sie noch einmal sagen wollten: »*Migbras!* – Augapfel!«

In der Frühe des anderen Tages, kurz vor Sonnenaufgang, machten sich die vier Kyelanger auf den Weg nach Hause. Sie nahmen ihn durch das dritte der drei Täler von Ralsum; an Entfernung gab er dem üblichen Weg durch Kulu und über den Rotang-Pass wenig nach, überbot diesen jedoch an gefahren-

reichen schroffen Pfaden. Da aber alle vier berggewohnt waren, gab es für sie keine Bedenken.

Schweigend stiegen sie bergan. Lange Zeit vernahm man kaum einen Laut außer dem gleichmäßig festen Schritt, der sie über felsigen Grund immer höher hinauf, immer tiefer hinein in die Bergwildnis führte. Jeder hing seinen eigenen Gedanken nach: die Pilgerreise nach Triloknath! Keiner von ihnen hatte sie geplant, und jetzt begaben sie sich, fast notgedrungen, auf den Weg, den Jorsam – wenn auch in anderer Richtung – hatte machen wollen.

Je näher die vier der Pagode kamen, desto mehr wurden sie sich – jeder auf seine Weise – der Bedeutung ihres Weges bewusst. Lhasgyab, der den Abschiedsblick seines Vaters noch vor Augen hatte, überlegte, ob es diesem einen Nutzen bringen könne, wenn er, Gyab, für den Vater die Pilgerübungen wenigstens bis zu einem gewissen Grade auf sich nähme. Schließlich sagte man doch, eine einzige, an diesem Ort gestiftete Gebetsfahne habe den Wert von 108 an einem anderen Ort gestifteten, ein einziges Umkreisen des Heiligtumes komme dem von 108 Umwanderungen anderer Heiligtümer gleich; den Tempelbezirk ein einziges Mal mit der Körperlänge abzumessen, habe den Wert von 108 Umwanderungen. Ein einziges Gebet, dort gesprochen, habe die Kraft aller Gebete, die ein Mensch während eines ganzen langen Jahres spreche.

Gyabs Blicke waren wie nach innen gerichtet, und nur mechanisch folgte er den Schritten Joldans. Diesem war der eigentliche Anlass der Gerichtsverhandlung fast schon verschwunden. Während er seinem Vater dicht auf dem Fuß blieb, bewunderte er im Stillen die Fortschritte, die er seit einem Jahr

mithilfe des Sahibs Wilhelm im Englischen gemacht hatte. Fast ohne Fehler konnte er sprechen, auch hatte er mühelos alles verstanden, als die Anklageschrift verlesen wurde. Da klatschte ihm unversehens die Mütze des Lhasgyab ins Gesicht, die ein starker Höhenwind diesem vom Kopf gerissen hatte. Dan, in seinem kopfunter geneigten Klimmen, erschrak über die unerwartete Berührung – es war, wie wenn die Pfote eines Affen über ihn hingestrichen hätte –, er blickte der zur Tiefe fliegenden Mütze nach und starrte in den Strom.

Palskyed! Sie hatte der Strom verschlungen ... Palskyed! Noch keinen Augenblick, seit sie im Indus den Tod gefunden, hatte er so schmerzhaft an sie denken müssen. Er starrte in den Abgrund ... Doch da packte Tob ihn mit hartem Griff – ein Juwel, das ihm keine Macht entreißen sollte. Lhasgyab aber, als er sah, wie seine Mütze davonflog und mit all ihren Zaubern unwiederbringlich in den Strom hinabrollte, versuchte sie mit einer jähen Bewegung zu greifen; er verlor das Gleichgewicht und stürzte, konnte sich aber an einer Felsrille festklammern. Unvermittelt stieß er einen Fluch aus gegen *Lambegs*, den Wegteufel, und kroch auf allen vieren weiter, bis ihn Wilhelm dicht vor sich nahm. Lhasgyab hielt sich an ihn wie an Vater und Mutter zugleich.

Im Augenblick der Gefahr war Tob aus seinem Sinnieren aufgewacht, durch das ihm alte und neue Stimmen klangen, immer wieder aber die eine, so heiter und doch voll Bekümmernis: »Pilgern werde ich gehen – o Heiliger! Pilgerreisen bringen Kindersegen. Dem herb-schauenden Herrn werde ich Gerstenkörner und Rosenblätter, Butterbatzen und Butterflammen



opfern. Bei den Drei Kostbaren<sup>100</sup>, das werde ich tun ...« Tob fuhr sich mit der Hand über die Augen, wie wenn er die Bilder, die ihn bestürmten, verscheuchen wollte. Manchmal krampfte er auch unversehens die Hände zu Fäusten, dann und wann perlten ihm Schweißstropfen von der Stirn, und das kam nicht von der brennend heißen Sonne, die vom Zenit herab auf das nackte Gestein prallte. Wilhelm bemerkte alles wohl, doch konnte er die richtige Deutung nicht wissen. Unter einem überhängenden Felsen, in einer dunklen Grotte, der *Dorje Phagmo*, der »Diamant- oder Donnerkeil-Sau«, geweiht, die jeder Pilger nur voll Furcht und Zittern betritt, hielten sie Rast.



Schon aus der Ferne hörte man immer deutlicher das Schlagen der Gebetsbanner im Wind. »Ein einziges an diesem Ort gepflanzt, wird angerechnet für 108 an einem anderen Ort ...« Eine nicht abschätzbare Gebetsmasse wehte der stärker werdende Höhenwind hinauf zum Thron des *Tschanras-sig*. Urgyan, der sich den vier Kyelangern angeschlossen hatte, begann von Neuem zu murmeln: »Dir Anbetung, *Tschanras-sig*, *om mani padme hum* ...«

An Heiligkeit und Ruhm reich, an äußerem Glanz gering, so zeigte sich die kleine hell getünchte Pagode, etwa acht Meter hoch – an der Ecke eines dem Verfall nahen Adelshofes. In Scha-

---

100 Die *Drei Juwelen* oder *Drei Kostbaren*: Bezeichnung für Buddha, Dharma und Sangha (Lehre und Mönchsgemeinde), drei zentrale Elemente des Buddhismus, zu denen der Glaubende Zuflucht nimmt

ren lagen die Pilger aus Innertibet, Ladak, Spiti und Spin, aus Lahoul und Sanskar am Boden des finsternen Rundgangs vor dem Hauptheiligtum. Das Gesicht fest an den Boden gepresst, murmelten, stammelten, riefen sie ihre Bitten ins Dämmerlicht, rafften sich auf und warfen sich nieder; sie umwandelten psalmodierend die Stätte, ummaßten sie mit ihrer Körperlänge und füllten die leeren Messingbecken mit Opfergaben an Butter – denn die Flammen der matt leuchtenden Ampeln durften nie verlöschen. Sie hielten die hohlen Hände empor und empfingen von den Lamas geweihtes Wasser.

Tob stand verborgen an einem Pfosten des Heiligtums. Er schaffte es nicht, sich niederzuwerfen, und doch quälte und würgte es in seiner Brust. *»... als der da zu helfen kommt, als der alle zu sich zieht ... aller Wesen Reinigung. Der drei Gifte – ja, der drei Gifte Untergang. Das Erbarmen schrankenlos, aller Wünsch' Erfüllungen ... die Erlösung aller Welt.«* Tobs Stimme brachte nicht eines dieser Worte heraus, er starrte auf die Stelle, wo er das bläuliche Mal an den Schenkeln des alabasternen Gottes vermutete. Mit einem Blick unbeschreiblicher Trauer wandte er sich durch die Menge der emporgehaltenen Hände schließlich zum Gehen. Seine Hände waren ohne Trankspende, sie waren trocken geblieben wie sein Herz, das den Tau des Himmels so sehr herbeigesehnt hatte.

Vor der Pagode ließ er sich auf einem Stein in der Sonne nieder. Joldan, der ihn erblickte, folgte ihm in seiner wortlosen Art, während sich Lhasgyab um seines Vaters willen unter die gemischt hatte, die, auf dem Boden kriechend, mit ihrer Körperlänge das Heiligtum umkreisten. Wilhelm saß im Schatten eines Gesträuches und beobachtete das Tun und Treiben um

sich her, doch dann stützte er die Stirn in die Hände und dachte an Lobsang, an Kyelang, an die so veränderte Lage und an ihrer aller Zukunft hier in Asien, und es wollte ihm schwer darüber werden.

In all seine Überlegungen drang immer wieder ein dröhnend-feierliches: *Om mani padme hum – om mani padme hum* – und das Rasseln von Gebetsmühlen und das Schlagen von heiligen Windfahnen. Es vermischte sich mit der plötzlich wieder wach gewordenen Erinnerung an den bußpredigenden Christen von Dharmasala, der, wie so viele Übereifrige, die Worte Sünde, Heidentum und Bekehrung wie Donnergrollen über die unwisende, unbelehrte Menge schleuderte, die teils andächtig, teils neugierig, teils ihres eigenen Wertes völlig sicher, dem lauten Wortgetön lauschte. Die verwirrende, sektiererische Art des Mannes hatte etwas Aufreizendes gehabt, und Wilhelm war mit seinen drei Tibetern der Höhe zugeschritten, immer den einen Gedanken in sich bewegend: *Das Kreuz stolziert nicht auf hohem Ross, es liegt im Staube der Straße – und bis in den Staub gebeugt ist der, der es nicht aufhebt und bei sich trägt ... bis in den Staub gebeugt.*

Da hörte er plötzlich Sodnams Stimme neben sich, der finstern hervorstiess: »Selig sind, die da Leid tragen!« – Ich habe es gelesen, ich habe darüber meditiert: Keiner ist selig, der da Leid trägt, er ist ein Verfluchter!«

Wilhelm sah ihn an, erstaunt über die Heftigkeit seines Tons, dann sagte er ruhig: »Es muss jeder mit Feuer gesalzen werden, und jedes Opfer wird mit Salz gesalzen, und jedes Leid reinigt die Seele von Schlacken. Erst so gereinigt, wird sie frei von ihren Fesseln, entledigt und selig.«

Tob hatte sich neben Wilhelm gesetzt. Am liebsten hätte er laut Anklage gegen sich selbst erhoben: »Sieh hier, Sahib! Der, dem du vertraust wie einem Bruder, der, mit dem du lebst seit vielen Jahren, dein Freund, dein Begleiter, der ist der Mörder, er – Sodnam Stobkjjes, noch der Lotoskrone verschrieben, aber deinem Gott am Kreuze zugetan –, er ist der Mörder: Er hat Lobsang Chospel zum Mord getrieben, denn er nahm seine Frau zu sich, er, der einstige Hemismönch hat diese Ehe zerbrochen. Ein Ehebrecher, ein Mörder, der in das *Rkiang-sching* oder auf die Andamanen gehört, ein Mörder zieht mit dir die Straße! Verachte ihn, diesen Unreinen, weise ihn von dir, dem du so tief traust.« Doch Sodnam Stobkjjes presste die Hände an die Stirn und schwieg. Nur leise kam es von seinen Lippen: »Selig sind, die reinen Herzens sind.«

Den freien Sternenhimmel über sich, ruhten die vier Kyelanger unter der großen Schar von Pilgern aus allen östlichen und fern-östlichen Bereichen. Zufrieden von ihrem heiligen Tun schließen die meisten fest. Auch Joldan und Lhasgyab schliefen nach allen Anstrengungen, trotz des harten Bodens und der nächtlichen Kälte. Wilhelm konnte kein Auge zutun. Zu sehr beschäftigte ihn alles Ungelöste und Erschreckende, und wieder hörte er Tobs Worte, ihren Ton, ihren Nachdruck. Er hätte in ihn dringen mögen, doch wäre das gegen jede Gepflogenheit gewesen. Sterne zogen auf und verschwanden. Da hörte plötzlich Wilhelm neben sich die ganz klare, ganz entschlossene Stimme Tobs. Er sprach zu dem Sahib neben sich, und er sprach zu sich selbst und in die Nacht hinein: »Ich bin mit meiner *Tschos* fertig!«

Wilhelm richtete sich auf und sah in die hellwachen Augen Tobs. Nein, er hatte nicht geträumt. »Ich bin mit meiner Religion fertig!« Noch einmal wiederholte er es. Ein ungeheuerliches

Wort, hier an diesem Ort, hier unter diesen Umständen besonders. Ein klares Wort nach sieben Jahren. Es hätte Wilhelm mit Triumph erfüllen müssen, doch es war – gerade jetzt – ein zu gewichtiges Wort. Schon früher hatte Tob des Öfteren seine Hinneigung zum Neuen in langen Diskussionen mit Wilhelm bekundet, es fasste Wurzel, obwohl das Alte sich auch in seiner Stärke behauptete. Doch noch nie hatte er sich so eindeutig geäußert wie heute. Und Wilhelm schwieg.

Prüfen, prüfen und noch einmal prüfen, denn Rückschläge sind schlimmer als billige Erfolge – obwohl man bei Tob weder von schnell noch von billig reden konnte. Wie würden sie nicht heute alle triumphieren, wenn Jorsam, die Yeshu Mashika liebte, und Chospel, der Yeshu Mashika verehrte, den Schritt zur Kommunikation mit dem Kreuzesgott getan hätten und Christen geworden wären, Christen, denen doch die menschliche Schwachheit und eine abgründige Tradition im Blut lagen. Was, wenn – in einer Art Geistesumnachtung – ein Erstlingschrist seine christliche Gattin mit den Händen erwürgt hätte!? Es war gut, dass man sich bisher ein Maß an Zurückhaltung auferlegt hatte, die von der Heimat nicht verstanden wurde, hier aber das einzig Mögliche war. Leben, vor-leben, tun, sein – aber nicht überreden oder gar zwingen, denn jeder Scheinerfolg arbeitet dem Ruin in die Hände.

Würde Tob bestehen können – auch ohne ihn –, ein erster, einziger Folger des Kreuzesgottes inmitten der erdrückenden Menge der »Folger des Geheimnisvollen Kreuzes der Bon-Religion<sup>101</sup>«, des alten *Yun drun*, umringt von den schamanistischen Künsten

---

101 *Bon-Religion*: vorbuddhistische Religion Tibets, deren Symbol das »Geheimnisvolle Kreuz« *Yun drun* war, ein Hakenkreuz mit nach links abgewinkelten Enden

der schwarzen und der weißen Magie, gemischt mit den Weisheits- und Frömmigkeitsideen buddhistischer Vollkommenheit, die auch in Tobs Herzen tief wurzelten? Sicher: Jetzt waren sie sozusagen unter Protektion<sup>102</sup>. Er aber, Tob, würde auch ohne einen solchen Schutz bestehen müssen, wenn es recht sein sollte. Und wer konnte denn wissen, ob er, Wilhelm, nicht selbst schon, während er hier unter der Pagode des »Dreiweltenherrn« ruhte, von der Heimat aus abberufen war – irgendwohin? Nur das nicht! Jetzt, nachdem das alles geschehen war, musste erst wieder Ruhe kommen und das alte, gestörte Gleichgewicht wiederhergestellt werden.

Als der erste Lichtschimmer den Himmel erhellte, machte sich die kleine Gruppe der vier Kyelanger auf den Weg. Unterhalb von Triloknath wurde das Tal so eng, der Weg an den schroffen Felsen so abschüssig, so glatt, dass jeder Schritt ein Wagnis war. Nur einen Schritt immer voran, nicht schon den zweiten im Voraus tun wollen, nicht in die gähnende Tiefe blicken mit dem tosenden Strom an seinem Grund. Jeder Schritt hat seine eigene Gewähr, jeder Tag sein eigenes Heil – oder Unheil.

In Kyelang fand Wilhelm die strikte Weisung aus der Heimat vor, sofort, noch vor Schließung der Pässe, Kyelang zu verlassen, und zwar solle er nicht nach Norden oder Osten zu Tibetern aufbrechen, sondern nach Süden zu den Hindus, um dort eine Station zu gründen.

»Das ist wie eine Verbannung«, sagte Wilhelm, während Maria mit den dringendsten Vorbereitungen zum unvermittelten Aufbruch begann.

---

102 *Protektion*: Schutz

# EIN TAG VOR OSTERN

Tausende und Tausende von Kilometern – fern in der anderen Hemisphäre – eilte im Morgengrauen des Karsamstags eine einsame Gestalt über die holprigen Straßen der kleinen Residenz der Brüder unter dem Hutberg. Der weite Mantel aus feinem, taupefarbenem Tuch blähte sich im Wind. Dieser flatternde Mantel und die beschwingten Schritte des Mannes hatten ihm bei der jüngeren Generation den Beinamen »Fliegender Holländer« eingetragen. Groenbeek hielt den Rohrstock mit dem zierlichen Elfenbeingriff fest unter dem Arm geklemmt. Er nahm seinen Weg den »Langsamen Tod« hinab über die »Sieben Wiesen«; dem »Petersbach« jenseitig wieder zurückfolgend, stieg er den »Heinrichsberg« hinauf, umging auf Geheimpfaden Herrschaftsgarten und Ort und erreichte, die alte Berthelsdorfer Allee eilig kreuzend, den Fuß des Hutberges gerade, als die ersten Sonnenstrahlen über die fernen Gebirgskämme im Osten schossen. Kein Mensch weit und breit – so war es gut.

Nach der Umfangenheit in Nacht und Mauern ohne ein Auge voll Schlaf bot er die dumpfe Stirn dem Morgenwind entgegen. Er umspielte sie wie ein reinigendes Bad. Freier atmend durchschritt er die Gräberfelder – Brüder hier, Schwestern dort –, hielt einen Augenblick vor dem frisch aufgeworfenen Grab des ehrwürdigen Bischofs aus der Runde der Zwölf, den acht Brüder auf ihren Schultern – auch die seine hatte sich unter die Bahre geschoben – vor Tagen hier heraufgetragen hatten. Lücke um Lücke war in die Reihe der Zwölf gerissen: Arebo und der »Afrikaner«, Schöpflin und der »Turm der Gerechtigkeit« Josaphat Wambsgams – es war nicht zu übersehen, dass die neue Zeit mit neuen Gesichtern lang-

sam, aber unaufhaltsam voranrückte, und der »junge Dachs« war inzwischen als einer der »Würdigen« beamtet.

Groenbeek, der die Rechte immer noch schirmend vor die angegriffenen Augen hielt, entdeckte zu seinem Erstaunen auf der Allee näher kommend ein Pferd mit seinem Reiter. Bruckammer! Jeder anderen Person wäre er an diesem Morgen geflissentlich ausgewichen, ihm aber ging er entgegen. Michael Bruckammer hing müde auf seinem Gaul. Auch er schien aus einer anderen Welt zu kommen. Als er Groenbeek erblickte, sprang er jedoch lebhaft vom Pferd und band es an einen der alten Stämme.

»Wenn ich einer von Alt-Herrnhut wäre, Michael, dann hätte ich dich jetzt begrüßt, wie die alten Wächter der Nacht sich einander ablösend empfangen: ›Es fängt an zu tagen, wer ist noch bei Gott?‹ Doch ich bin keiner mehr von diesen Glückseligen, Gott hat mich verlassen: Mein Hirn frisst meine Seele.«

Bruckammer schüttelte den Kopf und lächelte. »Wäre dem so, dann würdest du nicht bei Nacht und Nebel aufstehen und ruhelos herumstreichen, um diesen Garten der großen Hoffnung aufzusuchen! Ich kenne dich – und doch ist es schon lange her, dass wir einander zu ungewohnter Stunde und an solchem Ort begegnet sind. Zur Ader lassen<sup>103</sup> werde ich deine Seele: Nennst dich Bruder und hältst dich in der Korsage des steif geschnürten Fremden!«

»Wohl möglich!«, meinte Groenbeek. »Aber bei dir bin ich immer noch mit allem Drum und Dran Bruder – mehr noch: Freund!« Nur dieser Morgen, der sich so strahlend aufgetan

---

103 zur Ader lassen: auspressen, ausnehmen



hatte, bewirkte, dass solche Worte freiwilligen Bekennens leicht und ungezwungen den Lippen entschlüpften, die sonst, schmal und zusammengepresst, mit jeder Verbindlichkeit kargten<sup>104</sup>, nun aber neu bestätigten, was beide füreinander empfanden.

»Ich komme von einer Wöchnerin aus der Gegend von Ebersbach«, begann Bruckammer, »ein unbequemer Ritt durch die Finsternis. Der Bauer hat mich um Mitternacht geholt – als wir ankamen, war es zu spät. Gegen Morgen trat der Tod ein. Sie starb, das Kind lebt. Es fällt mir immer noch – ja, lass es mich ruhig sagen – verdammt schwer, jemanden sterben zu sehen, dem ich, wäre ich früher da gewesen, hätte helfen können!«

»Darauf kommt es wohl an«, meinte Groenbeek gedankenverloren, »jemandem helfen zu können. Was aber, wenn man sich selbst nicht helfen kann? Was dann? Ich habe die ganze Nacht gewacht, Michael, ich bin in das berühmte Kämmerlein gegangen, ohne zu finden, was jede Seele sonst dort findet. Eine Folterkammer, dieses ›Kämmerlein‹, wenn du darin nichts anderes findest als Spiegelbilder deiner selbst. Sonst? Nichts.«

Erstaunt suchte Bruckammer das Gesicht Groenbeeks, der es abgewandt zu Boden hielt. »Was hat dich denn so verstört?«

»Zu große Verantwortung vielleicht, Mangel an Glauben, nenne es, wie du willst. Vielleicht auch der Brief hier – ja, er war der Ursprung und Ausgang dieser – lass es mich ebenfalls ruhig sagen: verfluchten Stunden! Dieser Brief und noch einige andere. Es ist, als hätte der Leviathan selbst – als krumme, schlechte Schlange – sich aufgemacht, um das Werk zu zerstö-

---

104 *kargen*: geizen, sparen

ren, das mir mehr am Herzen liegt als jedes andere. Hier, über diesen Brief steht es wie mit Riesenlettern: Mord – Verbannung – Zerstreung. Unserem Tibet-Werk im Himalaya droht Auflösung. Zwei Tibeter, die, auch wenn sie nicht Christen wurden, doch als Kronzeugen für das gute Werk dastanden, hat der Geist der Finsternis ausgeschaltet, ja, sie in Ankläger verwandelt ...«

Und dann erzählte er ihm kurz den Lobsang'schen Mordfall, von dem man hier erst jetzt, fast neun Monate nach dem Geschehen, erfuhr, dessen Tragweite man aber noch nicht absehen konnte. »Rache der Dämonen allen, die es wagen, in den Dienst der Fremden mit ihrer fremden Religion zu treten ... Zehn Jahre«, schloss Groenbeek, »seit die beiden auszogen, sieben Jahre seit Gründung der Station, seit Einzug der Chospels, und noch nicht einer, der kam und sagte: Hier bin ich – ich gehöre zu euch. Stattdessen Mord, Schrecken, Auflösung.«

Auch Bruckammer war erschüttert. Das umschloss mehr, als er erwartet hatte. Kein Zweifel, dass der Mord in den Mauern des Gehöfts – so unbeteiligt die Brüder daran waren – zu ihrem Nachteil ausgelegt werden würde, wie denn jede persönliche Niederlage als Sieg dort verbucht wird, wo eine natürliche Gegnerschaft besteht. Nachdenklich gingen die beiden den langen Wiesenweg außerhalb des Buchengeheges auf und ab. Schließlich meinte Bruckammer aus dem ihm angeborenen Verlangen nach Harmonie und Gleichklang: »George, wenn du vom Leviathan sprichst, so lass mich sagen: Der Weinberg des besten Weines wird behütet – Tag und Nacht. Die Kraft der Arbeiter im ›Weinberg‹ wird erhalten bleiben!«

»So, meinst du das wirklich?« Groenbeek trat dicht vor ihn hin und musterte ihn mit seinen forschenden grauen Augen. »Sagst

du das auch noch, wenn ich dir jetzt anvertraue – dir allein –, dass der laut kollegialer Übereinstimmung ›beste Arbeiter‹ so sehr durch persönliche Missverständnisse aufgerieben ist, dass er, bevor noch mehr zerbricht, den Platz verlassen wollte?«

»Heyde?«

»Du hast es erraten. Aber er ist nicht gegangen. Er blieb – auch wenn wir ihn nun vor den schwersten Wagen spannen, der zu ziehen ist. Und das eben werfe ich mir vor, nicht so sehr um des Mannes als um des Werkes willen. Es wäre besser gewesen für das Werk, ihn zu belassen, wo er war; aber konnten wir ahnen, als wir den Auszugsbefehl gaben, was sich inzwischen ereignet hat? Mir graut vor den noch nicht eingegangenen Winternachrichten aus Kyelang, die letzten lauteten schlimm.«

»Du lässt dich zu sehr von dem Mordfall beeindrucken! Vielleicht war der Winter in Kyelang erträglicher, als du annimmst!«

»Ich gestehe dir, Michael, nicht erst in dieser Nacht habe ich mit dem Gebot ›Gehet hin in alle Welt‹ gehadert. Nach Tibet und in den durch Schnee abgesperrten Himalaya zu gehen, ist in mehr als einem Sinne gefährlich. Jäschke kommt sich vor ›wie nach Cayenne oder Lambessa verbannt‹, wir werden ihn zurückholen müssen ...«

»Nur ihn?«

»Die ›Pioniere‹ werden noch etliches ertragen müssen, bevor man sie abberufen kann ... Wer Steine wegwälzt, wird Mühe damit haben, und wer Holz spaltet, wird davon verletzt!«

Bruckammer hatte sich von der Bank erhoben. Groenbeek folgte ihm schweigend. Noch einmal gingen sie auf dem mit Tautropfen übersäten Wiesenweg auf und nieder. Als das Pferd an seinem Baumstamm zu scharren und laut zu wiehern

begann, band Bruckammer es los und ließ es friedlich neben der Bank, auf die sie sich wieder setzten, grasen.

»Und was ist mit ›dem schwersten Wagen, der zu ziehen ist?‹«

Groenbeek holte tief Atem und blickte in die Ferne. »Zwischen dem Sommer des Mordes und dem Winter der Einsamkeit in Kyelang ist viel geschehen. Heyde musste mit Frau und Kind – laut unserer Beschlüsse hier – noch vor Winterbeginn Station Kyelang verlassen. Unsere Weisung kam überraschend für sie, und ihr Fortgang muss eher einer Flucht als einem geordneten Umzug geglichen haben. Sie haben sich bitterschwer getrennt. Sie – unsere einst lang gesuchte ›unbekannte Braut‹ – wurde im *Djampan*<sup>105</sup> mit ihrem noch nicht zweijährigen Kind getragen. Schreckhafte Ereignisse nur nebenbei: eine Brücke aus Wurzelfasern riss beim Überqueren eines der reißenden Ströme, es kam zwar niemand zu Schaden, die Kulis und die drei Ladaker, die mit ihnen gingen, haben sie behelfsmäßig geflickt. Dass die Brücke nicht wieder riss, als man die Frau und das Kind herübertrug, ist mir wie ein Wunder; die Schrecken der Abreise und die Strapazen dieser Hochgebirgsfahrt spät im Oktober jedoch mögen der Anlass der Totgeburt eines Kindes gewesen sein! Unterwegs geschehen!«

»Groenbeek, wenn das nicht alles um Christi willen geschähe, so würde ich es eine Barbarei nennen! Wir hätten nicht von hier aus die junge Familie fortbefehlen sollen.«

»Nicht wahr, jetzt begreifst du mich schon besser ...«

»Ich möchte nur verhindern, dass Ähnliches noch einmal geschieht. Auch ich weiß – bei aller Einsicht und Nachsicht eines

---

105 *Djampan*: Tragsessel

Arztes *in puncto*<sup>106</sup> menschlicher Physis – ich weiß, dass etwas von uns gefordert wird, und ich will keineswegs Verweichlichung befürworten, aber auf die Frauen müsste man bei unseren Beschlüssen mehr Rücksicht nehmen, sie sind nicht nur Beigabe des Mannes, sondern ›Arbeiter im Weinberg‹, wenn auch behinderte ... Ließe ich wohl meine Frau oder Tochter mit einem Kind und dazu schwanger eine Hochgebirgstour unternehmen?«

»Sie ist jung und hat es überstanden!«

»Ich möchte nur nicht fragen, wie!«

»Du darfst mich fragen, du sollst es! Am sechsten Tag nach der Totgeburt reiste sie weiter – allein mit ihrem Mann über den 3000 Meter hohen Ropu-Pass zum Arzt nach Dharmsala!«

»Mehr tot als lebendig, schätze ich!«

»Und jetzt lebt sie, meist allein mit dem Kind – denn wir beauftragten ihn ja, einen geeigneten Ort zur Gründung einer neuen Station ausfindig zu machen. Die drei Ladaker, die den Heydes besonders anhänglich sind, gingen – da kein Platz für sie in Kulu war – zurück nach Ladak, wollen im Frühjahr wieder nach Kyelang! Sicher, wir hätten auch ebenso gut das immer noch kinderlose Ehepaar Pagell dazu bestimmen können, denn Pagell ist mindestens so stabil wie Heyde ... Aber wir alle – außer dir, denn du nahmst an dieser Konferenz nicht teil – wir alle, besonders aber die jüngeren, der Nachwuchs, beharrten darauf, ihn zu senden, gerade weil er darum gebeten hatte, man möge ihn nicht zu den Hindus und in den Süden schicken, was ihm, der die Tibeter bereits – und das mag wohl stimmen – bis unter

---

106 *in puncto*: in Bezug auf

die Haut kenne, wie eine ›Verbannung‹ vorkommen würde. Wir entschlossen uns, gerade ihn und keinen anderen zu schicken, für die Schulung seines Charakters; außerdem ist er erwiesenermaßen der Gewandteste und Erfahrenste, wenn es sich darum handelt, Kontakte mit Regierung, Behörden und Einheimischen aufzunehmen.«

»Es wäre besser, man schickte ihn in die Wüste. Meinst du nicht, George, dass wir hier vom sicheren Port<sup>107</sup> aus manchmal doch etwas zu sehr die ›Aufpasser‹ spielen, wenn es sich darum handelt, den anderen, weit weg von uns, zur Charakterfestigkeit zu erziehen?«

»Ich weiß es nicht, Michael, bin mir selbst zuwider, aber den Antrag, eine neue Station in Asien zu gründen, stellte er selbst, allerdings nur für Ladak-Tibet. Doch da sein Ladak-Plan, der uns bereits bis in Einzelheiten vorlag, aufgrund der politischen Umstände noch nicht durchführbar ist, hatten wir ihn für den Distrikt Kulu ausersehen – uns schien es unerheblich, ob Hindu oder Tibeter.«

Leise endete er: »... ich fordere es von ihnen allen. Aber selbst hingehen, weit hinaus in die Welt, und mich vor sie hinstellen und in fremden Sprachen von dem Heil in Gott sprechen, das könnte ich nicht. Die Schmach Christi auf sich nehmen, dazu bedarf es einer ungebrochenen Kraft, die ich nicht mehr habe, oder einer besonderen Verleugnung seiner selbst, wie du sie auch hier als Arzt tagtäglich übst. Ich habe beides nicht mehr, vielleicht habe ich es nie besessen. Eine Visitationsreise einmal,

---

107 *Port*: Hafen

ja! Aber ein Leben lang irgendwo jenseits der Meere, aushalten um jeden Preis, abgeschrieben – ja, lass es mich nur aussprechen: abgeschrieben für die Heimat –, das wäre mir unerträglich. Ich bin ein müder alter Mann geworden, wer weiß, wahrscheinlich bin ich es immer gewesen.«

Bruckammer ließ den Freund reden, er spürte, es tat ihm wohl.

# MONSUNWOLKEN

## ODER

# DAS KUCKUCKS-SCHLOSS IN KULU

Ranbir Singh Bahadur Khan<sup>108</sup>, der Sohn des »Rosenlöwen« Gulab Singh, einer der bedeutendsten indischen Fürsten – befahl er doch ein Heer von 30 000 regulären Hindu-Truppen in allen Teilen Indiens, die bereit waren, für ihn, den hohen Beschützer ihrer Religion, zu kämpfen und zu sterben ...

Ranbir Singh, ein »Auswärtiger«, ein *Lha-lo*, ein »Gottloser«, den die Ladak-Tibeter hassten, seit seine Dynastie, zur Herrschaft gekommen, ihr Land mit Krieg überzogen und unterjocht hatte, der fromme Buddhisten zu bigotten<sup>109</sup> Hindus zu machen versuchte, der Sohn des Rosenlöwen, der sich zum Kaschmir-Satrapen<sup>110</sup> aufwarf ...

Ranbir Singh, von dem die Briten in Vorderindien immer noch nicht wussten, ob er, dem sie zu Macht und Größe verholfen hatten, ihnen auch wirklich loyal gesinnt war – manches sprach augenscheinlich dagegen ...

In lässiger Erhabenheit saß Ranbir Singh auf dem juwelen- und goldgeschmückten Thron im Palast seiner Winterresi-

---

108 *Bahadur Khan*: Ehrentitel eines britisch-indischen Herrschers

109 *bigott*: frömmelnd, scheinheilig

110 *Satrap*: Statthalter, Fürst



denz in Jammu. Der Radschputen-Bart<sup>111</sup> verdeckte ein wenig die angenehmen Gesichtszüge des etwa 35-Jährigen, der seinen herrscherlichen Blick über den in Ehrfurcht ersterbenden Hofstaat gleiten ließ – ganz flüchtig nur, in der Haltung dessen, der Macht hat über Leben und Tod seiner Untertanen, der, eine »machtvoll brennende Sonne«, viele leuchtende Sterne am indischen Herrscherhimmel verblassen ließ.

Undurchdringlich der Blick des Kaschmir-Satrapen, schwermütig und feurig zugleich. Seine Augen bemerkten alles, ohne ihre majestätische Ruhe einzubüßen, sie maßen auch – über den knienden Hofstaat hinweg – den aufrecht stehenden Sahib, der mit Würde die Antwort auf seine Petition – Wohnurlaubnis für die *Moravians* in Ladak – aus allerhöchstem Munde erwartete. Krippa Ram, der erste Minister, der sich am Tag vorher über den Grund von Wilhelms Kommen im Gästehaus hinlänglich hatte unterrichten lassen, überreichte das Schriftstück und wartete nun, vor dem Fürsten kniend, auf den Entscheid. Und der Herrscher erteilte kaum hörbar die Antwort, während die Diamanten, Saphire und Rubinen an seinem Turban ihr Feuer versprühten und mit dem Glanz wetteiferten, den Perlenschnüre und Edelsteine um Hals und Hüfte auf seinem eng anliegenden weißen Gewand verstreuten.

Eine ehrfürchtige Stille herrschte im Raum. Nur der gellende Schrei eines Pfaus drang aus dem steinernen Innenhof herein bis zu dem Thron aus Gold und Juwelen, über den ein kostbarer Fächer leise hin und her glitt. Kniend gab Krippa Ram die Antwort: Seine

---

111 *Radschputen*: »Königssöhne«; kriegerischer und ritterlicher Stamm, in dem die Männer häufig einen vom Kinn nach beiden Seiten weggekämmten Backenbart trugen

königliche Hoheit der Maharadscha<sup>112</sup> habe nichts dagegen, dass der Sahib, wie einst beabsichtigt, zu den Mongolen gehe – um welche Erlaubnis allerdings gar nicht gebeten worden war. Seine Hoheit könne aber nicht genehmigen, dass sich auch nur ein Sahib in Ladak niederlasse. Der Grund sei, dass der Große Radscha – gemeint war der inzwischen verstorbene Vater Gulab Singh – schon früher einmal ein derartiges Anliegen abgelehnt habe. Die Aussprüche aber seines Vaters halte er, der Sohn, so hoch, als seien sie die eines *Khuda* – eines Gottes. Dies, erklärte er, geschehe nicht etwa aus religiösen Gründen, sondern er wolle verhindern, dass Europäer überhaupt sich dort ansiedelten, denn einer zöge den anderen nach. Um die Absage nicht zu schroff zu gestalten, ließ er einlenkend vernehmen: Sollte sich jedoch der Sahib – durch unvorhergesehene Zufälle – einmal auf einer Reise dort verspäten und ein plötzlich einbrechender Winter ihn an der Weiterreise hindern, so könne er diesen einen Winter im Land bleiben, doch dürfe dieses nur einmal vorkommen und dann nicht wieder.

Wilhelm verneigte sich, und ein Minister überreichte ihm ehrerbietig 100 Rupien englischer Kaschmir-Münze – »zur Deckung der vergeblichen Reisekosten« –, dazu einen seidenen Schal als Geschenk für die Memsahib.

Kaum eine Stunde verging, als Colonel Gardener – ein im Dienst des Radscha stehender Amerikaner –, im Gästehaus erschien und Wilhelm vertraulich mitteilte, im Verlaufe eines Jahres möge er wieder anfragen, und zwar in Kaschmir, damit es nicht aussähe, als hätte der Fürst ihn eingeladen.

---

112 *Radscha* o. *Raja*: Herrscher, Fürst, König; Herrschertitel in Indien und Südostasien; *Maharadscha*: Großer Herrscher, Großkönig, Großfürst

Zu Hause sein! Wilhelm beschleunigte seine Schritte. Vier Wochen schon war er unterwegs, viel konnte sich »zu Hause« ereignet haben. Voller Unruhe hatte er in allen Nächten an seine kleine Familie gedacht. Freundschaft, Gastfreiheit, ja, Liebe – in Dharmsala reichlich genossen –, alles das fehlte, seit man das inzwischen frei gewordene Haus in Jagat Sukh bezogen hatte, das eigentliche »Domizil im Exil«. Völlig leer, bis auf einige kaputte Möbel, war es umschattet von prächtigen Kastanien, Silbertannen und Obstbäumen, umschattet auch von vornherein durch noch ungelöste Probleme: Es sollte von einem Besitzer in Europa an einen anderen in Asien übergehen – man konnte nicht wissen, wann alles fertig ausgehandelt sein würde und musste damit rechnen, dass von heute auf morgen ein neuer Herr von seinen Besitzrechten Gebrauch machen würde; man lebte also wie ein Vogel auf dem Ast.

Außer einem alten Hindu-Ehepaar, das noch nie bei Europäern gewesen war, hatte Maria keine Hilfe. Doch die beiden standen da und starrten der Memsahib verständnislos auf die Finger, und die Frauen am Brunnen wollten mit ihren Wasserkrügen gar nicht mehr in ihre Hütten zurückkehren, so viel Neues war zu erzählen von den Fremden, den Nicht-Hindus, die als »unrein« anzusehen waren, mochten sie auch die Bücher Indiens und Asiens studieren. Ja, es war nicht zu glauben: Der junge Brahmane Dschugpatschan ging durch die Pforte dieses Ausländerhauses. Wurde er, der ein Kastenzeichen<sup>113</sup> trug, nicht unrein?

---

113 d. h. ein Zeichen seiner Kaste, in diesem Fall der obersten Kaste *Varna*, zu der die Brahmanen gehören

Außer dem Brahmanen Dschugpatschan kamen und gingen jedoch viele Gäste gemäß der Tradition des vormals Knox'schen Hauses, um mit der kleinen Familie aus dem Himalaya Tee zu trinken, so gut es ging bei den kaputten Möbeln ... bis dann der große Regen kam, der das Haus mit einer unvergleichlichen Einsamkeit umspann. Der Brahmane Dschugpatschan trat nicht mehr durch die Pforte, die Tee-Gäste blieben fern, und das alte Hindu-Ehepaar begab sich in seine Kürbishütte und verfiel mit dem Summen des großen Regens in einen Dämmer Schlaf. Alle gingen, doch eine kam: Rahemi! Mit zurückgelegtem Haupt begann sie ihre Dienste bei ihrer neuen Herrin mit der Herablassung einer landesansässigen Gläubigen gegenüber einer landfremden Ungläubigen. Mit einigen gut gezielten Worten holte Wilhelm sie von ihrem Sockel herunter, und langsam ließ sich Rahemi herbei, einige Scheite Holz im Kamin anzufeuern, um die Feuchtigkeit aus dem Haus zu vertreiben und den ersten Eimer Wasser zu holen.

Einige Tage nach dem Kommen Rahemis erschien im »Kuckuckshaus« von Jagat Sukh Sir Robert Egerton, der Regierungsbevollmächtigte des Kangra-Distrikts. Er bat Wilhelm, ihn auf einer offiziellen Reise an die tibetische Grenze als Dolmetscher zu begleiten. Die Regierung plante die Errichtung einer Handelsstraße von Punjab in Britisch-Indien nach Yarkant in China, die wegen der hohen Durchgangszölle nicht durch Ladak, sondern östlich vom Karakorum durch die größtibetischen Provinzen Rudok, Gar, Chumurti, dann durch Spiti führen sollte, bis sie hier in Kulu endete.

Wilhelm sagte zu – auch in eigener Sache. Er ging, als die Monsunwolken den Himmel wie mit dunklen Säcken zuhäng-

ten. Unablässig rauschten die Regen herab und hüllten das Land ein. Eine ungewohnte Melancholie umschlich Haus und Garten, wie ein Dieb, der es auf Marias Gleichmut abgesehen hatte. Das helle Läuten und Klingeln der Glocken und Glöckchen des nahen Hindutempels, das sich in gleichmäßigen Abständen wiederholte, fiel in das dumpfe Regengeräusch hinein als eine Melodie voll durchdringender Eintönigkeit, silberhell und metallisch.

In der Einsamkeit, die das Haus umspann, standen Geräusche und Laute auf, besonders nachts, die sie noch nie bemerkt hatte. Stimmen von Vögeln, von Nacht- und Raubtieren, von Menschen. Dann wieder das Schleichen nackter Sohlen ... Vor dem Fenster bewegten sich die Blätter der regenschweren Bäume und Sträucher, und die hohen Rohre des Bergbambus bogen sich unruhig im Wind der Nacht. Manchmal war es auch, wie wenn die Äste auseinandergeschoben würden und samtschwarze Hindu-Augen durch das Fenster zu spähen versuchten, was eine Unschlittkerze<sup>114</sup> nur matt erleuchtete. Doch die Vorhänge waren dicht genug, und es blieb nur bei dem Huschen und Tappen, bei den Stimmen und Lauten, dem Anschlägen von Glocken und Glöckchen und dem Rauschen des großen Regens.



Maria sehnte den Tag der Heimkehr Wilhelms herbei, doch der lag noch in weiter Ferne. Sie vertiefte sich in ihre hindustani-

---

114 *Unschlittkerze*: Kerze aus Talg (statt aus Wachs)

sche Grammatik und deklinierte und konjugierte in Hindi und Urdu<sup>115</sup>, während Elisabeth sich von Tag zu Tag mehr reckte und streckte und ihre Umwelt mit dem Temperament einer Dreijährigen entdeckte. Und dann kamen die Ratten. Eines Nachts waren sie da. Sie blieben, sie vermehrten sich auf unheimliche Weise, durchwühlten Kleidertruhen, Schränke, verschlossene Kästen, sie nagten an den Schuhen Wilhelms und an den Kleidern des Kindes. Um es vor ihnen zu schützen, verbannte Maria den Schlaf und überwand mit allen Künsten und Mitteln die Müdigkeit. Ein leichter Schlummer am Tag entschädigte sie für eine durchwachte Nacht – regenumsummt.

Sir Robert Egerton prüfte das Land, hielt sich hier kürzer, dort länger auf. Kaum hatte man das Tagesziel erreicht, so wurde mit unglaublicher Schnelligkeit eine Zeltstadt vor dem Ort aufgebaut. Wie ein König schaltete und waltete der Regierungskommissar. Überall richtete, ordnete, schlichtete er, und Wilhelm, sein Dolmetscher, verschaffte seinen Worten Gehör: tibetisch-englisch und englisch-tibetisch. Abends aber, wenn das Camp zur Ruhe gegangen war und die eintönigen Melodien der Kulis durch den Abend klangen oder das Würfelspiel begann, saß Wilhelm mit scharfen Gläsern bewaffnet in seinem Zelt und entzifferte alte vergilbte Papiere: Urkunden der früheren westtibetischen Könige, ladakische handschriftliche Dokumente und Verfügungen neueren Datums, Verwaltung und Politik der alttibetischen Provinz Spiti betreffend, die seit dem Ausgang

---

115 Urdu und Hindi haben sich aus derselben Sprache entwickelt (*Hindustani*) und sind eng miteinander verwandt. Urdu ist die Nationalsprache Pakistans und Hindi eine der Amtssprachen Indiens. Urdu wird auch in Nordindien gesprochen.

des Dogra-Krieges<sup>116</sup> unter die Herrschaft der Briten gekommen war wie Ladak unter die Kaschmir-Fürsten. Bei den Zukunftsplanungen der Regierung waren sie von größter Wichtigkeit.

Am 25. Tag von Wilhelms Abwesenheit wurde Maria von einem giftigen kleinen Insekt in den Ringfinger ihrer Linken gestochen. Dieser Stich begann, so bedeutungslos er schien, sie tagsüber derart zu behindern, dass sie Wilhelms goldenen Ring mit den sechzehn kleinen Türkisen abstreifte und in eine Silberschale auf den niedrigen Tisch neben ihrem Bett legte. Der Finger schwoll an, wurde verbunden, er schwoll ab, und als sie den Ring, das kostbare Gut, wieder anstecken wollte, war er verschwunden. Rahemi zuckte die Achseln – sie verstand nicht. Maria suchte überall, sie misstraute sich selbst, vielleicht hatte sie ihn nur in die Schale tun wollen und dann in der Küche abgelegt. Sie überdachte den Tag mit allen Unterbrechungen: Der Postbote war gekommen und hatte Post auf den Tisch gelegt, zwei Hindu-Jungen hatten sich barfüßig leise hereingeschlichen – nein, aber unbegründet konnte man niemanden verdächtigen. Doch der Ring blieb verschwunden.

Am Abend war sie über den Verlust so niedergeschlagen, dass sie meinte, mit dem Verschwinden des Ringes müssten ihr auch die Kräfte schwinden, die sie die Zeit hindurch aufrechterhalten hatten. Diese ungeheure Regeneinsamkeit im frem-

---

116 *Dogra-Krieg*: Von 1841 bis 1842 ausgetragener Konflikt zwischen den Dogra (Herrscher über Jammu und Ladak) unter dem General *Zorawar Singh* (1784–1841) und Tibet, in dessen Territorium sie versucht hatten einzudringen; zunächst wurde die Dogra-Armee vernichtend geschlagen und verlor dabei ihren Anführer Zorawar Singh, später jedoch gelang es durch eine Schlacht bei Chushul, die tibetischen Soldaten zu besiegen, die vorher – im Gegenzug – schon Leh belagert hatten. So wurde der Vorkriegszustand wiederhergestellt.

den Haus ohne Wilhelm – ohne die sichtbare Vergewisserung seines stummen Bekenntnisses, ausgedrückt in den sechzehn kleinen Türkisen, die den schmalen Goldreif wie ein Spruchband ohne Worte umliefen: »Setze mich wie ein Siegel auf dein Herz, denn die Liebe ist stark wie der Tod ...« Die Regen strömten aus dem umdüsterten Himmel auf das Haus nieder, und die Zweige der Zedern begannen unter dem stärker einsetzenden Sturme zu ächzen. Eine unvergleichliche Melancholie kroch aus allen Ecken und Winkeln des weiten Hauses und Gartens, vor der man sich nirgends retten konnte. Unabsehbar die Zeit, bis Wilhelm zurück sein konnte. Immer wieder blickte sie auf den leeren Finger, der noch deutlich den Abdruck des goldenen Reifs trug: »... denn die Liebe ist stark wie der Tod.«

»Man muss sich raffen!«, befahl Maria sich streng – und sie rechnete mit sich selbst ab, wie es eine Alexandra van Trooght nicht unnachgiebiger gekonnt hätte. Darüber schlief sie ein, fast so sorglos wie Elly, umrauscht vom Regen, umwoben von Einsamkeit und Gefahr, doch eingebettet in jene zweifache Liebe, die stärker ist als der Tod.

Am nächsten Tag stand wirklich die Sonne am Himmel. Kurz nur, aber intensiv, und man breitete in ihre heißen Strahlen alles, was man nur irgend in der Eile ergreifen konnte, um es von Nässe, vom Schimmel zu befreien. Zügig ging ihr die Arbeit von der Hand, und als der Abend wieder mit Regen und Dunkelheit kam, grub sie aus ihrer Truhe eine der selbst gedrehten Kerzen aus Kyelang, die etwas heller waren als das trübe Ölflämmchen. Sie hatte sich wieder fest in der Gewalt, als sie die Hindi-Grammatik aufschlug. Wie eine Hymne klang ihr das Deklinieren und Konjugieren.



Viele Flügelpaare umtanzten die Flamme, grünseiden schimmernd oder rötlich und gelb, ein dichter Taumeltanz um das Licht, an dem sich manches zarte Flügelpaar versengte. Mit lautem Gebrumm und mit einer leuchtenden Fackel an seinem Unterleib hielt ein Käfer auf den Tisch zu und ließ sich auf der Grammatik nieder. In steter Runde schleppte er seinen gepanzerten Rumpf schwerfällig über den Buchdeckel, würdig, trotzig, entschlossen; mit sattem Gebrumm hob er sich auf und ließ sich wieder dicht neben ihrer Hand nieder, und sie empfand heute nichts mehr von der Abneigung gegenüber allem, was kraucht und kriecht, vor dem sie sonst ein wahres Grauen hatte. Nur als die Ratten sich zeigten, fuhr sie auf und schlug mit einem langen Bambusrohr auf den Boden, um sie zu vertreiben. Da öffnete sich die Tür – es war Wilhelm. Er zog Maria an sein Herz mit einer seit Monaten aufgespeicherten Liebe. Dann trat er an das Bett des Kindes, und alle ihre Sorgen waren im Nu gebannt.

Ohne viel zu sagen, übersah er Marias äußere Lage. Der eine Stuhl, völlig ausgeleimt, war in sich zusammengebrochen, der andere stand dicht vor der Auflösung. Auch sah er das frische Loch in den hölzernen Dielenbrettern und erkannte die Gefahr aus der Finsternis. Sobald es Tag wurde, durchstreifte er den Ort nach einem Rattenfänger-Hund, und er fand ihn! Einer nach Europa reisenden Familie wurde der treue Vierbeiner doch zur Last und sie übermachte ihn Wilhelm: Tobsi! Sie war eine quicklebendige Hündin mit zwei gelben Flecken über den angriffslustig dreinblickenden Augen und umwedelte ihre neue Herrin wachsam. Sofort bewies sie ihre vorzüglichen Eigenschaften, als sie ihr eine der dicken Ratten als Siegestrophäe zu Füßen legte.

Am Tag von Tobsis Einzug zog Rahemi aus. Zwar war es noch nicht zu übersehen, ob Rahemi II. auch wirklich eine Verbesserung gegenüber Rahemi I. bedeutete. Man musste abwarten. Rahemi II. werkelte mit ihren alten Augen am Herd in der Küche, wusch mit ihren dürrn, wie mit Lederhaut bespannten Händen die Wäsche, kochte hindustanisch, da sie europäische Sitten nicht kannte, und sie holte von dem Brunnen das frische Wasser. Am ersten Tag tat sie mehr als am zweiten, am dritten weniger als am zweiten, am vierten schien sie so etwa das Maß an Arbeit für sich bestimmt zu haben, das sie abzuleisten gewillt war. Meistens saß sie vor dem Herdloch in der Küche und starrte entweder in die Glut, die Maria schürte, oder in die erkaltende Asche.

Tobsi vor ihren Füßen, in der Nähe das schlafende Kind, saßen Wilhelm und Maria glücklich wie ein ewig hochzeitliches Paar auf dem inzwischen von Wilhelm notdürftig geflickten Kanapee<sup>117</sup>. Eine Seidendecke aus Kaschmir lag auf dem halbrunden Tisch, in einem Glas standen Orchideen, die Wilhelm im Vorbeireiten als Geschenk aus dem Moder eines hohlen Baumstammes mitgebracht hatte. Kostbar war der einfache Teetisch, auf dem die edelste Kulu-Sorte in zwei sorgfältig gehüteten Porzellantassen dampfte. Das war die Stunde, in der Maria endlich wenigstens einiges von seinen Erlebnissen hörte, auf die sie sich gefreut hatte wie ein Kind auf Weihnachten. Auch Wilhelm war glücklich. Von dem Ring meinte er, man solle sich doch hüten, aus einem harmlosen Geschenk ein Amulett zu machen.

---

117 *Kanapee*: Sofa, Couch



Der Höhepunkt des Herbstes stand vor der Tür. Da traf Sir Egerton, der langsamer gereist war, ein. Er lud noch einige alte Urkunden, die Verwaltung der alttibetischen Himalaya-Provinzen betreffend, bei Wilhelm ab, dann aber saß er, aller Regierungsgeschäfte ledig, entspannt auf dem lädierten<sup>118</sup> Kanapee; man unterhielt sich bei dampfendem Kulu-Tee über gemeinsame Reiseerfahrungen, insbesondere über den Buddhismus.

Nach dem *Tiffin*<sup>119</sup> bereitete Maria ein kleines warmes Essen zu, wobei sie plötzlich wieder von ihrem alten schmerzhaften Reißen über Kopf und Nacken befallen wurde, das die feuchte Schwüle von Kulu noch gefördert hatte. Trotzdem hörte sie mit Spannung in kleinen Pausen des Ab- und Zugehens dem Männergespräch zu, das von den unterschiedlichen Graden der Frömmigkeit und des Ernstes buddhistischer Mönche handelte. Sir Egerton, erfahren in Klimakrankheiten, gab Maria ein »probates Mittel« gegen Kopf- und Gliederreißen und verabschiedete sich früher als beabsichtigt. Gegen Mitternacht nahm sie die Dosis. Kurz danach erfolgten Übelkeit und Erbrechen, dem sich die Geburt eines Kindes, anderthalb Monate zu früh, anschloss. Wilhelm musste Arzt, Hebamme und Pflegerin in einem sein, denn Rahemi II. war vor Schläfrigkeit nicht in der Lage, Feuer zu schüren und warmes Wasser zu bereiten. Mit offenem Mund und vor Staunen weit aufgerissenen Augen beob-

---

118 *lädiert*: beschädigt

119 *Tiffin*: leichtes Mittagessen

achtete sie Wilhelms Werken und rührte sich erst notgedrungen vom Fleck, als sie hörte, ein Kind sei geboren.

Insekten taumelten gegen das Licht, das Wilhelm – so viel wie nur möglich – um das Bett angezündet hatte. Fledermäuse umgeisterter das Haus, schwere Regengüsse gingen nieder, und betäubend duftete der Jasmin. Tobsi stand knurrend neben dem Lager und ließ sich schließlich an dessen Fußende – der Kopf auf den Pfoten – nieder, als sie merkte, dass sie jetzt nicht gebraucht wurde. Erst gegen Morgen verlosch das Licht, und als die Sonne durch die feuchten Blätter leuchtete und die grünen Kuckucke ihre Wechselrufe wie den Klang aus unzählbaren Okarinen<sup>120</sup> durch das Tal sandten, wurde es still im Wohnzimmer. Friedlich ruhte das Kind bei seiner Mutter: gesund, ganz gesund – obwohl zu früh erschienen. Wilhelm beugte sich über Maria: »Ein Sohn, der erste Sohn! Ein kleiner *Palog-pa*, ein Glücksschweinejahrmensch!« Und dann senkte sich ein tiefer Schlaf der Erschöpfung über die Mutter.

Ohne weitere Kenntnis von dem freudigen Ereignis erschien sechs Tage danach in seiner immer noch hoch in Ehren gehaltenen »Schlagintweit«-Jacke<sup>121</sup> Heinrich August Jäschke. Er dokumentierte die Treue seiner apostolischen Sendung auch darin, dass er den noch heidnischen Heyde-Sohn durch die Taufe in die große Gemeinschaft der Christen aufnahm und über ihm – als sein Pate – den Segen und seinen Namen sprach: Paul Johannes. Die Lage des Kollegenpaares »im Exil« schien bei Weitem nicht so rosig, wie er es sich noch beim Betreten dieses paradiesisch schönen Tales gedacht hatte.

---

120 *Okarina*: Blasinstrument; »Gefäßflöte«

121 s. Ruth Schiel: *Hochzeit in Tibet*, Bielefeld: CLV, 2021, S. 256

Er vermerkte für sich: das fast leere Haus, Feuchtigkeit, Schimmel – offensichtliche Schwierigkeiten, unter der besonders »sie« zu leiden hatte. Der Demut, die ihm, Jäschke, vorschwebte, waren sie wohl nie, auch nicht unter schwerster Belastung, ja, Not, fähig. Er, Heyde, immer noch ein »Sahib« mit weißem Hemd und sorgfältig geschlungener Krawatte, und sie immer noch von jener unaufdringlichen Noblesse, die er für Hochmut gehalten hatte. Sie waren mit beträchtlicher Sorge bepackt, aber Gott hatte sie nicht gestraft: Zwei Kinder hatte er ihnen geschenkt, zwei gesunde Kinder! Und es wurde ihm klar, dass bei der Beurteilung des Seelenzustandes dieser beiden Menschen sein mährisches Erbe dem Geist des Alten Testaments doch wohl nähergestanden hatte als dem des Neuen.

Wilhelm unterbreitete Jäschke erneut seinen Ladak-Plan, von dem er nicht abrücken wollte, obwohl Ladak in vieler Hinsicht noch beschwerlicher und bedeutend karger sein würde als das reiche Kulu. »Der Tibeter!«, sagte Wilhelm, »und nicht der Hindu – wenn es möglich ist! Wir beide sind bereit, nach Ladak aufzubrechen, sobald sich die Pforten dorthin öffnen!«

Nein, auf seine private Bequemlichkeit schien dieser halstarre Heyde es nicht abgesehen zu haben, denn sonst müsste er sich jetzt für Kulu entscheiden. Ein Haus, im Stil von Kyelang, hierher gesetzt – die Behörde hatte es ja sogar bestimmt! – würde alles das bieten, was eines Menschen Herz sich in Asiens Räumen nur wünschen konnte, aber er wollte nicht! Suchte das Unbequeme, das Schwere! Sollte er doch ein Stück Demut im Herzen tragen?

»Aufregende Nachrichten kommen aus Ladak!«, sagte Jäschke ärgerlich. »Sodnam Stobkjjes und Joldan – Vater und Sohn, unzertrennlich! Doch der Hindu-Regent von Leh hat

es fertiggebracht, sie zu trennen. Er schickte Joldan nach Leh, den Vater spannte er vor den Pflug, wie auch Lhasgyab von den Regierungsbeamten gezwungen wurde, sein brach liegendes Gut in Thigse zu beackern. Bittbriefe um Bittbriefe kamen aus Ladak, wir möchten sie befreien! Hier sind sie. Ich antwortete, schrieb an den Thanadar<sup>122</sup>, doch ohne Erfolg!«

Wilhelm sah bei dem Bericht Jäschkes aus, als ob er sofort den Weg nach Ladak unter die Füße nehmen wollte, um seine drei Getreuen aus der Gewalt des Thanadar zu befreien.

»Was von Kyelang aus geschehen konnte, ist geschehen!«, schloss Jäschke. »Wir müssen warten, ob sie je wieder zurückkommen dürfen.«

Doch Wilhelm erwiderte: »Sie müssen!«

Einen fanatischen Stellvertreter hatte der Sohn des »Rosenlöwen« in der alten westtibetischen Königsstadt am Indus – orientalisch-höflich, aber nie würde er Tob, Dan und Gyab auf Briefe hin freigeben, wenn er es sich in den Kopf gesetzt hatte, an ihnen ein Exempel zu statuieren. Und das schien er sich vorgenommen zu haben! Alle erdenklichen Pläne schoss Wilhelm nachts wegen der drei durch den Kopf, und wieder wurde ihm bewusst, wie sehr er allen, besonders Tob, verbunden war. Er spürte auch, dass sie ihn brauchten und an seine Hilfe glaubten – sie konnten nicht ahnen, wie sehr ihm hier die Hände durch Politik und Vorschriften gebunden waren.

Nein, er konnte nicht aufbrechen und sie befreien! Jetzt noch nicht! Jäschkes Besuch hatte ihm erneut bewiesen, dass er

---

122 *Thanadar*: Polizeichef, Kommandeur

sich mit Wasserwaage und Zollstock auszurüsten und hier ein Haus – für sich? für seine Familie? auf alle Fälle ein Haus, für wen auch immer – zu erstellen habe: eine Station, ein Stützpunkt an den Südhängen des Himalaya. Eine Rückkehr nach Kyelang war nicht vorgesehen, und ein Vordringen nach Ladak noch unmöglich. Wenn man den Winter über in dem leidigen Haus in Jagat Sukh würde wohnen bleiben können, dann war das schon eine große Vergünstigung.

Der Generalgouverneur von Indien, Lord Elgin<sup>123</sup>, hieß Wilhelm durch Boten zu einem »Dinner« im Zelt laden, als Kulu wieder Tag um Tag den blauen Himmel über sich gespannt hielt. Eine Stunde oberhalb von Jagat Sukh, bei dem Dorf Munale, stand die riesige Zeltstadt des »Königs« von Indien. Auch Sir Hugh Rose, der Oberbefehlshaber der britisch-indischen Armee, war zugegen. Beide brachten dem Werk der Brüder im abgeschlossensten Teil ihres weiten Regierungsbereiches ein lebhaftes Interesse entgegen. Sie hatten es zu einer Zeit begonnen, als Britisch-Indien in den Gräueln der Revolution unterzugehen drohte; sie hatten sich, entgegen allen Prophezeiungen, behauptet, hatten das Werk vollendet, gestützt und ausgebaut und waren nun dabei, von dieser »Hochburg« unmittelbar an der Hauptkette des Himalaya neue Brücken zu schlagen, neue Geistesfesten im asiatischen Raum anzulegen. Auch Pagell war von Lahoul her zu diesem Treffen eingeladen worden.

Hoch über den Fieberdünsten der Reisfelder, hoch über den Hindutempeln im Tal mit ihren wieder ins Dämmerlicht gehüll-

---

123 *James Bruce, 8. Earl of Elgin* (1811–1863): britischer Diplomat; ab 1861 »Generalgouverneur und Vizekönig von Indien«, d. h. Vertreter der Königin Victoria in Britisch-Indien

ten Schreckensgottheiten, nahe den Wäldern war der Tisch gedeckt, an dem nicht-alltägliche Gespräche geführt wurden. Pagell entwickelte einen Plan, nach dem er eine neue Station zu gründen beabsichtigte: dicht an der Grenze nach Innertibet, in der Provinz Oberkunawur am Oberlauf des Satledsch, zwar nicht wie Kyelang den Winter über von der Welt abgeriegelt, doch immer noch einsam genug, dass wohl nur wenige Europäer sich in diese schroffe Welt des Himalaya verirren würden. Tibet sei dort so nahe, dass ein ständiger »kleiner Grenzverkehr« hin- und hergehe. Die Leute von Schipke in Tibet versuchten oft vor harten Strafen nach Poo oder andere Orten in Kunawur zu entkommen. Poo, ein weiterer Stützpunkt der *Moravians*, ein Vorposten europäischen Geistes, wenn auch nur ein ganz kleiner!

Kunawur, im Hoheitsbereich des Radscha von Kunawur, abhängig von der britisch-indischen Regierung, erwiderte man, werde offen stehen für alle derart nützlichen und hochgesteckten Ziele von Europäern, die ihr Können und die Lauterkeit<sup>124</sup> ihrer Absichten bereits unter Beweis gestellt hätten.

Pagell konnte zufrieden sein. Schwieriger war es den Regierungsvertretern, Heyde eine Hilfe zuzusagen – viel schwieriger, ja, unmöglich. Lord Elgin und Sir Hugh Rose lauschten gespannt, als Wilhelm ihnen seinen Ladak-Plan auseinandersetzte und wie er ihn durchzuführen gedachte. Sie sahen jedoch sofort das große »Aber« der Kaschmir-Regierung, das auch sie – trotz aller Vollmachten – nicht zu entkräften oder gar aufzuheben in der Lage waren. Mit Rücksicht auf die Nicht-Einmischungs-Politik

---

124 *Lauterkeit*: Anständigkeit, Ehrlichkeit



Britisch-Indiens gegenüber internen Fragen Kaschmirs könne man nur hoffen, der Plan werde sich später einmal durchführen lassen – aber wann und wie? Das konnte auch der »König von Indien« nicht vorherbestimmen. Geduld riet Lord Elgin, Geduld – und nicht nachgeben. Aber für die drei gefangenen Ladaker wolle er ein Wort an allerhöchster Stelle einlegen, meinte Sir Hugh Rose – das jedenfalls wolle er versuchen!

Die Sterne schienen klar über dem Kulu-Tal, als Pagell und Wilhelm die Zeltstadt verließen. Aus dem Dunkel der Wälder drangen Laute von Nachtvögeln, und die Lichter von allerlei Getier glommen aus dem Dickicht. »Man wird doch wohl eine gute Doppelflinte haben müssen, wenn man hier oben hausen will – und wenn man das Raubzeug nur mit einem Schreckschuss in die Wälder zurückjagt«, sagte Wilhelm, der es bisher für sich abgelehnt hatte, mit Pulver und Blei umzugehen. Pagell gab ihm recht, und es war zwischen den beiden wieder jenes alte, schweigende Einverständnis der Anfangsjahre. »*Stanpo-skyod!*«, sagte Wilhelm, »schreite sicher!« – »*Lamla kadar dsad!* Sei vorsichtig auf dem Weg!«, antwortete Pagell wie früher, als sie sich am Tag danach wieder trennten.

Als Wilhelm ins Tal kam, hatte sich am Brunnen des Dorfes Jagat Sukh gerade ein Skandal abgespielt. Der ganze Ort lief zusammen über dem Geschrei und Gezänk, eine regelrechte Schlägerei war im Gange, weil Rahemi II. den Wasserkrug ihrer Nachbarin berührt hatte. Mit den Händen hatte sie ihn berührt! Und die alte Rahemi, die sich gar nicht bewusst war, etwas gegen die Kaste getan zu haben – schließlich waren alle, die hier tagtäglich zum Brunnen kamen, Angehörige derselben Kaste! – versuchte nur schreiend und kreischend ihr Gesicht

mit ihrem Sari zu verdecken, während neue Prügel auf sie niedergingen. »Rahemi arbeitet für eine ›Unreine‹, sie verdirbt das Wasser der anderen ›Reinen‹ mit ihren unrein gewordenen Händen!« Laut schluchzend und lamentierend ging Rahemi die Dorfstraße zurück, den Krug mit Wasser mühsam auf den alten Schultern haltend, bis sie vor dem Herd der »Unreinen« erschöpft und tief unglücklich niedersank, klagend, immer nur klagend.

Die Stimmung blieb so bedrohlich, dass ein gerichtliches Verfahren nicht zu vermeiden war: Rahemi würde geschlagen werden, wo und wann es den Dörflern gefiel, nur weil sie bei einer »Unreinen« arbeitete. Um Rahemi zu ihrem Recht zu verhelfen und sie vor dem Hass ihrer Kaste zu schützen, machte sich Wilhelm auf den Weg zur Verhandlung nach Sultanpur. Obwohl sich die Schlägerin drei falsche Zeugen gekauft hatte, wurde sie vom Kadi<sup>125</sup> zu einer Strafe verurteilt. Rahemi opferte noch an diesem Abend, der ihr zu ihrem Recht und ihrer Sicherheit verholfen hatte, im Hindutempel, fünfzig Schritte vom Haus ihrer »unreinen« Herrin entfernt, einen Batzen Butter zur Speisung der Flamme vor dem Affenköpfigen<sup>126</sup> und legte zu seinen Füßen auch noch eine Handvoll Bettelnüsse nieder.

Der junge Brahmane Dschugpatschan kam trotz der drohenden Blicke, die der Brahmane des Hindutempels von Jagat Sukh ihm zuwarf, wieder häufiger ins Haus. Dschugpatschan war eine Ausnahme in der Kaste der Brahmanen, sei es, dass er mehr Abwehrkräfte gegenüber dem »unreinen« Sahib aufbrachte als

---

125 *Kadi*: Richter

126 *Affenköpfiger*: hinduistische Gottheit *Hanuman*

seine Kastenmitglieder, sei es, dass er schon mehr Weit- und Weltblick hatte als diese: Er kam und lernte selbst, während er mit dem Sahib Sanskrit und hindustanische Texte rezitierte. Meist war Maria anwesend oder im Nachbarzimmer, sodass sie an den Arbeiten unmittelbar oder indirekt teilnahm, einmal um selbst die Sprache zu verstehen, dann aber auch, um während Wilhelms kurzen Anwesenheiten möglichst viel in seiner Nähe zu sein.

*Wie wenn er eine Straße unter sich spürt ...*, dachte sie, als er bei einer dieser Sitzungen immer wieder mit langen Schritten das Zimmer durchmaß. »Wohin gehst du denn?«, fragte sie ihn, als er auch am Abend noch nicht den Platz am Tisch, behaglich wie sonst zu dieser Tageszeit, einnahm.

»Sechs schwache Tagesmärsche südlich von hier, in dem kleinen Königreich Mandi, liegt ein seiner Größe nach unbedeutender See: Ravalsar nennen ihn die Hindus, die Tibeter aber – ja, auch Tibeter kommen dorthin! –, die Tibeter nennen ihn ›*Tso padma tschan*!« Wilhelm war ihre Frage so natürlich vorgekommen, als wäre sie nur die Fortsetzung gemeinsamer Gespräche. »Möglich, dass *Tso padma tschan* der Platz ist, in dessen Nähe wir uns niederlassen und ein Haus bauen sollten, denn hier berühren sich beide Bereiche, der hindustanische und der tibetische. Gleich heilig ist dieser berühmte Pilgerort den Hindus sowohl als den Bodpas. Ich werde ihn aufsuchen – meinst du nicht auch?«

»Ich meine«, sagte Maria. Und er ging. Nein, dieses Mal besorgte er sich ein Pferd und ritt. Sechs schwache Tagesmärsche konnte man fast um die Hälfte verkürzen. Die Zeit drängte, und der rechte Platz zum Hausbau sollte gefunden sein und das Haus selbst noch diesen Sommer stehen!

Durchnässt von heftigen Regengüssen erreichte Wilhelm den *Tso padma tschan* – völlig von Bergen eingeschlossen, merkwürdig dadurch, dass er in einer Höhe von über 1500 Metern weder sichtbaren Zu- noch Abfluss hatte. Und doch blieb sein Wasser das ganze Jahr hindurch frisch und genießbar. Das Merkwürdigste aber war eine kleine Insel, die – niemand weiß, wie lang – auf dem Wasser schwamm und mit zwei Bäumen und etwas Schilf bestanden war. Der See war kreisrund und hielt einen guten Flintenschuss im Durchmesser. Unzählige Wildenten und Wasserhühner tummelten sich an den sumpfigen Ufern, die mit hohem Schilfrohr und Weidenbäumen umgeben waren.

Die Hindus hatten vor dem See einen großen Tempel, Shiva zu Ehren, errichtet, den mächtige aus Stein gehauene Stiere bewachten. Den Tibetern war nur der See, vor allem aber die kleine Insel heilig, der sie den Ehrentitel *Lob-pon*, »Lehrer, Schutzpatron«, gaben. An den Ufern breitete sich ein Basar mit einigen zweistöckigen Häusern, die als Wohnungen für Pilger vermietet wurden. Daneben standen zehn bis fünfzehn elende Strohhütten, in denen einige Lahouler und geflüchtete Ladaker während der Wintermonate für ihre Landsleute aus Reis Tschang brauten, der, wie es schien, von allen im Übermaß genossen wurde.

Nach vier Tagen war Wilhelm so durchtränkt von all dem Heiligkeitsstreben dieser eigentümlichen Seegemeinde bei Tag und Nacht, dass er sich gerne wieder auf den Rücken seines Pferdes schwang. Kein Ort, der See Ravalsar, um sich neben Shiva-Tempel, Brahmanenwohnungen und Strohhütten für Ausschank von Reis-Tschang niederzulassen.

Der Ritt zurück bei Schnee und Regen – fast an jedem dieser Tage hatte es geschneit oder geregnet – war für Wilhelm über-

schattet mit Gedanken an die Zukunft. Zu den eigenen Sorgen gesellte sich, ihn geradezu bedrängend, die um das Schicksal des Sodnam Stobkjes. Tob, Dan und Gyab: Sie warteten auf ihn, eine Verantwortung hatte er ihnen gegenüber. Es war, als hörte er wieder Tobs klare Stimme aus der Nacht in Triloknath: »Ich bin mit meiner *Tschos* fertig«, als hörte er wieder Chospels Worte, bevor er den Weg in die Verbannung antrat: »Um meiner Seele willen, erbarme dich des Lhasgyab.« Und er sah die forschenden Augen Joldans, als er ihn fragte: »Sahib, was ist Wahrheit?«

Dagegen hörte er aber auch wieder die Stimmen von Brahmanen und Mohammedanern, von denen er hier oft bitteren Widerspruch erlebte. Eine ätzende Feindseligkeit klang aus den Worten des Brahmanen von Jagat Sukh: »Nur, weil du selbst kastenlos bist, kannst du behaupten, dass Kastenunterschiede vor Gott nichts gelten! Du willst dich mit deiner Lehre nur bei den niederen Kasten beliebt machen, damit diese dir glauben und die höheren Kasten nicht mehr respektieren.« Wie einen Triumph brachte er heraus: »Schon ein ganzes Jahr bist du hier, aber ich habe nicht gesehen, dass einer Christ geworden wäre. Ich sage allen, dass dir niemand glauben soll!«

Doch es waren da auch einige andere: der Thasildar von Nurpur, der in einer langen Unterredung in Englisch ihm seine Zweifel über die Dreieinigkeit klarlegte – ihm hatte er das Buch »*Dialogues on the Hindu Philosophy*« zu lesen empfohlen, was dieser auch eifrigst befolgte. Freundlich war er und voller Ernst. Nein, man hatte keinen Grund zu klagen. Wer nicht bereit war, Unsicherheit, Gefahr und Anfeindung auf sich zu nehmen, besaß als Fremder kein Recht, hier in Asien zu leben! Das Pferd unter sich, fühlte der Reiter sich im unentwegt ausdauernden Traben

wieder in den Rhythmus versetzt, mit dem allein man hier aller Beschwerlichkeit des Weges begegnen und sie überwinden konnte. Er hatte sich wiedergefunden, als man das Gelände um Jagat Sukh erreichte.

Die Felder lagen noch tief unter Schnee, und doch standen Weizen und Gerste schon eine Handbreit über der Erde – keine zwei Monate und die erste Ernte konnte eingebracht werden. Die Frauen, die in Reihen mit ihren Krügen auf den Schultern vom Dorfbrunnen kamen, wichen respektvoll zur Seite, als der Sahib, gebräunt und aufrecht im Sattel sitzend, an ihnen vorbeiritt. Er und die Memsahib hatten bedeutend an Achtung bei ihnen gewonnen, seit Wilhelm ihre Männer auf dem Pass gesucht und seit er Rahemi zu ihrem Recht verholfen hatte. Das Pferd, das die Krippe zu wittern schien, verfiel fast von selbst in eine schnellere Gangart. Weit offen stand das Tor des »Kuckuckshauses« von Jagat Sukh, elastisch sprang Wilhelm vom Pferd, das sich laut wiehernd in den Stall führen ließ, und wie ein Blitz fuhr Tobsi durch den Spalt der Tür, die sich öffnete, um ihren Herrn als Erste zu begrüßen. Maria empfing ihn mit einem Schreiben der neuen Besitzer des Hauses: Sie gedächten jetzt einzuziehen!

Sofort trommelte Wilhelm eine Gruppe Kulis zusammen, die alle Habseligkeiten der kleinen Familie schulterten und im langsamen Passgang hoch und höher trugen. Die Reisfelder mit ihren Fieberdünsten, die von Mai bis Oktober das Kalte Fieber<sup>127</sup> durch das Tal schickten, verschwanden in der Tiefe. Der Duft von Mandelblüten und Pfirsichen lag über den gartengleichen

---

127 *Kaltes Fieber*: Malaria

Terrassen, ganze Waldungen wilder Aprikosen in voller Blüte, dunkle Wacholder, Silbertannen, uralte Deodara-Zedern und dann und wann ein schneebedecktes Horn des Himalaya.

Die Trägergruppen verschwanden hin und wieder vor einer Blütenpyramide in Rot oder Rosa, und schweigend saß in ihrem Djampan, von vier Männern getragen, Maria, den kleinen *Palog-pa* Paul, gerade sieben Monate alt, in ihren Armen. In einem zweiten Djampan Elly, thronend über allerlei besonders wichtigem Umzugsgut, das man schnell zur Hand haben musste. Neben ihr Wilhelm. Nach anderthalb Stunden Aufstieg setzten die Kulis auf einem breiten Plateau hoch über dem Tal, nicht weit von dichten Wäldern, ihre Lasten ab, ziemlich genau an der Stelle, wo vor wenigen Monaten die Zeltstadt Lord Elgins, des Vizekönigs von Indien, gestanden hatte.

Das war der Punkt, den Wilhelm für die neue Niederlassung der *Brethren*<sup>128</sup> nach langem Suchen und Prüfen als den geeignetsten befunden hatte, vor allem auch wegen des Kalten Fiebers, das bis in diese Regionen nicht vordrang. Hier sollte nun, noch bis zum Herbst, das Haus stehen; Bauerlaubnis, Baupläne, Baumaterial und Arbeiter, alles das musste in aller kürzester Frist auf eine glückliche Weise zusammenkommen. An der Regierungserlaubnis war nicht zu zweifeln, die Baupläne lagen bereit, aber Material und Arbeiter! Dazu musste der »Bauherr« dieses Mal alles in einer Person sein. Damals in Kyelang hatte sich die Last auf zwei junge, doch nicht mehr zu junge ledige

---

128 *Brethren* (engl. veraltet): »Brüder«; hier sind die Zugehörigen der *Herrnhuter Brüdergemeine* gemeint

Männer verteilt. Mit Besorgnis schaute Wilhelm auf Maria mit dem Säugling im Arm und auf die kleine Elly.

Das »Camp«, die einzige Lösung, die sich in dieser kritischen Zwischenphase angeboten hatte, war bald errichtet. Der Wind rauschte in den hohen Zedern, und auf einer Girlande aus blühenden Lianen probte ein junger grasgrüner Kuckuck seine ersten übermütigen Strophen. Sonst war es still hier oben, sehr still. Die Träger waren schon wieder ins Tal hinabgestiegen. Der Mittag stand über den Bergen, ab und zu drang ein entfernter Laut aus dem Dorf Munale herüber. Von Menschen sonst nichts. Die Kinder ruhten in ihren Nestchen, das Zelt war aufgestellt und eingerichtet, Tobsi lag wachsam vor dem Eingang, und Wilhelm saß mit Maria auf einer Art Feldbahre vor ihrem neuen »Haus«. Eine doppelläufige Flinte zum Schutz gegen umherstreichende Leoparden, Bären und schleichende Gefahren, die sich von Bäumen winden, stand bereit.

Enthoben der alten Lasten, rüsteten sie sich gemeinsam, die neuen auf sich zu nehmen, denn nicht immer würde die Sonne so strahlend über den Wäldern stehen, die Wolken so weich und leicht wie Seidenballone darüber hinziehen, nicht immer würden die Kinder so selig schlafen, würde man so friedlich nebeneinandersitzen und ausruhen, schweigend, redend, schweigend. Und als dann eine tiefblaue Nacht aufzog und Sterne ihr Gold darüber hinstreuten, da konnte es doch scheinen, als ob Kulu das Paradies wäre, aus dem der Cherub vergessen hatte, zwei glückliche Menschen zu vertreiben.<sup>129</sup>

---

129 vgl. 1. Mose 3,24



Wilhelm und Maria begannen sich nun von Tag zu Tag mehr mit der Weisung der Heimat, hier in Kulu eine Station zu gründen, auszusöhnen. Er ging mit Zollstock und Wasserwaage umher, schritt Geländestreifen ab und stellte Berechnungen auf für die verschiedenen Bereiche der neuen Ökonomie. Man müsste mit Feuereifer an die Lösung aller Probleme gehen, möglichst mit dem Ausheben des Grundes und der Anlage der Fundamente fertig sein, bevor der große Regen kam – man müsste! Tausend Hände müsste man haben! Jetzt war das meiste noch unmittelbar vor dem Zelt und vom Feldstuhl aus, mit einem Koffer als Schreibtisch, in die Wege zu leiten. Doch nicht mehr lange und Maria würde – wie schon so oft – allein ihren Mann stehen müssen. *Ein kleines und ein ganz kleines Kind, das zu zahren beginnt und unruhige Nächte macht, ein einsames Zelt, und draußen lauert die Gefahr aus dem Wald – auch aus dem Dorf? Wird sie durchhalten, Monat um Monat, bis alles steht? Und was ist, wenn der große Regen früher einsetzt?*

Keine Frage: Man müsste bald nach Sultanpur, nach Nagar, am liebsten auch nach Simla, um die Finanzlage, die von Kyelang aus nicht mehr geregelt werden würde, durch die Bank mit den Heimatbehörden zu ordnen. Jetzt in dieser Zelt-Situation mit den Kindern bäumte er sich, im Gefühl seiner männlichen Schützeraufgabe, gegen das Verlassen des Ortes auf. Doch Maria schien keine Besorgnis zu kennen, sie nahm jeden Tag, an dem er noch da war, als eine Gunst des Himmels, und sich darüber hinaus zu sorgen war ihre Sache nicht.

»Und wenn hier nur Felsen wären, wo du jetzt Grün und Bäume siehst, und dort unten das Tal wäre eine gelbe Sandwüste anstatt voller Blüten und Früchte, und wenn der Wind dir die trockenen

Sandkörner in die Augen peitschte und der Fluss dort unten nicht der Beas, sondern der Indus wäre und Kulu Ladak – wärest du immer noch bereit und glücklich, mit mir dort anzufangen?«

»Wie kannst du nur fragen!«

Ladak war nicht vergessen, auch als Kulu feste Formen annahm. »Vielleicht vertragen Tob und Dan und Lhasgyab das Klima hier oben besser als unten im Tal, wenn wir selbst nicht nach Ladak gehen können und der Thanadar sie freigeben würde? Man sollte bei der Planung des neuen Hauses auch für die drei Ladaker mitdenken ...«

Und Wilhelm grübelte und sann. Die Nächte im Zelt wurden schwül, Elly bekam die Masern und Paul seinen ersten Zahn. Das klägliche Wimmern eines kleinen Menschenkindes dicht vor den tiefen Wäldern hätte auch eine Raubkatze erbarmen können. Doch Wolken kommen, Wolken vergehen: Der Zahn war da, die Masern verschwanden, und Wilhelm stieg hinab zu den Menschen, die zu bestimmen hatten. Er kam wieder mit einem neuen Menschen, über den noch nichts bestimmt war: Gangsam. »Tibet kommt uns noch einmal auf halbem Weg entgegen!«, sagte Wilhelm, als er das Kind auf einen Stein vor dem Zelt niedersitzen ließ.

Am heißen Mittag – wenige Tage vorher – hatte Wilhelm Rast gehalten unter dem Schatten einer Weide. Er sah, wie sich auf der tiefer gelegenen Straße drei zerlumpfte Kinder balgten, doch beachtete er sie nicht weiter, bis plötzlich ein Junge einen starken tibetischen Fluch hinter ihm ausstieß. Wilhelm drehte sich um und sah, wie der Junge ein Mädchen fest an den Handknöcheln packte und es schüttelte. Das Mädchen biss die Zähne zusammen und schrie nicht, obwohl der Griff sie schmerzen

musste, denn sie presste die Augen fest zu, aus denen ihr die Tränen kamen. Der zweite Junge, kleiner als der andere, versuchte dabei ihrer breiten Schärpe etwas zu entnehmen, worauf die Kleine wütend um sich zu schlagen und zu beißen begann. Da griff Wilhelm ein. Wie Schraubstöcke legten sich seine Hände um die Oberarme des Angreifers, sodass er einen erschrockenen Laut von sich gab und das Mädchen losließ.

»Setzt euch!«, befahl Wilhelm in Tibetisch, und wider Erwarten folgten alle drei seinem Befehl. Vielleicht waren sie auch betroffen darüber, dass sie hier im Land jemand in ihrer Muttersprache anredete, jedenfalls schienen sie im Augenblick durch irgendetwas gezähmt, obwohl sie auf alle Fragen nur verstockt schwiegen.

»Ihr seid Tibeter?«

Keine Antwort.

»Geschwister seid ihr?«

Keine Antwort.

»Wo ist eure Paspunschaft, die Verwandten?«

Schweigen.

Ein paar getrocknete Aprikosen, die Wilhelm aus seiner Tasche hervorholte, lösten allmählich den Bann. Etwas geröstetes Gerstenbrot ließ ihre Augen aufglänzen. Kein Zweifel: Sie hatten Hunger, und um Nahrung hatte sich der Kampf vorhin gedreht. Als Wilhelm ihnen noch etwas aus seiner Trinkflasche gab, waren ihre Zungen gelöst.

»Wo sind eure Eltern?«

»Wir haben keine Eltern.«

»Eltern hat jeder Mensch!«

»Unsere sind gestorben.«

»Wie lange schon?«

»Seit drei Wintern.«

»Und nun noch einmal: Wo sind die Vaterbrüder?«

»In Nubra – wo unsre Eltern waren.«

Einen Augenblick lang war Wilhelm betroffen: Nubra, *Dum-ra!* Der »Blumengarten«, das Land hinter den schwarzen Bergen des Karakorum. Drei elternlose, vagabundierende Kinder von etwa zehn, zwölf und dreizehn Jahren, die höchste Pässe überstiegen hatten. Vor seinen Augen stand das gewaltige Gebirgsmassiv des Karakorum, das ihm, einem Mann, schon große Kräfte abverlangt hatte – gefährvolle schneeverriegelte Straßen des Himalaya, aufgerissene, blutige, wunde, frostgeplagte Füße. Hunger, Kälte, Elend – drei Kinder allein, ohne Obdach und Schutz: in die Welt hinausgeschleuderte kleine Kreaturen.

»Wovon lebt ihr?«

»Von dem, was wir erwerben!«

Wilhelm machte eine unmissverständliche Bewegung, die »lange Finger« bedeutete.

Die Brüder nickten bestätigend und fügten hinzu: »... aber auch von dem, was man uns schenkt und was wir uns verdienen.«

»Wodurch?«

»Durch Spinnen!«

»Wo lebt ihr?«

»Überall – jetzt aber sind wir hier bei den Mon des Südens!«

Wilhelm verteilte alles, was er noch an Vorrat hatte. Sie hockten sich in einen Kreis und aßen mit großem Appetit, wobei die Brüder es jedoch nicht unterlassen konnten, wieder und wieder nach den Bissen der Schwester zu schnappen, sodass Wilhelm noch einmal eingreifen musste.

»Ein Bodpa ist doch kein Hund, der dem anderen den Brocken abjagt! Lass dem Mädchen das Seine!«

Die Brüder warfen ihr einen feindlichen Blick zu.

»Warum hasst ihr sie?«

»Sie isst uns zu viel weg, kann nicht so schnell laufen wie wir und bringt immer weniger zusammen als wir!«

»Dafür ist sie auch kleiner und jünger als ihr!« Und er musterte die beiden nur mit Tuchfetzen bekleideten Brüder, von denen der ältere eine verwegene rote Kappe mit allerlei Amulettbehang trug, während den jüngeren nichts als sein verfilztes Schwarzhaar schmückte. Als wieder eine Bruderhand sich nach dem Bissen des Mädchens ausstreckte, ließ diese den ganzen Rest geübt in ihre breite rote Schärpe verschwinden, die das dunkelbraune Wollstück zusammenhielt, das sie als Kleid trug.

»*Garbai bomo!*«, zischte der eine Bruder: »Dreckiges Schmiedsmädel!« Ein entwürdigender Fluch für jeden Tibeter, der den Schmied tief verachtet.

»Wie heißt du?«, wandte Wilhelm sich an das Mädchen.

»Gangsom«, kam es beinahe schüchtern von den Lippen. Doch als die Brüder wieder versuchten, ihrer Schärpe zu nahe zu kommen, kratzte und biss sie um sich.

»*Nono pale* – ihr edlen Herren!«, sagte Wilhelm und blickte sie strafend an. »Ich sehe, eure jüngere Schwester hat ein schweres Leben bei euch: bekommt nicht satt zu essen, wird beschimpft, wahrscheinlich auch, wenn es euch passt, geschlagen – sie kann nicht viel Gutes von euch lernen. Ich mache euch einen Vorschlag: Ihr übergebt mir Gangsom.«

Den Jungen, die sich gerade schmatzend die Lippen leckten, blieb der Mund offen stehen vor Staunen, dann – wie auf ein

stumm verabredetes Zeichen – sprangen sie auf. »*Drig, drig!*«, riefen sie, »gut, gut!«, und jagten davon, wie wenn sie fürchteten, der Sahib könne seinen guten Einfall bereuen. Gangsom sah ihnen erst begriffsstutzig nach. Dann ließ sie sich mit einem erleichterten Seufzer wieder auf den Boden nieder und begann mit einer gewissen Gemütlichkeit sich die Läuse vom Kopf zu lesen und zwischen den Zähnen zu zerknacken.

Und jetzt saß sie da auf einem Stein vor dem Zelt bei Munale. Der Abend senkte schon seine flammende Röte über das Tal. Da bereitete ihre neue Mutter einen Bottich mit heißem Wasser, während der neue Vater ein Schermesser gründlich über ihrem Kopf zur Anwendung brachte. Die verfilzte Haardecke mit dem Ungeziefer loderte kurz darauf als ein flammendes Opfer der Landstraße in einem Holzfeuer auf. Eine merkwürdige Gangsom blickte in die Welt – glatt rasiert war der Schädel.

Von der Scher- und der darauffolgenden Wasserprozedur an hatte Gangsom einen unglaublichen Respekt vor ihren beiden neuen Eltern. Mit dem Haarfilz war auch ihre breite Schärpe und das Wollkleid in Flammen aufgegangen, mitsamt dem Inhalt der Schärpe, einem Katzenschwanz, Pfauenfedern, Gerstenkörnern, einer Wacholderwurzel, einem Damenstrumpf europäischer Herkunft und anderem mehr. Erschöpft wie nach einer furchtbaren Krankheit ließ sich Gangsom in einen Winkel des Zeltes betten, aus dem noch hin und wieder ein leise gestöhntes »*om mani padme hum*« zu hören war.

Jetzt war die Pflgetochter so sauber und rein wie Elisabeth, die sich über ihre neue Schwester nicht genug wundern konnte. Ein neues Kleid, etwa im Stil des verbrannten, erwartete sie am anderen Morgen: ein Stück braun-weiß karierten Wollstoffs,

geschneidert aus einer Decke mit kirschroter Kante, dazu eine breite Wollschärpe – beides echt tibetisch. Und da Gangsom vornehm war, bekam sie auch einen »Schmutz- und Geruchfänger«, einen *Drilen*, aus weißem, duftendem Leinen.

»Keine Treibhauspflanze!«, meinte Wilhelm zu Maria, als Gangsom nach Tibeter-Art am Boden eingerollt in ihren Teppich schlief. »Ein Stück Tibet, auf das ein Stück Europa gepfropft wird, ist nicht lebensfähig: In allem wollen wir sie tibetisch lassen ...« Und Maria gab ihm recht.

Gangsom konnte altklug sein wie eine weise Nonne und dabei kindlicher fast noch als Elisabeth, raffinierter als ihre Brüder und verschlagener als eine Kulu-Frau. Sie hatte schon viel bei ihren Brüdern gelernt. Doch ein überaus zartes, neues Gefühl für den ganz kleinen schutzlosen »Bruder« spross in ihr auf, und sie legte von Tag zu Tag mehr die finsternen Gewohnheiten ihrer Vagabundenjahre ab.



Schon waren die neuen Pläne ausgearbeitet und vorangetrieben, da brachte der Postbote von Munale einen Brief, in dem Wilhelm mitgeteilt wurde, dass die Heimatbehörde den Plan einer Niederlassung im südlichen Himalaya unter Hindus habe fallen lassen und dass August Wilhelm Heyde nach Kyelang-Lahoul zurückzukehren habe, während die Familie Pagell nach Kuna-wur, die Familie Jäschke nach Simla gehen werde. Wenige Wochen früher, und dieser Bescheid wäre wie eine Erlösung gekommen. Der fast zweijährige Aufenthalt in Kulu, bis vor Kurzem noch wie ein Exil empfunden, begann jetzt gerade seine

schönen Seiten zu zeigen; ein neuer Plan war gereift, ein Ziel ins Auge gefasst.

Dort, wo vor wenigen Monaten Hunderte von Männern den »weißen Tod« gefunden hatten, lag noch Mitte Juni so viel Schnee, dass der Weg über die Passhöhe des Rotang mit den drei Kindern und dem Hund nur äußerst beschwerlich und langsam vor sich gehen konnte. Die kleine Elly in ihrem Palankin<sup>130</sup>, in Decken dicht verpackt, schluchzte und weinte vor sich hin in der eisigen, schneidenden Luft, und immer wieder musste Wilhelm sie große Stücke weit auf seinen Armen tragen – der Weg war verschüttet, verkrustet von Eis. Maria in ihrem Palankin versuchte dem Säugling in ihren Armen so viel wie nur möglich von ihrer Wärme abzugeben. Die Kälte drang bis ins Mark, und der kleine Sohn stieß leise, wimmernde Töne aus, während sich sein unglückliches Gesichtchen blaurot färbte, je höher der Weg, je dünner die Luft.

Das Schwanken und Schaukeln im Palankin erzeugte zudem allmählich ein Gefühl von Seekrankheit, die Glieder starben ab, sodass auch Maria ganze Strecken weit über vereiste Geröllfelder und durch Schnee zu Fuß ging, um sich im Gehen zu erwärmen. Kleine Strecken weit trippelte Elly neben ihr her, während Wilhelm Paul zu sich nahm. Geborgen in dem weiten, warmen Havelock<sup>131</sup>, ruhte er an der Brust des Vaters. Ganz still lag er da, ganz nahe dem gleichmäßigen Herzschlag, der durch nichts aus dem Gleichtakt zu kommen schien. Auch Gangsom

---

130 *Palankin*: indischer Tragsessel, Sänfte

131 *Havelock*: ärmelloser Herrenmantel mit kürzerem Umhang, der Schultern und Arme bedeckt



fror und brach oft in tiefe Schneewehen ein. Tobsi, solche Wege durch Schnee und Eis nicht gewohnt, blieb dann und wann jaugend stehen, die weiße Hochgebirgswelt anheulend wie ein junger Wolf in einer Vollmondnacht.

Endlich, nach stundenlangem, mühseligem Voran, war die Höhe gewonnen und das Schlimmste bezwungen. Das Lahoul-Tal öffnete sich voll Schnee und voll Sonne. Wilhelm hielt sich dicht an Marias Seite. Auch heute war das »in drei gerissene« Lahoul überirdisch schön. Das Gletscherreich war übergossen von einem Licht und Glanz – fast wie damals, als er die Braut heimführte in das »Menschennest« Kyelang – damals, vor fünf Jahren.

In der Stunde des hohen Mittags, die von den Tibetern Schlangenstunde genannt wird, zog die kleine Familie wieder ein ins Haus unter den »Sieben Buddhas«. Von Dach zu Dach riefen sich die Tibeter diese Neuigkeit zu, sie strömten herab ins Tal. »*Schu-schu!*«, riefen sie, und die Kronen und Krönchen, die Kappen und Mützen gingen hin und her, »*schu-schu!*« Ein kleines Kind, ein ganz kleines Kind!

Ein Sohn? Ein Sohn! Oh, dann ist es ein *Palog-pa*, ein »Glückschweinejahrmensch«! Und es glitzerten die Krönchen, die sich eifrig im Sonnenlicht spiegelten – ein *Palog-pa*, Glück für das Haus, Glück für das Dorf Kyelang. Bei den Drei Kostbaren – ein *Palog-pa!* Und der ganze Tross zog mit durch die Pforte, überrankt von gelben blühenden Rosen – und sie warteten wieder lange wie eh und je vor den großen Fenstern und drückten sich die Nasen platt, als schon lange nichts mehr zu sehen war und sich die Tür hinter den Heimkehrenden fest geschlossen hatte.

2. Teil

VON DER ÜBERWIN-  
DUNG DER GEFAHREN  
DES WEGES



# DER HERBST DER TROCKENEN HOLZMAUS

Der neue Jahrzwölferkreis, den man in den Landen tibetischer Zeitrechnung mit dem Jahr der grünen oder Holzmaus allorts voll großer Hoffnung auf Glück und Wohlsein willkommen geheißt und das mit großer Opferwilligkeit gegen die Jahresdämonen am Logsar-Fest bewiesen hatte, stellte sich zu Beginn des Sommers in Ralsum schlecht dar. Geborsten, rissig-weißgrau die Ackerscholle<sup>132</sup>, die Gletscher – anfänglich noch gebefreudig – versagten mehr und mehr ihr Nass, jeder Wasserlauf war trocken, und der Bhaga hörte auf zu rauschen. Man verkroch sich in das Düstert und die Kühle der Erddach-Hütten, wo im untersten Geschoss Schaf, Yak oder Ziege Ruten der gelben Weide benagten; kaum ein Tier hielt sich tagsüber mehr draußen auf.

Und jetzt erinnerten sich die *Garza-pas*<sup>133</sup> an jenen uralten Streit der Götter auf dem Ladpung-Ludpung, eine Begebenheit, die man, besonders seit ein gewisses agrarisches Wohlleben durch das Gehöft in das Tal gekommen war, fast vergessen hatte. Die ältesten Leute erzählten, was von Geschlecht zu Geschlecht übermittelt worden war. Die angezündete Hukka<sup>134</sup> machte die Runde, die für jeden einen Zug – aber nicht mehr! – nun Ersatz war für den Butterttee. Butterttee? Ein Luxus. Da saßen sie im Kreis um den Erzähler, starrten auf die dünnen Rauchföhnchen

---

132 *Scholle*: Ackerland, Feld

133 *Garza-pa*: Bewohner von Garza (Lahoul)

134 *Hukka*: Wasserpfeife

aus der Hukka und lauschten mit gesenkten Köpfen der alten gebrechlichen Stimme.

»... zur Zeit, als Lahoul anfang, eine bewohnte Provinz zu werden, kamen drei mitleidige Götter aus Indien in der Absicht, dem sich gerade ansiedelnden Volk von Lahoul alle in Indien vorkommenden Samen von Feldfrüchten zu bringen. Sie trugen sie mit sich in vielen Säcken. Doch auf der Hochfläche des Ladpung-Ludpung, unweit vom Fluss Sertschu, gerieten die drei in Streit und schütteten in der Hitze desselben ihre Säcke aus. Die Samenhaufen aber verwandelten sich auf der Stelle in viele scharf abgegrenzte Hügel, die heute noch dort oben zu sehen sind. Die Götter trennten sich. Doch einer von ihnen, Gyepang – gelobt sei Gyepang! – wollte die Absicht, so gut es eben ging, noch verwirklichen. Zwei Säcke, in denen etwas Samen zurückgeblieben war, packte er auf seinen Rücken und brachte sie denn auch glücklich über den Pass nach Lahoul, damit beschenkte er die armen Leute. Die beiden Säcke enthielten ein wenig Gerste und ein wenig Buchweizen, und so kommt es denn, dass, bis die Sahibs erschienen, nur diese beiden Arten Getreide mit Vorteil bei uns gebaut werden konnten ...«

Ein wenig Gerste, ein wenig Buchweizen. Dazu Kräuter im Sommer und getrocknete Blätter und Wurzeln im Winter: Mehr hatte man nicht, mehr brauchte man nicht, Gyepangs Gaben waren gut. Aber jetzt, in diesem unglückseligen Holzmausjahr, verweigerte er auch noch diese von alters her gespendeten Gaben. Kein Zweifel: Gyepang war beleidigt. Man trat vor die Hütte und sah hinauf zu seinem erhabenen Thronessel, dem *Drilburi*, der, jetzt ständig von Wolken umlagert,

nie mehr seine glänzende Krone zeigte. Gyepang muss versöhnt werden!

Die Priester opferten vor dem Bild dieses großen Gottes der Lahouler, das jedes dritte Jahr durch das Tal getragen wurde; doch Gyepang ließ sich nicht versöhnen. Man holte die zwei Schlangengötter aus dem Dorf Sissu, die man ihm zu Ehren mit goldenen Kronen verziert und mit buntem Aufputz geschmückt hatte: zwei Balken aus Holz, zu Göttern erhoben. Die Wahrsagepriester von Schaschur hatten erklärt, Gyepang wolle ein Sühneopfer! Und so zogen sie alle – wie sonst nur im dritten Jahr – in endloser Prozession, die beiden Schlangengötter vor sich hertragend, mit betäubender Musik durch das Tal. Dort, wo sie über Nacht blieben, rissen Opferpriester schwarzen Böcken das Herz aus lebendigem Leibe. Es half nichts: Gyepang blieb unversöhnt!

Man trug die Schlangen zurück nach Sissu und lud sich selbst die heiligen Bücher auf den Rücken. Riesige Folianten<sup>135</sup> mit großen Holzdeckeln, fest eingeschnürt zwischen Lederriemen, der ganze Kanon der »Gelben Kirche«<sup>136</sup>, Kandschur<sup>137</sup> und Tandschur in 108 und in 225 Bänden wurden im Kloster Kardang den Frommen aufgeladen, und Männer und Frauen beugten sich unter der Last des Heiligen Wortes. Man trug die Bücher bis hinauf unter die Gletscher, die ihr Nass versagten. Hagere Gestalten mit Kappen und Krönchen, die Tardod und Droghpa, die Tsering

---

135 *Foliant*: großes (unhandliches, altes) Buch

136 »*Gelbe Kirche*«: Bezeichnung für tibetischen Buddhismus

137 *Kandschur*: »Enzyklopädie des Wortes«; tibetische Übersetzung der heiligen Schriften der Buddhisten; bildet zusammen mit dem *Tandschur* (»Enzyklopädie der Erklärung«) den Kanon der Lamaisten

und Rolma, und sie dachten, während sie in der Glut die Berge hinaufkeuchten, an den Sahib, der nun endlich zu ihnen zurückgekehrt war. Der reinigte in dieser Zeit seine Zisternen, besserte die Yurra-Läufe<sup>138</sup> aus, doch er opferte weder den Lhu-Gottheiten<sup>139</sup> des Wassers noch der alten »Erdmutter« *Ama Khon* noch dem Haupt der Landesgötter, Gyepang, auch nur einen Deut<sup>140</sup>.

Einige sahen mit Neid, andere mit Zorn auf sein Tun; war er nicht vielleicht doch die Ursache des Quellenversiegens? Zürnte Gyepang seinetwegen? Der Sahib hatte mehr als zwei Säcke Samen und viele Sorten von Feldfrüchten in das Tal getragen, mehr, viel mehr als Gyepang. Man sollte den Neid der Götter nicht heraufbeschwören, denn sie waren mächtiger als jeder noch so kluge Sahib. Die Prozession erreichte keuchend die Matten unter den Gletschern, auf denen sonst das kurze kräftige Gras so üppig gedieh, dass alle Nachbarprovinzen ihre Herden herüber nach Lahoul schickten. Die Matten waren jetzt gelbbraun und hoben sich kaum noch ab von dem verwitterten Ton- und Glimmerschiefer, der, weiter unten mit etwas Holzerde durchsetzt, den Bestand des Bodens ausmachte.

Auch die Äcker des Gehöfts lagen brach und dürr, als Wilhelm nach zweijähriger Abwesenheit vor ihnen stand. Verkümmert der Garten, verstopft die Wassergräben, die Yurra durch Steinschutt zerstört. Lobsang Chospel fehlte an allen Ecken und Enden, und Drogmo, der ihn ersetzen sollte, hatte in den beiden Jahren wohl Englisch sprechen gelernt, nie aber auf den Feldern

---

138 *Yurra*: Laufgraben, der das Wasser von den Gletschern herunterleitet

139 *Lhu*: Wassergottheiten

140 d. h. auch nicht ein bisschen

gearbeitet. Und während Wilhelm sich wieder in das Geröll kniete und die Wassergräben, die Zisternen, die Tonnen reinigte und bereitstellte, damit sie das Wasser aufnahmen, saßen die Lamas in ihren Felsenburgen, den Klöstern, landauf, landab; sie murmelten Mantras und ließen die Gebetsmühlen schnurren, sie stellten kleine Teigfiguren in die trockenen Gräben und opferten Wacholderzweige.

Und dann geschah es tatsächlich: Ein kurzer Platz- und Gewitterregen fuhr hernieder! Aber er setzte nur gewaltige Erdmassen in Bewegung, sodass die Verheerung schlimmer war als vorher. Ganze Ackerstücke wurden fortgeschwemmt, das magere Korn vernichtet. Doch Wilhelms Zisternen speicherten und gaben Wasser, die große Regenbake im Hof hatte sich gefüllt, und mit unendlichen Mühen tränkte er einige Felder wie Gartenbeete, und der Garten begann sich zu begrünen. Dann fiel in Höhen von 6000 bis 7000 Metern etwas Schnee, und mager rieselten die Yurra-Bäche zu Tal. Die dünnen Halme, die nicht fortgeschwemmt worden waren, richteten sich auf, wurden voller, und man konnte hoffen, Gyepang sei, wenn auch noch nicht versöhnt, so doch nicht mehr gesonnen, das Tal zu verderben. Die Ernte schien gerettet.

Die roten Regenzauberer gingen, zufrieden mit ihrem Werk, zurück zu Frau und Kind und bequemten sich an den heimischen Herd. Im Gehöft nagte der Verfall, und es blieb Wilhelm vorbehalten, dem entgegenzuarbeiten. Das Dach der Veranda war von der Schneefeuchtigkeit im Winter und Frühjahr fast herabgebrochen, es musste abgedichtet, verbreitert werden. Drei Winter lang hatte die Druckpresse vollkommen geruht, der Stall war fast leer, und über dem Ladakerhaus lastete immer noch ein

Schatten von Grauen, den Sangye, die Gefährtin von Drogmo aus Ladak, mit ihrem stillen, gefälligen und freundlichen Wesen doch nicht bannen konnte. Ramelie, älter als Sangye, verlässlich und treuherzig, begoss mit einer von Wilhelm neu gefertigten Gießkanne die mehr und mehr sich erholenden Gartenstücke.

Doch Sodnam Stobkjes und Joldan und Lhasgyab fehlten immer noch – schmerzlich vermisst. Zwei Jahre lang ging die Korrespondenz zwischen Leh und Kyelang hin und her, aber der Thanadar von Leh ließ sich durch keine Vorstellungen des Sahibs von Kyelang erweichen, seine drei Gefangenen, die »Landflüchtigen«, freizugeben. Als Wilhelm die dringendsten Pflichten erledigt hatte, schwang er sich auf das Pferd und ritt nach Leh.

Maria – noch nie so in sich gefestigt – hatte von Wilhelm Abschied genommen mit dem zuversichtlichen Blick auf die beiden großen Weiden hinter dem Gehöft, deren Laub noch dichter und keineswegs fahl oder abgefallen war, wie das fast aller Bäume, die weiter ab vom Bhaga auf den heißen Feldern standen. Sie war »zu Hause«. Das Haus, das er erbaut, in das er sie geführt hatte wie einen lang erwarteten Freund, damals vor fünf Jahren – Heimat im Land unter den Gletschern, Heimat im weiten, weglosen Asien. Alt und ganz vertraut, aber doch auch wieder ganz neu. Die Verfassung der *communia bonorum*, unter der man sich hier im Gehöft zusammengefunden hatte, war amtlicherseits aufgehoben worden: Jetzt waren es drei Familien anstatt einer großen, und Gehälter statt eines gemeinsamen Etats – die nicht groß, doch bei bescheidener Lebensweise ausreichend waren.

Und das war erstaunlich: Jetzt, wo sie fähig und bereit gewesen wäre, die alte Last auf geübte Schultern zu nehmen, brauchte



sie es nicht mehr. Eine Erleichterung und zugleich eine leise Enttäuschung: Jetzt wäre sie den Aufgaben ganz gewachsen gewesen. Aber es war wohl ein ungeschriebenes Gesetz ihres Lebens: Immer, wenn sie sich mit etwas schwer zu meisterndem abgefunden, sich an ihm sozusagen emporgewunden hatte, wurde diese Schwierigkeit durch irgendeine geheime Fügung gelöst. Wie aus endloser Ferne kamen ihr Worte – waren es die Huntys? – in Erinnerung: »eine Schule das ganze Leben!« So und nicht anders schien sich alles auch hier in Asien darzustellen. Es war, als stünde eine unsichtbare Gewalt hinter allem, die immer nur Bereitschaft forderte, die aber unbedingt. Dieses neue Fühlen machte sie zugleich frei von aller Bitterkeit gegen Vorkommnisse, die, so menschlich sie sein mochten, doch einen Stachel der Verletzung hätten hinterlassen können. So aber wurden sie sinnvoll, deutbar, als im Plan des Lebens einbegriffen. Und so gestaltete sich das Zusammensein der drei Frauen während der letzten Wochen vor dem Abschied auf unbestimmte Zeit voll Harmonie und Frieden.

Emmy hatte durch Marias Kind erkannt, dass ihr Eheweg ein anderer, wenn auch sicher kein ärmerer war als Marias. Sie selbst hatte sich diese Ehe aus vollem Herzen gewünscht und konnte und musste in sich verwirklichen, was von ihr gefordert wurde. Und Friederike war endlich das zuteilgeworden, wozu die Natur sie, wenn auch erst spät und auf schmerzhaften Umwegen, berufen hatte: zum Muttersein. Die Waagebalken des Lebens hatten sich während der beiden Jahre der Trennung gleichgestellt, und in den Herzen der drei Frauen war eine Quelle unberührbarer Heiterkeit aufgesprungen, der ihnen die Wochen der vorübergehenden oder endgültigen Trennung liebenswert

machte: Emmy würde den Winter über mit ihrem Mann nach Simla gehen, später wahrscheinlich nach Darjeeling; Friederike mit Eduard und dem kleinen Sohn nach Kunawur ziehen, hart an der Grenze von Tibet.

Die alte *communia* verwandelte sich zu einer Gemeinschaft mit Individual-Distanz, und das sogar mit allerhöchster Genehmigung. Man war jetzt imstande einzusehen, dass der jungen Mutter mit den beiden kleinen Kindern durch Gangsom noch eine zusätzliche Last aufgebürdet worden war. Sie log so natürlich, sie mauste so durchtrieben, dass selbst alte Gauner davon hätten lernen können. Dabei war sie von einer wahrhaft entwaffnenden Unschuld, dass alle Künste der Seelenforschung und -pflege auch bei einer ehemaligen Seelenpflegerin erst einmal versagten. Hier mussten andere, neue Wege beschritten werden, schwierige Wege ...

Doch Gangsom hing trotz aller Scherereien, die sie der Mutter machte, mit einer erklärten Liebe an ihr. Wenn sie überhaupt gegenüber jemandem offen war, dann gegenüber ihr. Die Dörfler strafte sie mit stillschweigender Verachtung, obwohl ihr die Krönchen der Lahoulerinnen sehr gefielen, mehr noch als der breite Perag der Sangye – der allerdings bei Weitem nicht so reich war wie etwa der einer Jorsam. (Ein Silberkrönchen hatte sie schon für sich »erworben«, doch wieder zurückerstatten müssen, die Ama war hart, was das anbelangte!) Natürlich belog und betrog Gangsom auch Ramelie und Sangye, trotz der Zuneigung, die sie besonders für die Letztere hegte, aber sie tat es nur aus Gewohnheit, nicht aus Bosheit. Pädagogische Methoden halfen jedoch bei ihr nur wenig; gelenkt und gegängelt wurde sie, ohne dass sie es merkte,

durch ihre beiden Ziehweswister – die kleine vierjährige Elly wurde fast zu ihrem Idol. Und was Elly nicht zuwege brachte, gelang dem kleinen *Palog-pa*, der nun bald sein erstes Lebensjahr im Haus, das sein Vater erbaut hatte, vollenden würde. Der *No*<sup>141</sup> brauchte ihren Schutz hier mehr noch als in Kulu! Stundenlang hockte sie neben Pauls Korb und versuchte sich in Handarbeiten, die ihr Maria beibrachte.



Auf der Höhe des Baralacha-Passes ging die Sonne unter. Im Tal war es schon dämmerig. Die Kinder wurden zur Ruhe gebracht. Da wurde Maria aufgeschreckt durch wütendes Hundegekläff. Tobsi fuhr wie ein Blitz in die Höhe, dem Gartentor zu. Ein tiefes Knurren, dann war es still. Sodnam Stobkjjes kam über den Gartenweg auf Maria zu, neben ihm eine der mächtigen, gefürchteten tibetischen Doggen<sup>142</sup>.

»Da bin ich!«, sagte Tob und erklärte kurz, eine Stunde oberhalb von Kangsar habe er den Sahib getroffen. Er und Lhasgyab seien vom Thanadar von Leh aus einer seiner unberechenbaren Launen heraus davongejagt worden, nachdem er sie beide über ein Jahr lang zu harter Arbeit, Joldan aber in seinen persönlichen Dienst gezwungen habe. Lhasgyab und er seien über die Berge gehetzt, einmal aus Angst, dem Thanadar könne es wieder einfallen, sie zurückholen zu lassen, dann aber, weil Joldan in Gefahr sei, jetzt endgültig seiner Freiheit beraubt zu werden.

---

141 *No*: jüngerer Bruder

142 *Dogge*: häufig als Wachhund gehaltene Hunderasse

Der Thanadar hatte gedroht, ihn in ein Hindu-Regiment im Süden zu stecken, falls er sich weiterhin weigere, ihm als Dolmetscher zu dienen und ihn, den Thanadar selbst, in der englischen Sprache zu unterweisen. Doch Dan sei standhaft geblieben, wie eben ein Ladaker gegenüber einem Kaschmirer stolz zu sein habe. Vater und Sohn: Der Thanadar hatte es fertiggebracht, diese Einheit zu zerreißen. Bedroht war Joldan jetzt wie noch nie, und nur der Sahib konnte ihn vielleicht aus dieser Not befreien. Tob war sichtlich erschöpft und ließ sich in seiner alten Wohnung nieder, die Dogge folgte ihm leise auf dem Fuß.

Wilhelm ritt und ritt. Es war, als hörte er Joldans Hilferufe über die Berge; ein Tag zu spät und er wäre ihnen für immer verloren. Lhasgyab folgte Wilhelm auf einem kleinen struppigen Bergpferd aus dem Stall der Api in Thigse.

Der Thanadar hatte nicht erwartet, dass ein Sahib wegen eines kleinen Bodpa eine mühevollere Hochgebirgsreise unternehmen würde. Als er erfuhr, dass der »Kyelang-Sahib« sein Zelt vor der Stadt Leh aufgeschlagen habe, schickte er Joldan – als wäre nichts geschehen – zu ihm und ließ ihn sich bei ihm aussprechen bis um Mitternacht. Joldan berichtete und weinte vor Angst und Ergriffenheit; dann wurde er zurück ins Schloss des Sengge Namgyal in seine Haft gebracht. Der schwarzbärtige Thanadar war gefährlich, doch am nächsten Tag gab er sich wie die Güte selbst und ließ Joldan, der es nicht fassen konnte, selbst entscheiden, wem er folgen wolle.

Joldan befreit! Und Lhasgyab aus Ladak zurückgekehrt zusammen mit Wilhelm! Marias Stirn glättete sich und Tobs Dürsterkeit schwand. Glück des Zusammenseins für zwei oder drei Tage. Dann war es Zeit für Wilhelm, nach Simla aufzubre-

chen: Dringend benötigte Lebensmittel mussten dort für den Winter eingekauft werden, denn Pagell, der sonst mit dieser Aufgabe betraut war, hatte jetzt andere Sorgen. Dessen Lasten standen transportbereit im Gehöft: Poo wartete! Und das Haus unter den »Sieben Buddhas« war über Nacht wieder leer. Nur Maria blieb mit den Kindern und den Ladakern Sangye, Ramelie und Drogmo.

Seltsam, diese Verlassenheit nachts im großen Haus, unwillkürlich erschrak man vor dem eigenen Schritt, wenn die Dielenbretter knarrten, man ging auf Zehenspitzen, um die Einsamkeit, die Dichte der Ruhe nicht zu stören. Die Einsamkeit in Kulu mit all ihren Geräuschen an Regen und Glocken und schleichen- den Fußsohlen war eine laute, die Einsamkeit von Kyelang aber war die absolute Stille. Doch sie hatte für Maria nichts Furchterweckendes, sie ruhte in dieser Einsamkeit behütet, wie gebettet in seiner Liebe, denn alles, was sie umgab, sprach von ihm: die leblosen Gegenstände, das Leben der Kinder. Tag und Nacht blieb die große Haustür offen, wie sonst auch. Doch nachts, wenn der Wind über das Haus strich, dann war es ein einartiges Gefühl von Grenzenlosigkeit und Ausgeliefertsein.

In diesen Tagen, als sie allein von der alten *communia* im Gehöft zurückblieb – die Pagells waren endgültig nach Poo, die Jäschkes nach Simla aufgebrochen, Wilhelm begleitete sie mit Tob und Dan, um nach Abwicklung aller Geschäfte auch den neuen Präses<sup>143</sup> für Kyelang, Rechler, dort zu begrüßen, der, von Afrika gekommen, einen Winter lang mit seiner Familie in Simla bleiben würde – in diesen Tagen, als sie sich allein als Europä-

---

143 Präses: Vorstand, Vorsitzender

erin unter den Tibetern des Tales aufhielt, geschah es, dass ein Yak, von Hunger oder Hitze gepeinigt oder sonst wie gereizt, plötzlich in rasendem Galopp auf den kleinen Sredol zuhielt, der halb nackt unter dem Schatten eines Baumes spielte. Bevor Sredol beiseitespringen konnte, schlitzte ihm der Yak mit seinem Horn den Bauch auf. Das Kind brach zusammen, brüllend vor Schmerz und blutüberströmt. Blutbefleckt war die Mutter, die das Kind Maria brachte. Erschrocken starrte sie auf die klaffende Wunde.

Ein Augenblick des Besinnens – auch die Medizintasche war auf Reisen. Maria gab sich nach außen so ruhig, wie die Lage es gebot; sie beruhigte Mutter und Kind, schob Sredol eine Aprikose in den Mund und – o Wunder – er wurde still und begann an der Frucht zu saugen. Nadel und Faden und Ruhe. »Ganz ruhig, Sredol, ganz ruhig! Drolma, halte ihn fest.« Und Drolma hielt den Liebling fest wie mit Klammern, und Maria nähte mit einer einfachen Nadel und einem einfachen starken Zwirn die Wunde zu. Sie zitterte um Sredol und um das Gelingen dieses Eingriffs, des einzigen, der ihr möglich war. Tage der Spannung, des Wartens, doch Sredol genas, die Wunde heilte, und als Wilhelm endlich mit Tob zurückkehrte, konnte er schon wieder stehen, gehen und lachen. So oft er Maria sah, hob er später sein Wolljäckchen in die Höhe und zeigte die gut vernarbte Wunde – ein Geheimnis, das sie miteinander auf immer verbinden würde.



Über die herbstlichen Felder hallte laut ein Ruf: »Verbrennt, verbrennt, verbrennt die Ernte: Gyepang will es so!« Und die Bauern sammelten im Schweiß ihres Angesichts Tragkorb um Tragkorb voll mit Korn, das doch noch gediehen war. Jede Kilta<sup>144</sup> voll ein Opfer, zehn Kiltas, zwanzig und mehr, ein hoher Haufen reckte sich zum Himmel. »Groß ist Gyepang! Ehre für Gyepang!« Und die Opferpriester entzündeten das Feuer, und die Flammen leckten und sengten, es brannte die Ernte ab bis auf den letzten Halm, denn: Wer etwas zurückbehält, verfällt der Rache der Dämonen, wer nur eine Kilta voll selbst verspeist, wird von ihnen vernichtet. Die ganze Ernte des trockenen Holzmausjahres muss es sein, sonst wird die nächste noch geringer! Und die rauchenden Kornhaufen schwelten zum Himmel, und die gläubigen Diener der Lotosfüßigen hockten davor, mit offenen Augen einem Hungerwinter gelassen entgegensehend.



Als Wilhelm zurückkehrte, war es spät im Jahr. Er war müde. Von Kulu über den Rotang nach Kyelang, von Kyelang über Pässe und Pässe hinweg an den Indus, vom Indus zurück nach Kyelang, von Kyelang nach Simla, von Simla zurück mit Wintergepäck nach Kyelang. Keiner in der Nähe und der Ferne ahnte, was es bedeutete, diese Strecken zu Fuß, zu Pferd, zu Yak, aber meist zu Fuß zu bewältigen, immer in der Welt über den Wolken, nie unter, meist über 3000 Meter Himalaya-Höhe, außer an den Tagen in Simla.

---

144 *Kilta*: kegelförmig zulaufender, geflochtener Tragkorb

Müde war er, sehr müde. Gut, dass Maria in der Nähe war. Sie durfte es ahnen, und sie ahnte es nicht nur, sie wusste es, als ein Teil seines Seins, an diesem Tag stärker als er ... Er, von dem es gerade an einem dieser Abende auf einer der ersten Herbst-Soireen<sup>145</sup> in Simla hieß: »He is a giant and wields a giant's influence!«<sup>146</sup> Weder die Herren in Simla ahnten, wie es heute um den »giant« bestellt war, noch die Brüder in Asien, die ihn für »unbezwingbar« hielten, erst recht nicht die Brüder in der Heimat, denen er als undemütig galt, noch die Bodpas, die in ihm einen weißen Dämonenbezwinger sahen – sie alle ahnten es nicht, wie gebeugt, wie zerschlagen vor Müdigkeit an Körper und Seele der »stolze Sahib« war, von dem man alles fordern konnte – unbegrenzt.

Das äußere Schicksal der Station, nicht weniger aber das innere machte ihm seit der Rückkehr von Leh und von Simla eine Sorge, wie er sie früher nicht gekannt hatte. Da war Tob vor ihn hingetreten und hatte, auf der Reise nach Simla, beim Übersteigen des Rotang, noch einmal gesagt und wiederholt, was er ihm in jener einsamen Nacht in Triloknath gestanden hatte: »Ich bin mit meiner *Tschos* fertig!« Ein ungeheuerliches Wort, je tiefer er in die Tiefen des tibetischen Volkes und seiner lamaistisch-buddhistischen Lehren eingedrungen war.

Und Wilhelm hatte dazu nur geschwiegen wie damals, geschwiegen zu einer »Sensation«. Denn das war der Augenblick, auf den die Heimat seit Jahren wartete: Erfolg! Der erste echte Erfolg! Eine Seele, der Wiedergeburtstheorie verhaftet,

---

145 *Soiree* (frz.): »Abend«, abendliche Gesellschaft

146 dt. »Er ist riesig und übt einen riesigen Einfluss aus!«



bekannte sich überwunden von der Lehre des Kreuzes – nur eines konnte es da doch geben: mit beiden Händen zugreifen und sagen: »Endlich!« Der aber, dem man das Bekenntnis anvertraute, der zögerte. Er zögerte aus einer großen Angst davor, jemanden zu etwas zu verleiten, was er noch nicht übersah, ihn in eine Zwiespältigkeit hineinzustoßen, die schlimmer war, als wenn er nie die neue Wahrheit gehört hätte. Er äußerte Maria seine Bedenken, und sie zerstreute sie: »Lass die Zeit entscheiden.«

Die Zeit? Ja, es war gut, dass noch ein ganzer Winter dieser schwerwiegenden Entscheidung voranging und dass er bis dahin tagtäglich mit Tob zu tun haben würde, besonders bei der Vervielfältigung und dem Drucken der neuen Schriften. Dann wieder schalt er sich selbst: Tob – seit fast acht Jahren im Dienst des Gehöfts, erprobt auf ungezählten Reisen – Tob und Dan – grundverlässlich, treu und vertraut wie Brüder: Ihm sollte man geben, was er wünschte, ihn zum Bruder zu machen und zu haben, wäre ein Glück wie ein Gewinn. Die Nacht, in der Wilhelm Maria seine Sorgen um Tob darlegte, war eine jener stürmischen Novemberrächte, denen meist Schneefälle und Windstille folgten. Alles, was der trockene Holzmaussommer an Niederschlägen zurückgehalten hatte, schüttelte der frühe Herbst und Winter in ungeheuren Mengen von Schnee auf die arme Bevölkerung nieder, auf Hütte und Kloster, auf Schloss und Gehöft. »Wenn der Schnee taut und die Täler wieder offen stehen, haben sich alle Sorgen gelöst!«



»Missionar Heyde mit Christen in Kyelang, Tibet«; *Unitätsarchiv Herrnhut: LBS.01378*



»Handarbeits-Schule in Tibet«; *Unitätsarchiv Herrnhut: LBS.10675.A*



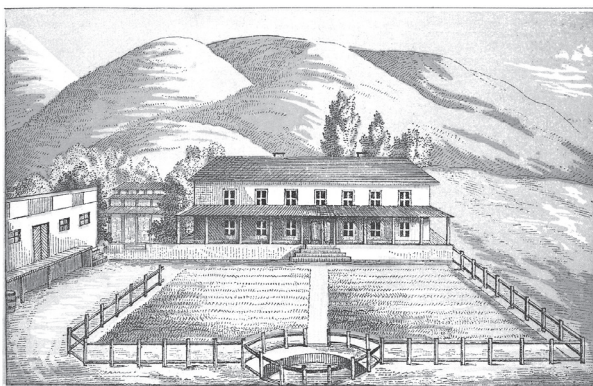
Maria Heyde; *Benedikt Heyde*



Wilhelm und Maria Heyde mit Söhnen;  
*Rosemarie Petritz*

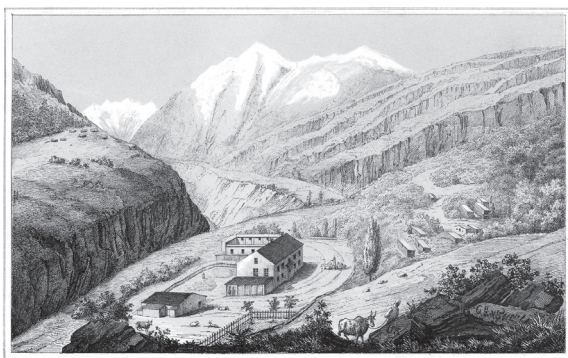


Maria Heyde und Enkel; *Benedikt Heyde*



»Ansicht von Kyelang in Nordindien, Tibet«; *kolorierte Lithografie, [1857], Unitätsarchiv Herrnhut: TS.Bd.21.105.a*

»Ansicht von Kyelang in Nordindien, Tibet, von der Südseite aus gesehen«; *Lithografie, [1877], Unitätsarchiv Herrnhut: TS.Bd.21.105.b*

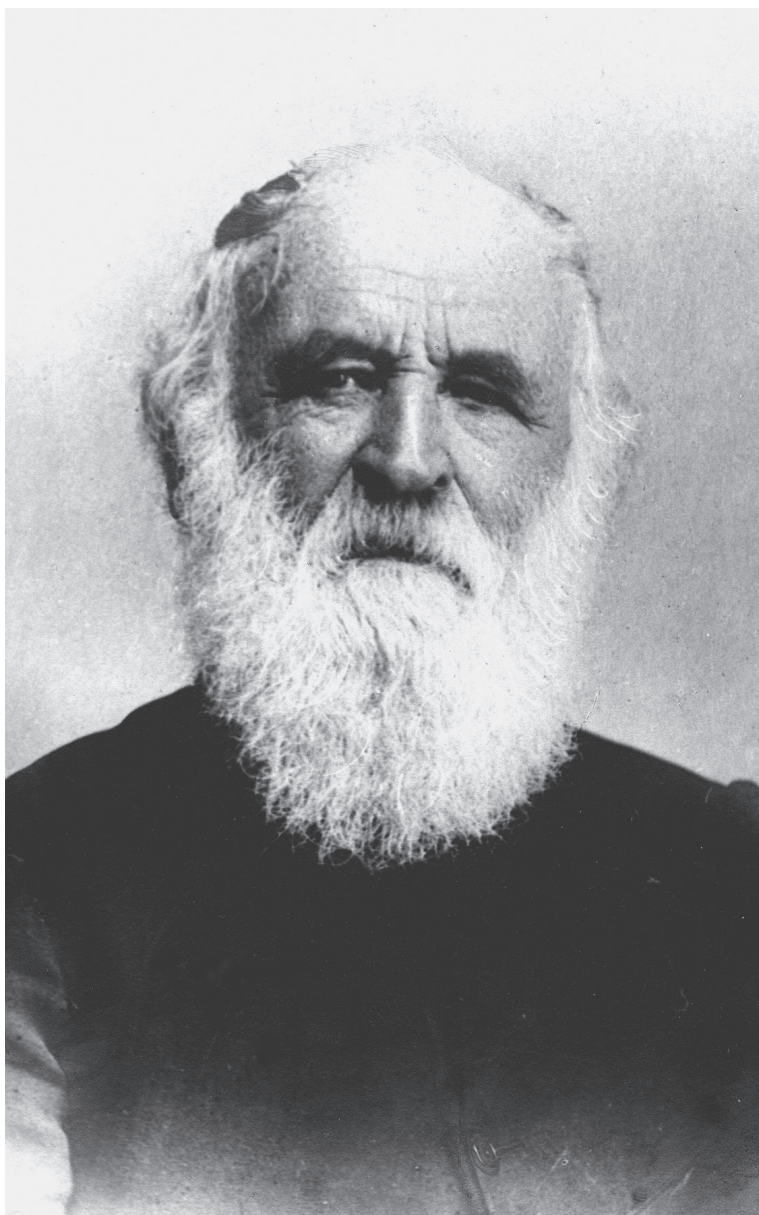


»Ansicht von Kyelang in Lahul, Westhimalaya, in Nordindien, Tibet«; *kolorierte Lithografie, Heinrich August Jäschke – Zeichnung; Leopold Kraatz – Lithografie, 1860, Unitätsarchiv Herrnhut: TS.Bd.21.104.a*

Verf. v. Adolf v. B. & J. Jäschke.

KYÉLANG, IN LAHUL, WEST-HIMALAYA,  
von der Nordseite.

Lith. Adolf v. Jäschke's Verlags- u. Druck-  
Anstalt in Berlin.



Wilhelm Heyde; *Benedikt Heyde*

# ERDSTÖSSE UND SCHNEEDONNER

Der Winter hatte mit gewaltigen Schneemauern die Straßen in die Welt abgeriegelt. Unerwartet früh hielt er seinen Einzug und schlug alles in seinen Bann. Ein Hindu-Kaufmann aus der Ebene, der sich auf seiner Rückreise ein wenig verspätet hatte, bot eine hohe Summe dem, der ihn noch über den Pass führen würde. Doch es fand sich niemand. Eine ganze Gesellschaft von Männern, die unbedingt noch Lahoul erreichen wollten und sich unter größten Anstrengungen schon ein Stück aufwärts gearbeitet hatten, musste aufgeben und jenseits des PASSES in der Nachbarprovinz abwarten, genauso wie der Hindu im Gehöft zu warten gezwungen war.

Abwechselnd überkamen diesen Anfälle von Wut und Verzweiflung: auf Monate, unabsehbare Monate hier, in dieser weißen Hölle eingesperrt zu sein, ein Gefangener im »Paradies Shivas«, das von Benares aus nur wie in Glückseligkeiten getaucht erschien. »Oh, du Zeit ohne Anfang und Ende! Oh, du Land ohne Freude und Licht!« Noch einmal flackerte die Hoffnung auf Flucht aus Shivas erhabenen Wohnbereichen in ihm auf, als zwei Männer in das Gehöft kamen, die tatsächlich noch den Rotang überquert hatten: Tsang Sodnam und Tseandrug. Sie waren erschöpft, wie zwei zu Tode Gehetzte.

Tsang Sodnam hatte den letzten Sack Post geschultert und war mit einer ganzen Mannschaft von Kulu aufgestiegen. Auf der Passhöhe entspann sich ein furchtbarer Kampf mit dem Sturm, viele blieben ohnmächtig liegen, kümmern konnte sich um sie

keiner, einige aber erreichten die andere Passseite und das erste Dorf Lahouls. Dann setzte der Sturm erneut ein. Schneetreiben, Lawinen: Man war im Tal, aber nach Hause gehen konnte man nicht. Zehn Männer entschlossen sich aber, es zu wagen: Wenn sie über den Rotang gekommen waren, würde man sich auch noch durcharbeiten bis zum »Menschennest« Kyelang. Die größte und gefährlichste Strecke hatte man schon hinter sich, man lachte sich zu und begann zu singen, als sich plötzlich schattenhaft gewaltig eine breite Lawine löste und rauschend auf die Männer zufuhr. Tsang Sodnam und Tseandrug hielten in ihrem Lauf erst inne, als es wieder hell und still um sie war. Sie blickten hinter sich und waren allein. Nur ein Arm mit einer schlaff nach unten hängenden Hand ragte noch an einer Stelle über dem Lawinensturz heraus. Mit vieler Mühe gruben sie Ngrub aus, trugen den Bewusstlosen bis hierher, die anderen blieben unrettbar verloren.

Der Hindu kauerte sich wieder in eine Ecke seines Gastzimmers, wo er schon seit Oktober vor sich hin trauerte. Verzweiflung und Wut wandelten sich in Ergebung. Nein, das nicht, selbst noch ein Opfer des rasenden Shiva werden, dazu war es noch zu früh. Noch warteten die Städte im Süden! Der reiche Süden mit seinen lockenden Basaren, seinen Tempeln, Schlössern und Gärten, mit seinen blumenäugigen Frauen, seinen juwelengeschmückten Thronen, seinen heiligen Pfauen ... Süden! Eine große Lethargie befahl ihm, die ihm half, das Elend im Paradies des »Weltenerhalters und -zerstörers« auf sich zu nehmen. Wie ein Traumwandler ging er umher im großen leeren Haus, durch das nur Kinderstimmen klangen wie Vogelgezwitscher, das ihn voll Sehnsucht an einen kleinen Sohn und

eine kleine Tochter mahnte und an ein großes reiches Haus nahe dem Tempel des elefantenköpfigen Gottes Ganessa. Seine Sehnsuchtslaute erstarben allmählich in dieser großen Lethargie. Er erinnerte sich an all seine Fahrlässigkeiten und Sünden, die er durch Tempelopfer zu tilgen gelobte, bevor er in eine Art Winterschlaf versank.

Und dann kam der Tag, an dem er vor Schrecken selbst sein Gastzimmer verließ und sich zu den Menschen bequemte. Das Gedröhn stürzender Schneemassen! Schenrab hielt sich die Hände an die klopfenden Schläfen. Im sechsten Monat seiner unfreiwilligen Haft, am 2. März des Stierjahres 1865, abends in der zehnten Stunde ließ die Wucht einer zu Tal rasenden Lawine das Haus erzittern und erdröhnen. Die Kyelanger verharrten angstvoll in ihren Hütten und lauschten auf den Widerhall dieses Schneedonnners, der wie aus tausend Gründen und Schlünden zurückgeworfen schien. Doch keiner wagte sich ins Freie, kaum zu rühren wagte man sich. Am Morgen zeigte sich dann, dass auf dem jenseitigen Flussufer unmittelbar dem Gehöft gegenüber vier zu Kardang gehörige Viehställe mit etwa zweihundert Schafen und Ziegen, dazu ein Haus mit vier Männern und einer Frau niedergewalzt und die Insassen auf der Stelle getötet worden waren. Begraben lagen Mensch und Tier unter den ungeheuren Schneemassen.

Das erregte und erschreckte alle Gemüter bis aufs Äußerste: Nirgends mehr war man sicher vor dem Lawinentod! Noch in keinem Jahr – seit Menschengedenken nicht – waren an dieser Stelle Lawinen heruntergekommen. Doch in diesem Winter konnte die Schlucht die ungeheuren Schneemassen nicht halten, nach beiden Seiten breiteten sie sich aus, bedeckten und



rissen mit sich fort, was ihnen in den Weg kam. »Lantschags! Lantschags!«, riefen die Frauen und nestelten an ihren Gebetsketten, während die Männer stumm die Handgebetsmühlen herumschleuderten.

Der Hindu kauerte auf seinem Teppich am Boden, er gelobte, dem elefantenköpfigen Ganesha, der finsternen Durga und dem rasenden Shiva Opfer und Gaben zu stiften, wenn er die Stadt des Heils, Benares, wieder lebend erreichte. Noch ungezählte Lawinen dröhnten durch Ralsum, doch keine mehr erreichte so sehr die Nähe des »Menschennestes«. In den Hütten wurde man wieder ruhiger, und im Gehöft ging man der geregelten Arbeit nach, wie immer.

Doch von überall her, mal näher, mal ferner, hörte man die »Schneegewitter«: Schloss Barbog! Noch nie war es in Gefahr gewesen. Es lag erhöht auf einem Felsen, wie eine Insel in einem Schneemeer. Stets hatten sich die Lawinen an diesem Felsen gebrochen und waren von der Höhe herabgestürzt, ohne das Gebäude zu beschädigen. In diesem Jahr aber wurde die südliche Ecke mit dem Haustempel samt Götterbildern, Büchern und gottesdienstlichen Geräten, mit den Posaunen des Gesetzes und anderen Instrumenten fortgerissen und zum großen Teil in den Bhaga geführt. Auch in den umliegenden Dörfern Guskyer, Muling und Yanapal gingen zu gleicher Zeit Lawinen nieder, die unermesslichen Schaden anrichteten, eine tötete acht Menschen. »Das Glück – und das Unglück! – kommt zum Menschen, wie der Knorren aus dem Baum ...«

Noch zu jener Zeit, als Sonne und Mond zu »Gefangenen des Schnees« gemacht und die blauen Ströme von unermesslichem Weiß gefesselt waren, geschah es, dass die Erde bebte. In einer

gelinden Empörung schien die vom Wintereis Gebannte ihre Fesseln abschütteln zu wollen. Sekunden nur, doch in Hütten und Häusern, in Schlössern und Tempeln gerieten Mensch und Tier in Not. Aber sie beruhigte sich bald wieder, die aufgestörte Kraft aus der Erde, sie hatte nur einmal zeigen wollen, die alte Erdmutter *Ama Khon*, dass es außer dem »weißen Nordriesen« noch gleich Gewaltige im Land gab – die die Menschen erzittern ließen, sodass sie wirkten wie eine Schar erregter Mäuse. Nur eines ihrer schweren Augenlider brauchte sie sacht zu heben, und Unordnung, Verwirrung und Entsetzen fiel in die kleine geordnete Welt der Menschen.

Zu gleicher Zeit stürzte der Stapel der zweihundert fertigen Exemplare des tibetischen Kolosserbriefes in sich zusammen, der Römerbrief vermischte sich mit den Druckbogen der Geografie Asiens, die Karten und die Grammatik mit der Sammlung buddhistischer Pilgergebete. Und auf den Bergen lösten sich neue Lawinen. Im dritten der drei Täler von Ralsum, in Mantschat, wurden Menschen erdrückt und erstickt von herabstürzenden Schneemassen, jetzt waren es dort 105 Tote. Ungewöhnlich licht aber wurde es in dem dämmernden Heiligtum des »Dreiwelthenherrn« von Triloknath. Sein millionenfach angebetetes Haupt sah sich – noch nie war Derartiges geschehen – ohne Schutz unter freiem Himmel, als die Kuppel seiner Pagode im brausenden, rauschenden Sog der Schneemassen in den Abgrund geführt wurde. Bläulich schimmerte die Wunde auf seinem alabasternen Schenkel, die wilde Kriegsknechte ihm beigebracht hatten, als sie vergeblich versuchten, das steinerne Bild fortzuschaffen; niemandem gelang es, ihn feierlich oder unfeierlich einzuholen, lächelnd verharrte er auch jetzt »tänzergleich ein Bein gestreckt«.

Und dann waren die Pässe frei, das heißt: nur für die Kühnsten und Ungeduldigsten, für den Hindu im Gehöft etwa und für alle, die sich während des Winters in der Abgeschlossenheit etwas hatten zuschulden kommen lassen. Auch die ersten tibetischen Pilger kehrten aus dem Süden zurück, erschöpft, endlich befreit aus der Haft der verzehrenden Sonne. Einer von ihnen – dem man nicht ohne Weiteres den Pilger ansah –, brachte die Nachricht: Lobsang Chospel, der Mörder, sei im Jahre des blauen Hundes auf der Verbrecherinsel der Andamanen den »heißen Tod« gestorben. Niemand habe seine Leiche gebunden, denn seinen Totenstrick habe man ihm genommen.

Seine Augen blickten bei diesen Worten voll Bitterkeit und Groll erst auf ein Brandmal in seiner Hand, dann auf den Boden. »Und darum wird der Tote eines Tages wiederkommen, er wird zurückkehren, steif und starr, so wie die Toten gehen, wenn man es vergessen hat, sie zu binden.« Der schwarze Pilger sah eher aus wie ein Schamane, er klopfte mit den Knöcheln der einen Hand auf die hölzerne Diele, auf der er hockte. Einen *Tagir*<sup>147</sup> hielt er in der anderen Hand, aber seine Lippen berührten ihn nicht. Er trommelte immer wieder mit diesen Knöcheln auf den Fußboden, als wolle er irgendwelche Geister daraus heraufbeschwören, er saß da wie *bDud*, der Teufel, der die Seelen quält: »*Song, song, gyob, gyob! Song, song, gyob, gyob!*«<sup>148</sup>

Unvermittelt erhob er sich, ließ den Brotfladen in seinem Leibgurt verschwinden und machte sich, ein Hüne von Mann,

---

147 *Tagir*: Brotfladen

148 dt. »Geh, geh! schlag zu!«; Ruf der Diener des Fürsten des Totenreichs, die, in schrecklichen Gestalten, die Sünder martern

mit langen Schritten in die Richtung des Gontal-Passes davon. Ein Verhängnis war es, dass Sodnam Stobkjies gerade in dem Augenblick über die Veranda ging, als der Pilger aus dem Süden sich dort niederließ. Tob horchte auf, als der Name Lobsang Chospel fiel, und war wie erstarrt. Der Friede seiner Seele, der ihn seit seiner Heimkehr in das Gehöft volle neun Monate lang getragen hatte, war zerstört. Bildete er es sich ein oder hatte ihn wirklich der »Pilger« unter seinen buschigen schwarzen Brauen mit einem verachtungsvollen Blick gestreift? Tob war es, als sei der Mann hier nur erschienen, um diese Nachricht abzuladen. Lhasgyab weinte laut, als er vom Tod seines Vaters hörte. Er hatte gerade in der Druckerei Farbe gerieben und schien aus seinem Gleichgewicht gekommen, wie Tob. Lhasgyab ging, obwohl er die Würde eines jungen Ehemannes trug, weinend und schluchzend zu Wilhelm, der ihn väterlich zu trösten versuchte.

Mit jedem Tag des stärker wachsenden Lichts aber wurde Tobs Seele unruhiger, er fürchtete den Mond des hohen Sommers. Und als die trockenen Stürme kamen, die die Luft dicht und undurchsichtig machten, wagte er sich kaum noch aus seiner Behausung im oberen Stockwerk des Ladakerbaus. Er vergrub sich in alle Schriften, die auch unter seinen Bemühungen im Laufe der letzten fünf Jahre aus der Kyelanger Presse hervorgegangen waren und über deren Inhalt er sich oft mit Wilhelm unterhalten hatte. Durch die Einöden von Rupshu waren sie redend und schweigend miteinander gegangen, endlose Märsche über die beschwerlichen Flugsandstrecken am Shayok, über die hohen Pässe, und immer wieder entstanden zwischen ihnen die Gespräche über das Wort, das aus Gott kam – über Erlösung und Vergebung und Gnade, über das Wort der Liebe, gemessen und gewogen an dem »Juwel

im Lotos«, an Tod und Wiedertod, an Geburt und Wiedergeburt in zahl- und maßlosen *Kalpas*<sup>149</sup>. Heftig hatte Tob oft widersprochen, hatte betont, es gäbe in seinen, ihren Schriften viel Verworrenes, doch mehr Gutes, und auf das allein komme es an. Man hatte miteinander debattiert und verglichen, war sich manchmal ganz nahe gekommen, um sich dann wieder zu entfernen, doch nie so weit, dass man sich nicht sofort wieder auf einer Basis des Vertrauens und der Liebe gefunden hätte, die ein Ausfluss desjenigen Geistes war, aus der die Schriften von Kyelang lebten.

Tob hatte schlaflose Nächte über dem »Geheimnis Gottes« verbracht, und er war noch an den Sonntagnachmittagen dieses Winters oft zu Wilhelm gekommen, um mit ihm manches noch missdeutbare Wort der letzten Übersetzungen durchzusprechen, etwa von jenem, in dem die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig wohnt<sup>150</sup>. Alle Skrupel waren ihm in diesen vergangenen neun Monaten zunichtegeworden. Und auch jetzt kehrte der Friede in ihn ein, sobald er über den Schriften in seiner Wohnung saß. »... das Licht ist in die Welt gekommen, und die Menschen liebten die Finsternis mehr als das Licht ...« Finsternis und Licht – ewiger Kampf in seinem eigenen Herzen, seit er in die Heimatlosigkeit gegangen war.



Der Sturm schlief, Ralsum schlief. Die Berge schliefen. Nur zwei Augenpaare im Haupthaus waren noch nicht geschlossen, sie

---

149 *Kalpa*: Zeitabschnitt buddhistischer Kosmologie

150 vgl. Kolosser 2,9

beobachteten das Firmament<sup>151</sup> wie an jedem Abend, und wenn am Abend dazu nicht die Zeit war, in jeder Nacht. Doch aus dem Beobachten wurde plötzlich ein Spähen. Ein Funken auf der schwarzen Erde – ein Funken vom Himmel? Eine leckende Flamme, einsam regte sie sich über dem schlafenden »Menschennest«, sie zuckte, sie zündete, griff gierig um sich, jetzt schlug sie zum Dach hinaus – Feuer! Feuer im Dorf! Wilhelm rüttelte die Schläfer wach: Drogmo und Lhasgyab, die beiden Lamas in der Druckerei. Tob stand ungerufen da – und alle jagten ins Dorf: Feuer! Wilhelm schüttelte Watsepa aus seinen tiefen Träumen, der Rauch in seiner Hütte war zum Ersticken. Der Watse hatte kaum mehr Zeit, über den schweinsköpfigen *Thab-lha*<sup>152</sup> herzufallen und ihn mit wüsten Drohungen zu beschimpfen; die Maske des Herdgottes ging schon in Flammen auf wie nun der ganze mittlere Stock des Watse-Hauses. Das Feuer fraß und griff mit rasender Geschwindigkeit um sich. Feuer! Feuer! Die Bauern rannten durcheinander, schrien, schrien: Feuer! Feuer! Feuer!

Und kein Wasser. Wenn nur nicht der Sturm sich aufmachte, ein Windstoß nur, und Funkenflug würde das ganze Dorf vernichten, das dürre Flechtwerk von Weidenruten und Baumstämmen, das Gerüst der niedrigen Erddach-Hütten. Jetzt hatte es sich durchgefressen, Flammenbündel brachen hervor, der untere Stock loderte hell, jetzt – jetzt kam die Rettung! An den Hörnern schleppten sie einen schwarzen Bock herbei, der stemmte sich meckernd, in seinen Augen spiegelten sich schon

---

151 *Firmament*: Himmel, Himmelsgewölbe

152 *Thab-lha*: »Gott des Herdes«

die Flammen, die Opferflammen für den gierigen Dämon – ein Stoß voran – hinein! Und ein Ruck zurück. Im letzten Augenblick hatte Wilhelm das Tier seinem Schicksal entrissen. Und jetzt befahl er dem kopflosen Haufen, da sonst niemand zu befehlen da war: Sand, Staub, Steine – Kübel her, Kannen und Becken voller Steine. Hinein damit in die Flammen! Ein ganzes Dorf, nie war es so flink, so von Angst gejagt – und es löschte, noch bevor ein neuer Sturm sich regte, das Feuer mit Sand, Staub und Steinen anstatt mit schwarzen Böcken. Tob, Gyab und Drogmo zusammen mit Wilhelm feuerten die Leute an mit einem lang gezogenen »Hee-a-hoh! – Hee-a-hoh!«, und es gelang, mit diesem Ruf alle in eine Kette zu zwingen, die durch einfache Handreichung und nicht durch magisches Opfer die Gefahr überwand.

»Wir müssen eine Quelle suchen!«, sagte Wilhelm, als er mit den Leuten des Gehöfts zurückging. »Wie soll es denn Löschwasser geben, wenn es schon an Trinkwasser fehlt!«

Tob nickte, doch er schwieg.



Die trockenen Stürme aus dem Süden hatten erst jetzt, Mitte Mai, die Pässe »aufgebrochen« – jetzt erst waren sie frei für Händler, Pilger und Europäer. Eine Karawane mit Europäern kam über den Rotang aus dem Süden, um zu bleiben: die Jäschkes und der neue Präses des Gehöfts Kyelang, Rechler. Von Südafrika herüberbeordert, befand er sich in der bedauernswerten Lage eines Mannes, der bereits einige schwierige afrikanische Sprachen und Dialekte hatte erlernen müssen – von der Einführung in unbekannte Kulturen ganz zu schweigen –, um hier nun,

ganz unerfahren in einer alten orientalischen Sprache, einem höchst schwierigen Gebilde kultureller Art nicht nur zu dienen, sondern sofort auch selbst handelnd vorzustehen. Bedauernswert insofern, als er bei diesem Werk auf mindestens zwei Jahre nicht in der Lage sein würde, zu dem Volk seiner neuen Sendung frei und ungezwungen zu reden: Notgedrungen würde er sich während dieser Zeit weitgehend der Zunge Wilhelms bedienen müssen. Es war in einer entscheidenden Sitzung »drüben« am grünen Tisch für ersprißlicher erachtet worden, keinen Nachwuchs, sondern einen »alten Südafrikaner« nach Hochasien zu versetzen, und zwar nicht mehr, wie einst Jäschke, als einen »*Primus inter Pares*«<sup>153</sup>, sondern als einen geistlichen Vorstand, einen »Präses«.

Die kleine Familie war bei ihrem Einzug in Lahoul voll bedrückten Staunens über die gewaltige Kulisse, vor der sich ihr neues Leben abspielen sollte. Afrika mit seiner Weite, mit seinen vielen Kulturen und einem Stammesfürsten, der den stolzen Namen *Ngangelizwe*, »Groß-wie-die-Welt«, führte, war man im Herzen noch näher verbunden als einem Tara Chand aus alttibetischem Geschlecht, der sich als Herr und König fühlte über ein kleines Reich, dreigeteilt und dreifach besiedelt von Tibetern, Halbtibetern und Hindus.

Erleichtert, nach einem vielmonatigen Aufenthalt in Simla nun endlich am Ziel zu sein, bezogen die Rechlers ihr neues Heim im Gehöft unter den »Sieben Buddhas«. Die junge Mutter jedoch – es ließ sich nicht leugnen – wurde zusehends beklom-

---

153 *Primus inter Pares* (lat.): »der Erste unter Gleichen«, d. h. der Erste von mehreren im Rang auf der gleichen Stufe stehenden Personen



mener vor diesem neuen Himalaya-Dasein. Jetzt war es an Maria, der Kollegenfrau und Schicksalsschwester über Klima- und andere Nöte und Beschwerden hinwegzuraten, hinwegzuhelfen und sie zu trösten, obwohl sie selbst sich noch von einer Erschütterung zu erholen hatte: Beatrice, mit der Morgenröte zur Welt gekommen, war nach deren Verblassen gestorben.

An einem dieser Tage fand Tob die Quelle! Die neue Quelle, die dem »Menschennest« Kyelang von nun an aus aller Feuers- und Wassersnot würde helfen können. Tob vermutete, grub und fand. Mit der Feinfühligkeit eines Rutengängers spürte er den Quellstrom, zur Bestürzung der Bauern, unter dem mächtigen, uralten Schugpa-Baum auf, dem man vor einer Generation noch Menschenopfer dargebracht hatte. Ein Grauen erfasste sie, als sie hörten, wenn sie frisches Quellwasser haben wollten, müsse der Baum fallen! Nicht auszudenken die Folgen solcher Tat. Ungeheuerlich das Ansinnen, einen solchen Baum preiszugeben.

Doch eines Morgens war der Dämonbaum gefällt, und eine springhelle Quelle nässte die Erde. Tob wurde von nun an teils als Magier, teils als Heiliger verehrt. Manche wichen ihm scheu aus, manche versuchten sich gut mit ihm zu stellen, manche neideten ihm die Kräfte, Wasser – und wahrscheinlich nicht nur Wasser! – zu fühlen. Das Fällen des Dämonbaumes war Tobs großer Beweis, dass er sich losgesagt hatte von der Angst seines Volkes, und er brachte Wilhelm eine silberne Teekanne voll des reinsten, klarsten, wohlschmeckendsten Wassers als Nachweis einer tiefgreifenden Sinneswandlung.



Eher einer kleinen, feierlichen Audienz als einer gewöhnlichen Konferenz glich die Zusammenkunft der »weißen Lamas« mit Sodnam Stobkjies und Joldan, die Sodnam selbst erbeten hatte, weil er offiziell und vor Augen- und Ohrenzeugen seine und des Sohnes feste Absicht, ein »Folger des Kreuzesgottes« zu werden, kundtun wollte. Bei dieser Gelegenheit sollten noch einmal alle Bedenken und etwaigen Hinderungsgründe klargelegt und besprochen werden. Vater und Sohn betraten den »Audienzraum«, Wilhelms altvertrautes Arbeitszimmer, an dessen Schreibtisch der neue Präses und Jäschke saßen, neben ihnen Wilhelm als Dolmetscher.

Aus dem Jungen Joldan war ein junger Mann geworden, mit wachen, klugen Augen – tiefdunkelbraun –, mit glattem, lackglänzendem Schwarzhaar und einem für einen Ladaker außergewöhnlich schmalen Gesichtsschnitt. Dan war in allem das leibhaftige Jugendbild seines Vaters, der, im Vergleich zum Sohn, sehr viel nachdenklicher, fast sorgenvoll auf einem niedrigen Schemel saß, den dunklen Kopf gesenkt, den Blick wie nach innen gerichtet. In der Hand hielt er eine Papierrolle.

Auf Rechlers, von Wilhelm verdolmetschte Frage, was Vater und Sohn vorhätten zu tun, antwortete Tob für beide: »Wir sind mit unserer *Tschos* fertig und begehren nichts als aufgenommen zu werden in die Gemeinschaft der ›Folger des Kreuzesgottes‹, der da sagte, dass Liebe des Gesetzes Erfüllung ist, dass der Tod nicht ewigen Wiedertod und Wiedergeburt hervorbringt.« Sie hofften, durch Glauben selig zu werden. Es wurde beschlossen, dass den beiden, trotz aller ihrer langjährigen Beschäftigung mit der Religion des Kreuzes, noch ein gründlicher Taufunterricht erteilt werden sollte, und falls sie auch dann noch bei dem

Verlangen verharren, sollte ihnen das zuteilwerden, worum sie gebeten hatten.

Tob und Dan erhoben sich darauf beinahe feierlich, und Tob legte noch einmal dar, dass es nicht Erwägungen äußerer Art seien, die sie zu diesem Vorhaben veranlasst hätten. Seit frühester Jugend habe er – Sodnam Stobkjæs – um des Heiles seiner Seele willen geforscht und gearbeitet, gegrübelt und meditiert, um zur inneren Ruhe zu gelangen, doch sie sei ihm weder im Hemiskloster noch auf langen, einsamen Pilgerreisen zuteilgeworden. Wilhelm bezeugte die Wahrheit von Tobs Worten, indem er von den Gesprächen berichtete, die er in acht Jahren engsten Beisammenseins wieder und wieder mit Vater und Sohn gehabt habe, bei denen es manchmal erregt und heftig, ja, leidenschaftlich, aber immer ehrlich zugegangen sei.

Als Wilhelm seinen Bericht beendet hatte, übergab Tob ihm ein versiegeltes Schreiben, das, sorgfältig in Tibetisch geschrieben, mit umständlichen Höflichkeitsfloskeln alttibetischer Überlieferung eingeleitet war.

»... Wir, Vater und Sohn, legen den gütigen Herren eine kleine aufrichtige, aber ernstliche Bitte vor. Gegenwärtig, solange Sie drei in Lahoul wohnen, dürfen ja auch wir zwei, Vater und Sohn, auf Ihren Schutz und Ihre Hilfe setzen. Dennoch, wenn wir beide unser früheres Versprechen, dem wir noch unverändert treu bleiben, ausführen wollen, so stellen sich dieser Ausführung im Blick auf Lahoul bedeutende Schwierigkeiten entgegen, nämlich weil wir in die Macht eines zerrissenen Geldbeutels gekommen sind! Bei großem Mangel im Äußeren leidet auch das Geistliche Schaden, man tue, was man wolle, so ist die Not für den Frommen wie für den Ungläubigen dieselbe. Schafzucht

und ein kleiner Lohn für geleistete Arbeiten im Gehöft wären uns wohl sicher, doch für die Schafe hätten wir im Winter keinen Stall. Ferner: Wenn es keine Arbeiten in Kyelang für uns zu tun gibt, so bekommen wir wohl auch den kleinen Lohn nicht mehr? Jedoch könnten wir beide, Vater und Sohn, wohl überall leben und unser Durchkommen finden.«

Es war Tobs Bescheidenheit, dass er seine Verdienste um die Erforschung der Sprache und beim Übersetzen gar nicht geltend machte und nur auf einen kleinen Lohn in der Druckerei für manuelle Tätigkeit rechnete. Das konnte ihm ohne Weiteres zugesagt werden, umso mehr, als Jäschkes tibetisch-englische Grammatik druckfertig, aber noch unausgedruckt dalag und durch einen Krieg eine ungeahnte Aktualität erlangt hatte: Weitere Kreise, besonders Beamte, waren daran interessiert. Auf Tob konnte man eigentlich überhaupt nicht mehr verzichten, selbst wenn Jahr für Jahr, Winter für Winter Lamas im Gehöft wohnten, so wie im Augenblick wieder Namgyal für die Dauer eines oder mehrerer Winter hier eingetroffen war.

Wie Tob war auch Joldan nicht mehr vom Gehöft fortzudenken. Er war hier groß geworden, hatte seinen Vater auf allen Reisen mit Wilhelm begleitet, war inzwischen durch Wilhelms ununterbrochene Schulung hindurchgegangen, sprach Englisch nahezu perfekt, konnte Hindustanisch lesen und schreiben und war als Lehrer für Tibetisch in der Schule Wilhelms schon manchen Winter lang erprobt. Dan sollte Lehrer bleiben.

Sodnam Stobkjes hatte seine Schrift verlesen, als Wilhelm sich erhob und ihm mitteilte, dass die Heimatbehörde bereits einem Landerwerb zugestimmt und dass für die beiden treuen und erprobten alten Freunde des Gehöfts sogar ein Haus bewil-

ligt worden sei. Vater und Sohn nahmen die Eröffnung voll Ehrerbietung und Dank entgegen. Das kommende Jahr würde die Lösung der äußeren Fragen bringen. Für Joldan musste es sich klären, ob Tseang Rolma, die er während seines letzten Aufenthaltes in Ladak geheiratet hatte, ihm auch, wenn sie erführe, welchen Schritt er in der Zwischenzeit getan hatte, als seine Frau hierher folgen würde. Das war sehr fraglich, denn Tseang Rolma war eine eifrige Buddhistin. Bei Trashi Paldom, der Frau von Tob, war es ausgeschlossen, dass sie sich noch weiter mit einem Nichtbuddhisten abgeben würde – doch was bedeutete das schon Tob! Sei es, wie es sei: Alles, was man heute hatte verhandeln können, war besprochen.

Wilhelm war über den bevorstehenden Schritt Tobs und Dans fast mehr erregt als diese selbst. Keiner im Gehöft, außer Maria, teilte seine Besorgnisse, die ihn zwangen, noch einmal in die Wohnung des Tob zu steigen, bevor der große Tag käme. Die mächtige Dogge verlegte ihm fast den Weg in den oberen Stock des Ladakerhauses. Sie erhob sich lautlos und folgte dem Sahib die knarrende Treppe hinauf und legte sich dann zu Füßen der beiden Männer nieder, die im dämmrigen Raum miteinander sprachen, schwiegen, sprachen.

»Tob!«, sagte Wilhelm ernst. »Bist du dir klar, dass du mit dem Schritt, den du zu tun gedenkst, außer der kleinen bescheidenen Sicherung für dein und Dans Leben keinen Vorteil zu erwarten hast? Tob! Vereinsamung, Schmach und Verachtung deiner Verwandten, deiner alten Freunde in Ladak, deiner alten Ordensbrüder – das, nur das, wartet auf dich, sonst nichts!«

»Ich scheue dieses alles nicht, wenn ich denke, wie kurz dieses Leben ist!« Tobs Stimme war sehr ruhig und klar: kein

Zittern, keine Unsicherheit, und als von Joldan die Rede war, musste Wilhelm selbst wieder zugeben, dass er mehr in der »neuen« als in der »alten *Tschos*« beheimatet sei.

Doch Wilhelm blieb unruhig: »Tob, ich beschwöre dich! Wenn du dir nicht ganz sicher bist, so sage es mir, Tob – ich werde es verstehen!«

Die Dämmerung war so stark geworden, dass man nur noch undeutlich die Umrisse der wenigen Geräte in Tobs Zimmer erkennen konnte. Die Dogge stellte die Ohren wie zum Lauschen auf, dann erhob sie sich und leckte Tob die Hände. Wilhelm blieb noch einige Zeit bei ihm sitzen, und sie rauchten miteinander eine Pfeife.

»Tob, bedenke alles gut – gibt es nicht noch irgendeinen Grund, der es dir geraten scheinen ließe, mit diesem entscheidenden Schritt noch zu warten?«

»Ich habe keinen!«

»Tob! Fürchtest du nicht die Rache der Lamas?«

»Ich möchte gerne selig werden.«

Am achten Tag des zehnten Monats im Jahre des grünen Stieres – 1865 – wurden Sodnam Stobkjæs, der einstige Hemismönch, und sein Sohn Joldan im Haus unter den »Sieben Budhas« in Anwesenheit einer großen Menge von Tibetern im Saal mit den hellen Fenstern »auf den Tod Jesu« getauft. Sodnam hatte sich zum Zeichen des Beginns eines neuen Lebens auch einen neuen Namen gewünscht, und zwar den Namen des Hohenpriesters, der in der Nacht zu Christus kam »um des Heils seiner Seele willen«: Nikodem. Joldan erbat sich den Namen Samuel.



Das Vertrauen vieler Lahouler in die Lamas war besonders seit letztem Winter durch allerlei Glücks- und Unglücksfälle stark erschüttert: Feuer konnte gelöscht werden auch ohne Bocksoffer! Quellen entsprangen unter Dämonbäumen, ohne dass Unholde rächend über den Frevler herfielen und ihn zerstückelten, Lawinenstürze brachen über die Frömmsten herein, töteten sie, vernichteten ihr Hab und Gut, und die Unfrommen blieben leben ... Die Lamas hatten es bedeutend schwerer, ihre Aussagen glaubhaft aufrechtzuerhalten, sobald es sich um Angelegenheiten des Wetters und der Natur handelte. Und was die feste Ansiedlung des Quellengräbers Sodnam Stobkjies hier in Lahoul anbetraf – wer weiß! Vielleicht würde er noch manche Quelle über tibetischem Dunkel aufspringen lassen!

# DIE VOLLE WABE

Die Sonnenuhr, die Wilhelm heimlich in einigen der langen Winternächte für Maria als Geschenk zu ihrem 29. Geburtstag gebaut hatte, glitzerte und blinkte in den kräftigen Strahlen der Frühlingssonne. Die ganze Hochgebirgsnatur erwachte zu neuem Leben. Auf der sonnenbeschienenen Kyelang-Seite öffneten sich die prächtigsten Blütenkelche, während an der anderen Seite des Kardang-Rückens alles noch eis- und schneeverkrustet wie tot dalag. Tauende Schneewasser drängten in Gerinnseln, in Bächen, in Wasserstürzen zu Tal, sammelten sich an dessen tiefster Stelle, dem Bhaga, und das lang vermisste Rauschen des Wasserfalls, dicht bei dem Gehöft, ertönte von Tag zu Tag lauter und sieghafter.

Vom frühen Morgen an schon ließ der Wiedehopf sein munteres »Uh! Uh! Uh!« erschallen, er zeigte sich mit seinem hübschen Gefieder sogar auf dem Hof, dann flog er im Garten von Baum zu Baum, wo an Pflirsich, Apfel und Aprikose schon merkbar die Knospen ihrer Entfaltung entgegendrängten. Der Zaunkönig, der wie eh und je sein Winterquartier in der Druckerei gehabt hatte, war für den Sommer schon wieder hinauf unter die Gletscher gezogen; dafür waren Bachstelze und Grasmücke gekommen, und die Turteltaube hörte man nicht nur auf den Feldern und aus den Weidenbäumen rufen – ganz ohne Scheu spazierte ein Pärchen zwischen den frisch bestellten Gartenbeeten und schien sich besonders wohl zu fühlen auf dem Steinsockel der neuen Sonnenuhr, die Wilhelm in einem Blütenrondell mit Portulak<sup>154</sup> und

---

154 *Portulak*: Sukkulenteart mit gelben Blüten; teils als Gemüse verwendet



Pedicularis<sup>155</sup> aufgestellt hatte. Man sah ihr friedliches Schnäbeln und kunstvolles Balancieren auf dem Kupfergestänge, das jetzt, in der Stunde des frühen Vormittags, herrlich glänzte.

»Das letzte Jahr eines wichtigen Jahrzehnts!«, hatte Wilhelm gesagt, als er Maria kurz vor Sonnenaufgang hinab in den Garten führte. Das »Denkmal«, das er unter allerlei Schwierigkeiten bei Nacht und Dunkel mit Lhasgyab und Drogmo nach draußen befördert hatte, war noch umhüllt, es hockte auf dem Beet wie ein Gnom<sup>156</sup> in einem Sack. Wilhelm hatte seinen Arm um Marias Schultern gelegt und führte sie über den Kies des Gartenweges durch die steinerne Pforte hinaus auf das Feld. Hier dämpften weiche Polster aus Gras und stark duftenden Kräutern ihre Schritte. Tautropfen hingen an Halmen und Büscheln. Die Flanken der Berge und ihre Kronen lagen noch in dumpfes, zeitloses Silber getaucht. Die beiden gingen auf und ab, schweigend in Erwartung des Lichts. Als dann die Ränder des Sonnenberges zu glühen begannen, eine rosenfarbene Lohe<sup>157</sup> sich über dem *Drilburi*, den Glockenberg hin ergoss und sich ausbreitete bis zu den sieben Zacken der »Buddhas«, hatte Wilhelm sie zurückgeführt: Die Hülle fiel, und rotgolden wies das Metall die erste frühe Sonnenstunde ihres neuen Lebensjahres.

Die Überraschung war geglückt und der Himmel gnädig: Tiefblau und wolkenlos breitete er sich über das Tal, das von dem starken Licht der Frühe überzuquellen schien. Immer noch umspann Stille das Gehöft und das Dorf. Da sattelte Wilhelm

---

155 *Pedicularis* o. *Läusekraut*: Pflanzengattung meist einjähriger, blühender Arten

156 *Gnom*: Zwerg, Kobold

157 *Lohe*: Flamme

zwei Pferde, und sie ritten bergauf. Das Schnauben der Rosse und ihr Huftritt war das Lauteste an diesem Morgen, die Tiere waren ausgeruht wie ihre Reiter, und mühelos überwandten sie die 600 Meter Höhenunterschied zwischen dem Gehöft und dem Farmhaus Tingtse, in dem Wilhelm zwischen Saat und Ernte oft durch Wochen hin wohnte, um den Feldern, den Wasserläufen und den beiden Speicher- und Wirtschaftshäusern Sarjing und Kildang dann notgedrungen ganz nahe zu sein. Heute war Tingtse zum festlichen Empfang geschmückt mit den kostbarsten Blüten, die in anderen Regionen Aufsehen erregt hätten, sich hier aber als eine natürliche Gabe des reichsten Steingartens der Welt boten. Die Pferde grasten friedlich vor dem Haus am Rand der Äcker, die sich nun bald wieder, fast bis unter die Gletscher hinauf, begrünen würden.

Noch selten war es so still um sie gewesen, seit sie aus Kulu zurückgekehrt waren und Wilhelm die Farm wieder in Gang gebracht hatte. Sie besprachen, sie bedachten in dieser Frühe nichts. Keiner von ihnen erwähnte Zukunft oder Vergangenheit, sie lebten den Augenblick, der sich ihnen so rein und voll – ihnen ganz allein – darbot. Die Tür, weit geöffnet, wies den Blick in ungeahnte Fernen. Maria, kaum durch die Jahre, durch die Schwere der Erlebnisse verändert, war immer noch von einem mädchenhaften Zauber umgeben, während bei Wilhelm, der in diesem Winter sein 41. Lebensjahr vollendete, die Schläfen zu ergrauen begannen und die Falten zwischen den Brauen sich vertieften. Doch sein Auge war klar und Stirn, Nase und Mund entschiedener denn je. Wilhelm bereitete ihnen beiden einen heißen Trunk, bevor sie noch ein Stück aufwärts wanderten, an der neuen Grießmühle vorbei, bis zum Ende des Yurra-Llaufes,

an den sich blühende Vergissmeinnicht drängten. Dann ritten sie wieder talwärts.

Im Gehöft war es lebendig, und voller Unruhe erwarteten Elisabeth und Gangsom die Eltern. Elisabeth hielt einen Strauß und ein selbst verfertigtes Gedicht, auf einen Bogen säuberlich aufgemalt, in den Händen, Gangsom überreichte ein Paar selbst angefertigter Handschuhe, von denen der eine sechs Finger aufwies, was hingegen den planmäßigen Ablauf der Gratulation nicht beeinträchtigte: Beide Mädchen sangen voll Ernst ihren Vers, während der kleine Paul – festgehalten und eingekellt von den beiden – sich darum bemühte, auf den Arm seiner Mutter zu gelangen. Den dichten blonden Lockenkopf auf ihrer Schulter, sang er ihr dann eine Komposition eigener Schöpfung. Alle waren an diesem Tag glücklich: die engste, die engere und die ganz weite Familie des Gehöfts, obwohl zu Gemütlichkeit und Entspannung nicht viel Muße blieb. Man war froh, besonders auch darüber: Der Winter war vorbei, sehr früh war er vorbei in diesem Jahr.



Tsang Sodnam war nicht mehr zu halten. Mit seinem prall gefüllten Postsack wollte er gehen, so weit ihn seine Füße trügen und so weit es die Berge mit ihren Schneemassen schon erlaubten. Dann würde er sich hinter einer sturmgeschützten Felswand so lange aufhalten, bis ihn nichts mehr auf seinem Weg hemmte. Er ging, auch gegen alle Vernunft, einfach weil er es nicht mehr in der Enge seiner Hütte, in der Enge des Tales aushielt. Und die guten Weggeister beschützten ihn. Er war

der Erste, der über den Rotang ging, und der Erste, der – noch vor Mitte des Mai – wieder mit all seinen Schätzen zurückkam. *Lambegs*, der Wegteufel, hatte es nicht gewagt, ihm unter die Augen zu treten, feige hatte er sich vor seinem wuchtigen Schritt in die Ritzen der Felsen verkrochen und wartete da auf ein anderes, geeigneteres Opfer! Einen Tsang Sodnam kriegte er nicht. Das hast du gut gemacht, Tsang Sodnam! So lobte er sich selbst, als er die Schornsteine des Gehöfts wieder rauchen sah, die ihm eine gute Labe<sup>158</sup> versprochen. Nein, er würde nicht lange bleiben, ein wenig verschnaufen und dann, auch wenn der Sack nur halb- oder viertelvoll wäre, wieder in die große Stadt der Sahibs ziehen, die er bei seinem ersten Auslauf nicht erreicht hatte – nur bis Sultanpur war er gekommen, aber das hatte ihm für den Anfang genügt.

Man war aufmerksam geworden auf die Höhenstation unmittelbar an der Südseite der Hauptkette des Himalaya, die höchste ständige Europäer-Siedlung überhaupt. Von überallher hatte Tsang Sodnam allmählich Post anzuschleppen mit wichtigen und unwichtigen Fragen. Die Sahibs wurden aufgefordert von Kalkutta, Bombay, aus Zürich, aus Berlin, aus Paris, aus London, originelle Erzeugnisse ihres Landes, Blumen, Schmetterlinge, Samen, Bücher und nun sogar eine Lama-Jacke an ebendiese Adressen zu schicken, damit alle, die selbst nicht dorthin würden gehen können, sich wenigstens einen Begriff von diesen und jenen Besonderheiten machen konnten. Die Aufforderungen der britisch-indischen Regierung, so viel wie möglich an

---

158 *Labe*: etwas Labendes, d. h. Erfrischendes (meist ein Getränk oder eine Mahlzeit)

die Pariser Weltausstellung zu schicken, kam aber so spät ins Gehöft, dass man nur schnell einiges zusammenlegen konnte, um Tsang Sodnam sofort damit loszuschicken. Und das war ihm gerade recht. Jetzt konnte er das Wandertempo nehmen, das ihm beliebte. Oho! Wenn einer den Tsang Sodnam hätte ausschreiten sehen! Kein Pilger, keiner der durch magische Schritte beflügelten Renner hätte mit seinem vollen Postsack ähnliche Entfernungen so schnell überwunden. Als er zum zweiten Mal zurückkehrte, brachte er Nachrichten in seinem Sack, die alle in Verwirrung stürzten: Kriegsgerüchte.

Ganz unkriegerisch und voll guter Absichten friedlicher Forschung trafen mit ihm die ersten Europäer ein, und alle fanden in dem Gehöft einen gastfreundlich gewährten Ruheplatz inmitten dieser Berge mit ihren Menschen, die man bisher als eine der »niedersten Rassen« zu betrachten und zu beschreiben gewohnt war.

Von Jahr zu Jahr kamen mehr Briten in das Gebirge, Jäger, Forscher, Offiziere, und das behagte manchen nicht. Tara Chand war einer von ihnen. Taras Sohn war nämlich von einem Offizier der Armee mit der Reitpeitsche geschlagen worden. Der Sohn des »Königs der Berge« mit der Peitsche geschlagen! Geschlagen wie ein Hund! Tara Chand kniff die Augen zusammen, er presste die Zähne aufeinander, knirschend vor Zorn, doch ohnmächtig. Der Offizier war längst mit einem Tross von Reitern über alle Berge. Die Scham brannte Tara mehr, als der Peitschenhieb den Sohn verletzt hatte. Er sann auf Rache, er schwor Rache. Nein, der Schlag hatte dem Sohn nichts getan. To-ro, Taras Jüngster und sein Liebling, blieb gesund, sprang munter herum, bis er eines Tages über einen Schmerz in seinem Innern klagte, gegen

den der Lhardsche einen kräftigen Zauber verschrieb, der erst zu helfen schien, aber das Übel nicht behob; als Tara dann ins Gehöft zum Sahib kam, war es zu spät. To-ro Chand, der kleine, pffiffige Bursche, war tot und Taras Schmerz groß.

Die dreizehn Tage »Totenhaft« verbrachte er finster sinnend im eigenen Haus. Nein, er war zurzeit nicht gut zu sprechen auf die Herren, die ihm zu seiner gegenwärtigen Stellung verholfen hatten, so wenig wie auf seine Vettern, die ihm diese Stelle neideten und mit feinen und unfeinen Mitteln sie zu unterwühlen trachteten; auf niemanden war er gut zu sprechen: Der liebste Sohn war ihm gestorben, und immer wieder brachte er den Tod mit dem Peitschenhieb des vorbeireitenden Offiziers in Verbindung, obwohl dies nicht das Geringste miteinander zu tun hatte. Tara bat dringend um Unterstützung seiner Klage, Wilhelm möge sie bei der nächsten Gelegenheit in Simla an entsprechender Stelle, möglichst bei Sir John Lawrence selbst, vorbringen, wenn nicht dort, so doch bei Mr. Forsyth, dem neuen Commissioner des Jullundur-Distrikts. Denn er selbst, Tara Chand, wolle sich mit Verhandlungen dieser Art nicht beschmutzen.

Wilhelm erklärte, dass Mr. Forsyth demnächst hierherkommen werde, und versprach, im geeigneten Augenblick für ihn einzutreten; er betonte – und das nicht zum ersten Mal –, dass die verkehrte Einschätzung der anderen Ethnie lediglich auf Unkenntnis zurückzuführen sei. Wichtig sei darum das Einanderkennenlernen, das Peitschenhiebe einerseits und Rachedgedanken andererseits unmöglich mache. Tara winkte ab. Er wusste, was er wusste. Und außerdem sei Rache eines der berauschendsten Gefühle, die ein Mann haben könne. In letzter Zeit sei ihm viel Kränkung angetan worden – nicht von

den Briten, nein, jedenfalls nicht von der Regierung, sondern von seinem Schwiegersohn, dem Sohn des Hirtenkönigs von Rupshu, der seine jüngere Tochter Deskyed geheiratet, sie aber so schäbig und beleidigend behandelt habe, dass er nicht eher ruhen werde, bis er dieses Schwiegersohnes Blut »ganz warm« getrunken habe. Tara hatte sich bei Wilhelm Luft gemacht und wurde wieder umgänglicher.

Der Schwiegersohn und Kronprinz der Rupshu-Horde, den er im vergangenen Herbst am *Tso Moriri* lange gesprochen habe, sei so schlimm nicht, meinte Wilhelm, er werde in diesem Herbst selbst wieder hierher nach Dozam kommen, um nach dem Rechten zu sehen, wenn Wolle und Salz der Rupshu-Horden ausgewogen würden gegen Korn. Er sei ein redlicher Händler, und es wäre schade, wenn Tara das Blut seines Schwiegersohnes trinken würde, noch bevor er einen Enkel begrüßt habe. Der Gedanke an die Nachkommenschaft machte Tara so weich, dass er im Erinnern an den Tod seines Jüngsten wieder jenes würgende Gefühl bekam – halb Rache, halb Trauer und Schmerz.

Und dann traf Mr. Forsyth mit anderen hohen Herren und einem ordentlichen Lagertross in Kyelang ein. Er kam als Regierungsbevollmächtigter des Jullundur-Distrikts, zu dem die beiden tibetischen Provinzen Lahoul und Spiti und die Hindu-Provinz Kulu gehörten. Er staunte über die blühende Ökonomie und war entsetzt über die Abgeschlossenheit der europäischen Bewohner während des Winters, besonders im Hinblick auf die Frauen. Aber auch im Sommer schien der Verkehr doch recht unzeitgemäß: nicht einmal ein regelrechter »Postrunner«-Dienst! Und er stellte in Aussicht, dass er deswegen an gegebenem Ort dringend für ein Post-Office in Kyelang plädieren werde.

Das neue Haus für Sodnam Stobkjés und Joldan war gerade im Rohbau fertig, und Forsyth bemerkte wohl, dass es gediegener und stattlicher angelegt war als die Tibeter-Häuser ringsum. Die Tibeter-Jungenschule Wilhelms nötigte ihm Respekt ab, und nach Besichtigung des alten Schulhauses rückte er mit dem Plan heraus, hier, an Ort und Stelle, zusätzlich eine Urdu-Schule für Lahoul und Spiti einzurichten. Er bat Wilhelm, die Oberaufsicht über diese mit zu übernehmen, ohne dass er sich als »Regierungsbeamter« fühlen solle, denn er kannte und achtete den Standpunkt der Unabhängigkeit seit der »Honorary-Magistrates-Anfrage«.

Der Oberaufsicht über die Urdu-Schule sagte Wilhelm mit Begeisterung zu, sie traf sich weitgehend mit seinen eigenen Plänen. Der Urdu-Lehrer musste zwar noch gesucht werden, dafür konnte er die drei anderen Hauptlehrkräfte für diese neue Schule bereits benennen: Leering, ein kluger, junger Mann, der schon in früheren Jahren die Schule unterstützt hatte, Joldan und ein dem Haus zugetaner Lama. Seine Lebensarbeit schien sich mit Forsyths Plänen auf das Glücklichsste zu treffen. Ganz neu und geradezu umwälzend die Absicht, aus der Tagesschule ein Internat zu machen: ein Internat insbesondere für die Söhne der führenden Familien von Lahoul und Spiti, die wohl ein Interesse daran haben konnten, dass ihre Söhne unentgeltlich unter der Obhut des Gehöfts eine Erziehung genossen, die Jungen befähigten, auch mit den Interessen und Menschen ihrer Zeit bekannt zu werden und nicht nur der Enge von Tal und Hütte verhaftet zu bleiben. Die Internatsschule war für diesen Winter geplant. Die neue Schule, mit Unterrichts-, Schlaf- und Wohnraum für zehn, zwanzig und auch mehr Jungen sollte in dem



neu zu errichtenden Gerichtsgebäude für Tara Chand untergebracht werden.

Eine »*Cutchery*« für Tara Chand! Wie Balsam auf eine offene Wunde war die Mitteilung von dem Bau eines »Gerichtshauses« für den »Negi<sup>159</sup> von Ralsum«: »Vor ein Gericht gehören Diebe, Mörder und alle solche Fremden, die einen Sohn der Berge mit der Peitsche schlagen!« Tara Chand beruhigte sich zusehends, als Wilhelm ihm mitteilte, »sein Fall« werde noch weiter verfolgt werden. Recht, Gerechtigkeit und Rache: Nein, Rache wolle er keine mehr üben, wenn ihm Recht und Gerechtigkeit sicher sei. Auch dagegen hatte er nichts einzuwenden, dass Mr. Forsyth den Bau der *Cutchery* nicht einem Tibeter, sondern Wilhelm übertrug, im Gegenteil: Man wusste ganz allgemein, seit das Gehöft stand und allen Wettern trotzte, dass es besser sei, einem Sahib das Bauen zu überlassen als einem Bodpa; wenn der sagte, das Haus werde bis zum Herbst fertig, dann würde es auch fertig.

Es war, als stünde alles in diesem Jahr des roten oder Feuer-tigers unter den glücklichsten Aspekten: Alles gedieh, alles gelang. Schon im August war das Haus für Tob und Dan fertig. Sauber verputzt stand das »Berghaus« am Hang über dem Gehöft, schon umgeben von einigen frisch gesetzten Bäumen. Der Grundstein zur *Cutchery* war gelegt. Man hatte sich im Gehöft einige geschickte Schreiner gezogen, und Bohlen, Bretter, Fenster und Türen wurden hergerichtet, während die Mauern wuchsen.

---

159 *Negi*: von den Briten mit besonderen Funktionen ausgestatteter Großgrundbesitzer; auch *Obergopa*

Wilhelm war in diesem Sommer mehr auf dem Rücken des Pferdes als auf den eigenen Beinen, um allem zur rechten Zeit vorzustehen. Korn und Weizen schienen in diesem Jahr noch besser zu geraten als im vergangenen, und Kartoffeln und Gemüse standen außergewöhnlich gut.

Als das Dach der *Cutchery* gedeckt und das Haus fertig dastand, brachte er aus Simla zusätzliche Wintervorräte und aus Kulu einen Mundschi<sup>160</sup> als Urdu-Lehrer mit. Er trug einen weißen Turban über seinem gelblichen, freundlichen Gesicht und erwarb sich die Sympathien zuerst von Paul, Elly und Gangsom, dann aber war er das Staunen der ersten zehn Jungen, die mit ihren Vätern aus Spiti herübergeritten kamen – und blieben! Ihnen behagte die neue Umgebung, und zufrieden ritten die Edelmänner<sup>161</sup> zurück in ihre kalten, öden »Paläste« im rauen Spiti. Und da die von Spiti ihre Jungen schickten, wollten die von Unterlahoul nicht zurückstehen: Zu den zehn aus Spiti kamen fünfzehn aus Ralsum. Das Haus war gerichtet! Nicht erst seit Monaten, seit Jahren hatte Wilhelm an Erweiterung gedacht, und doch war es geradezu ein Wunder, dass die Edelleute von Lahoul jetzt ebenso wie die Spiti-Herren von Chikyim, Lard-je oder Kyibar sich so ganz untibetisch verhielten, so gar nicht traditionell gebunden.

Der Tag, an dem das Gerichtshaus fertig war, wurde für das ganze Tal ein Ereignis besonderer Art. Jeder fühlte sich als Angehöriger einer Gesellschaft, in der Recht und Ordnung gültig waren, und jeder sah sich auch schon halb entdeckt, wenn

---

160 *Mundschi* o. *Munshi*: Schreiber; einheimischer Sprachlehrer

161 *Edelmann*: Adliger

er etwas gegen die Vertreter der Ordnung und gegen Buddhas Gesetz ausheckte. (Im oberen Stock des Hauses bekam man gesagt, wie man zu leben hatte, im unteren wurde man dafür zur Rechenschaft gezogen, wenn man es nicht eingehalten hatte, so sagten kluge Spötter wie der Watse.) Dass in seinem Gerichtsgebäude auch noch die Schule untergebracht wurde, hatte Tara Chand anfänglich gar nicht behagt, aber hätte er sich dagegen gestemmt, dann wäre ihm nur ein winziges *Thasil*<sup>162</sup> beschieden gewesen. Doch nun erhob sich vor aller Augen ein hohes Haus mit zwei respektablen Stockwerken, fast so groß wie das Haupthaus des Gehöfts. Sollten alle sehen, was sich ein Tara leisten konnte! Nichts kostete ihn der großartige Bau, den er oder die Vettern nie errichtet hätten, wozu auch ein Gerichtshaus? Aber wenn man ihnen eines schenkte, dann war auch jeder gern für *Thugs-rje*, die Gnade, und für *Drang-ba-nyid*, die Gerechtigkeit.



Lang hinhallend scholl der Arbeitsgesang über das herbstliche Land. In Tingtse herrschte Leben, und die Getreideschober Sarjing und Kildang begannen sich bis unters Dach zu füllen. Schwer waren die Garben, und alle Hände wurden benötigt, die Ernte einzubringen. Das Gehöft im Tal war leer bis auf die drei weißen Frauen, die Kinder und die beiden Männer an ihren Schreibtischen.

---

162 *Thasil*: Gerichtshaus

An einem dieser Erntetage traten zwei Ladakerinnen durch die Pforte des Gehöfts. Maria, die mit Elisabeth und Paul gerade im Garten war, ging ihnen entgegen und war betroffen von der Schönheit der jüngeren und dem verhärmten<sup>163</sup> Aussehen der älteren. Es waren Joldans junge Frau und seine Mutter, oder Sodnam Stobkjes junge Schwiegertochter und seine geschiedene Frau. Beide waren keine Flüchtlinge mehr wie die meisten Ladaker, der Thanadar von Leh hatte ihnen auf Betreiben von Mr. Forsyth großmütig reguläre Auswandererpässe gegeben. Eigentlich hatte man nur Tseang Rolma erwartet, nicht aber Trashi Paldom, ebenso wenig Vetter Langdrug, der den beiden folgte; doch das Gehöft war groß genug, besonders, da ja nun das »Berghaus« für Tob und Dan eingerichtet worden war. Wie ein leises Gurren klang Tseang Rolmas Gruß, als sie sich ehrerbietig vor Maria verneigte.

*Ganz wie Jorsam!*, dachte Maria, als sie in das schöne, offene Gesicht sah, umsäumt von dem breiten Türkisenperag und den mit Otterfell gesäumten Ohrenklappen. Maria hieß beide Frauen willkommen, die glücklich waren, nach so langer Wanderung »zu Hause« zu sein. Auch Vetter Langdrug war froh darum.

Tingtse, Sarjing und Kildang! Ein Dreiklang voll Heiterkeit und Fülle. Die Felder waren abgeerntet, das Korn gedroschen, voll die Speicher bis obenhin, reich bestückt die Keller, Vorräte an Reis und Erbsen, voll die Ställe, gesund Mensch und Tier: überaus gnädig der Sommer dieses Feuertigerjahres, an dem die Sonnenuhr im Garten nur selten im Schatten drohender Schre-

---

163 *verhärm*: von großem Kummer gezeichnet

cken lag; immer wieder lichteteten sie sich, ohne Unheil zu stiften, Sonne, viel Sonne – und doch keine Dürre, nie hatte der Fluss aufgehört zu rauschen, nie hatten die Gletscher ihr Nass versagt – ein glücklicher Sommer, ein glückliches Jahr: Alle Waben waren voll eines guten Honigs.

Die schönste Frucht aber war ein gebundenes Buch. Jäschkes großes tibetisch-englisches Wörterbuch war gedruckt! Geheftet, gebunden, lag es bereit zum Weg in die Welt. Eine immense Arbeit, an der viele Namenlose mitgewirkt hatten. Sodnam Stobkjies war einer von ihnen, der Einzige der gelehrten Tibeter, der vom Beginn bis zum Ende jede Phase der Entstehung, Ausweitung und Vollendung schaffend miterlebt hatte. Viele Lamas waren während dieser Arbeit gekommen und gegangen, er als Einziger war geblieben und den Bewohnern des Gehöfts, die ihm viel zu danken hatten, nahegerückt. Auch für Tob war der Tag der Vollendung des Werkes ein stolzer Tag, obwohl er keinen Ruhm dafür ernten würde. Jäschke klopfte ihm auf die Schulter, als wolle er ihm auf diese Weise danken, auch Wilhelm stand neben ihm, selbst erlöst von einer Last. Wie ein Aufatmen ging es durch die Druckerei, und sogar Lhasgyab und Joldan rieben sich die Hände vor Vergnügen und sagten lachend: »*Drig, drig!* – Gut, gut!«

Tsang Sodnam aber fand sich sogar bereit, noch einige Exemplare über die Pässe zu tragen, denn der Herbst – der glückliche Herbst! – wollte gar nicht enden. In diesem Jahr reichte er weit hinein bis in den Dezember. Tsang Sodnam eilte, was er nur eilen konnte. Wenn er geahnt hätte, dass in diesem Sommer hier von »Postrunnern« gesprochen worden war, hätte er vielleicht einen Speifluch der Verachtung in den Wind geschickt:

Postrunner! Knechte der Großen. Er aber, Tsang Sodnam, war ein Herr unter Herren! Bis unter das Gartentor hatten Wilhelm und Jäschke den schwer bepackten Tsang Sodnam begleitet. Als die beiden zurückgingen, nahm Jäschke die Brille von den Augen, putzte die Gläser und meinte zufrieden seufzend: »Jetzt kann der Winter kommen, jetzt sehe ich die Heimat ganz nahe!« Wie einer, der endlich abgelöst wird, atmete er erleichtert auf.

Ein Geschenk von großem Wert: zwanzig Ream<sup>164</sup> Papier, von Freunden aus Lahore<sup>165</sup> gestiftet, trafen noch vor Schließung der Pässe ein, und aus Simla sandte im Namen vieler Freunde des Gehöfts Dr. Cleghorn einen kostbaren Kelch und einen ebenso kostbaren Teller für Brot und Wein zur Spendung der Sakramente. Auch manche Gabe floss ungenannt und falsch adressiert »for Heyde's work«<sup>166</sup>, »for Heyde's sake«<sup>167</sup> in die Kasse des Gehöfts, die mit den sich steigernden Ernten bei Weitem nicht mehr so mager war wie früher.

Die beiden Frauen aus Ladak kamen gar nicht aus dem Staunen heraus, als sie mit vielen Lahoulern zusammen erlebten, dass die Frauen von Lhasgyab und Drogmo – die schon im vorigen Jahr, nach Tob und Dan, den gleichen Schritt wie diese getan hatten – dass über Leering Balsom und Sangye, nach einem gründlichen Unterricht bei ihren Männern und den »weißen Lamas«, die Zeremonie der Taufe ausgesprochen wurde. Im engeren Kreis der Familie des Gehöfts waren diese beiden from-

---

164 *Ream* (engl.): dt. *Ries*; Papiermaß

165 *Lahore*: heutige Hauptstadt von Pakistan, damals Hauptstadt der britischen Provinz Punjab

166 dt. »für das Werk Heydes«

167 dt. »um Heydes willen«, »für Heyde«

men Buddhistinnen an diesem Tag zu ihrem Erstaunen in der Minderheit zwischen vier christlichen Tibetern und zwei christlichen Tibeterinnen, aus Ladak gebürtig wie sie selbst. Trotzdem fühlten sie sich keineswegs als Außenstehende, als sie tags darauf mit allen Bewohnern des Gehöfts *Shrub-la*, das Fest der Ähren, feierten: ein west-östliches »Liebesmahl«, wie in jenen Gebieten Hochasiens noch nie ein ähnliches gefeiert wurde.

# WOLKEN ZIEHEN AUF

Der Schneeleopard machte die Winternächte unruhig. Mal tauchte er hier, mal da auf, ohne dass man ihn fassen konnte. Gegen Ende Januar brach er in einen der Schafställe unten am Fluss bei der Brücke ein und würgte dreißig Schafe; es gelang den Leuten, ihn zu töten. Als die Märzsonne kam und den Schnee von den südlichen Hängen leckte, weideten die drei Mutterschafe Joldans und Tseang Rolmas um ihr schönes neues »Berghaus«, vier Lämmchen umhüpften sie. Da stieß einer der riesigen schwarzen Adler plötzlich aus großer Höhe herab und raubte das vierte. Mit seinen Krallen hielt er das Tier fest gepackt und entführte es bis unter den Gletscher des Niyma Pet.

An diesem Tag machten sich der Vetter Langdrug und Trashi Paldom, die Frau Nikodems, auf den Weg nach Kulu. Versuchen wollten sie, über den Pass in das gelobte Land an den Südhängen zu kommen, wo man jetzt die Prozession der dreihundert Dorfgottheiten vorbereitete. Vetter Langdrug schien es mit diesem Besuch eilig zu haben, und Trashi Paldom schritt neben ihm her wie ein junges Mädchen, so zufrieden war sie, einmal über die Berge zu schauen, das andere Ende des Schneelandes zu sehen.

Tob freute sich der Ruhe, die wieder um ihn war, denn Vetter und Frau nahmen sie ihm mit manchen sonderbaren Gesprächen. »Die Zeit ist kurz«, las er in der neuen Schrift, die er eben aus der Presse herausgebracht hatte. »... die diese Welt gebrauchen, sollen sie nicht als Eigentum gebrauchen, denn die



Gestalt dieser Welt vergeht ...«<sup>168</sup> Voll schwermütiger Gedanken verbrachte Tob die erste der Nächte, in der wieder der zunehmende Mond seine Fülle erreichte und jenen betörenden Schein annahm, der damals über ganz Ralsum gebreitet lag, damals, als Lobsang Chospel, aus seiner geregelten Bahn geschleudert, Jorsam tötete, er selbst aber, Sodnam Stobkjes, vor dem Mörder stand in der überlegenen Ruhe eines Unbeteiligten, als ein unantastbarer »Heiliger«, der Buddhas Tugendgesetz verteidigte gegen die Untugend der Laien, aber auch gegen die neue Lehre, die er wohl zu verstehen versuchte als einer, der noch am Alten hängt, trotzdem aber das Neue anerkennen muss – damals, vor fünf Jahren.

Jetzt, seit anderthalb Jahren, hatte er sich ganz zu ihr bekannt, und sie brachte ihm Ruhe, je tiefer er in sie eindrang – bis eben die Nächte kamen, die den Vollmond brachten. Wie eine Krankheit befahlen ihm dann die alten Bilder, gegen die er sich vergebens wehrte. Anfänglich war es nur der Mond des hohen Sommers, der ihn quälte. In diesen hellen, durchsichtig klaren Sommernächten erschien ihm Lobsangs Gesicht todtraurig. Ohne Klage oder Anklage tauchte es vor ihm auf, blieb bei ihm in einer schweigenden Demut, solange der Mond aus wolkenlosem Himmel herabschien – ein böser, stechender Mond. Und wenn eine Wolke über den klaren Schein ging, erschien ihm das Gesicht Jorsams – auch sie schwieg, hatte aber jenes seltsame Lächeln um den Mund, das sie im Tod trug. Es war genug,

---

168 vgl. 1. Korinther 7,31

dass ihm diese Bilder nur einmal im Jahr kamen, eben zur Zeit des hohen Sommers. Jetzt aber, in diesem Winter, seit die Trashi – seine Drittelsfrau – gekommen war, machten ihn auch die vollen Wintermonde unruhig. Sie hatte eine Art zu reden, sehr leise, aber jedes Wort war wie ein Stich; und mit Vorliebe redete sie von jener schönen Jorsam, gegen die sie immer, auch als es dafür noch keine Gründe gab, Eifersucht gefühlt hatte. Wie auch jetzt noch nach ihrem Tod. Und der Vetter Langdrug unterstützte sie darin aus unerklärlichen Gründen. Wahrscheinlich nur, weil es ihm Spaß machte. Obwohl Trashi und Langdrug nicht mit Tob unter einem Dach wohnten, waren beide oft um ihn, dessen neuen Namen und neue Würde sie wohl bestaunten, ihn aber doch auf eine verhüllte Weise angriffen.

Auch die Sahibs hatten in dem Kommen von Trashi eine gewisse Schwierigkeit gesehen, doch sie bauten darauf, dass sich alles noch regeln werde im Laufe des Sommers, für den man neue Pläne zur Ausweitung der Station gefasst hatte und ausführen würde. Jede menschliche Arbeitskraft – richtig eingesetzt – war ein Gewinn in dem Augenblick, in dem das Gehöft im Begriff war, der kulturelle Mittelpunkt des ganzen, dreigeteilten Ralsum zu werden. Jetzt waren Trashi und Langdrug nach Kulu aufgebrochen, lange bevor die Frühjahrsbestellung beginnen konnte.

Tob atmete auf, als sie gegangen waren, und machte sich voll Hingabe an seine Studien. Es war ihm ernst um das Heil seiner Seele, seiner unruhigen Seele, die sich an allen hohen Forderungen des »Lotoskönigs« wundgestoßen hatte, bis sie endlich die hohen Forderungen und Segensverheißungen des Gottes vom Kreuz erkannt und sich ihnen bedingungslos unterworfen hatte, denn »die Gestalt dieser Welt vergeht« ...

Das Licht des fast vollen Frühjahrsmondes war so hell, dass Tob mit seinen scharfen Augen ganz ohne Mühe die satte klare Schrift des neuen tibetischen Druckes entziffern konnte, der heute mit seiner Hilfe aus der Presse hervorgegangen war. Diese neue Schrift regte ihn, wie all die anderen vorangegangenen Drucke, zu dem Gedicht an, das er in der Nacht schrieb. Jetzt war es nahezu fertig: ein tibetischer Hymnus auf den König von Golgatha, der noch im Tod der Bruder der Menschen geworden war. Dieses Gedicht hatte er in echt asiatischer Lehrhaftigkeit durchwoben mit vielen Ermahnungen an die Lamaisten, denen er die Größe des »Gottes vom Kreuz« zu verleibendigen versuchte, doch noch fehlte der Schluss, die volle Rundung, die die Erhabenheit des Gottes im Tod offenbarte.

Da kamen die unheilvollen Nächte wieder. Wolkenlos klar war der Himmel, und der Mond, der fast volle Mond, zog über den Bergen auf, er schickte sein fahles Licht über den noch kahlen Bergabhang, über den noch gefesselten Lauf des Bhaga, über das Gehöft, in Tobs Wohnung. Er widerstand diesem bösen Mond in der ersten und zweiten Nacht sieghaft: Er vollendete sein Gedicht und gab ihm die Krönung. Schon fühlte er sich gefeit gegen die Mächte, er trat, die Pfeife rauchend, an das Fenster und blickte in das blendende Weiß. Unruhig knurrend folgte ihm die Dogge auf den Fersen.

Und plötzlich waren sie wieder da, die beiden Bilder: groß, wie um Einlass bittend, Lobsang Chospel – das schwarze Haar in Strähnen auf der Stirn, die Augen voll tiefer Trauer auf ihn gerichtet, frei von Klage und Anklage – ein Mörder, gemordet von der Sonne des Südens, die Verbrechern des Schneelandes tödlich ist – und dann das Lächeln von Jorsam. Tob fand so viel

Kraft, dass er eines der alten Rollbilder vor das Fenster hängte, ein Licht entzündete, das dann die ganze Nacht auf seinem Schreibtisch brannte. Ausgestreckt auf dem Yakhaar-Teppich dämmerte er allmählich ein. Er träumte, wie er durch die weiten Flugsandstrecken am Shayok mit dem Sahib wanderte. Nur schwer kamen sie voran, der Wind peitschte ihnen die feinen Sandkörner in die Augen. Sie rollten zwei mächtige Steine, rund wie Mühlräder, vor sich her – neue Druckplatten für die Presse. Doch immer wieder sanken sie in dem weichen Sand ein, und immer wieder richteten sie sie auf und brachten sie zum Laufen – wenn auch nur ganz kurze Strecken weit. Plötzlich stürzte das eine der Räder, und ein Abgrund öffnete sich unmittelbar vor Tobs Füßen – ein rundes riesiges Loch, aus dessen Schwärze ihm zwei Gesichter todestraurig entgegenstarrten. Tob fuhr auf. Die Dogge knurrte. Das Licht brannte immer noch, doch es war heller Tag.

Tob kniete nieder: »Herr, Gott, befreie mich aus diesem Leiden.« Dann ging er an seine Tagesarbeit, in die er sich gesammelter denn je vertiefte, und als der Sahib, mit dem er in der Nacht die beiden Steine durch Sandwüsten geschoben hatte, dann wirklich in den Raum trat, gesund und heiter lächelnd – »Tob, wie gehts? Tob, vergiss nicht, dem Lhasgyab zu sagen, dass er neue Farbe anrühren muss!« –, da hatte Tob wie immer alles vergessen, was er dem Sahib über sich und die nächtliche Qual der Vollmondnächte hatte sagen wollen. Tob lächelte, er hatte sich wieder gefangen – alles ging vorüber, auch die Vollmondnächte. In diesem Frühjahr würde er sich gegen sie behaupten.

Es wurde Abend und Nacht. Tob erwartete den vollen Mond mit der Feder in der Hand, er setzte sie an zu einem neuen

Gedicht, um die »Stunde der Versuchung« gewappnet durchzustehen. Doch er war nicht konzentriert genug und schob bald Papier und Feder beiseite. Er ging zu den Seinen. Dort war Herdwärme und Licht.

Tseang Rolma empfing den Schwiegervater mit Ehrerbietung und Liebe. Tob freute sich an dem warmen Klang der Stimme Joldans, er freute sich über dessen Bibliothek und fand es seinem schönen, stolzen Sohn angemessen, dass er sich einen königlichen Namen gewählt hatte, als er den großen Schritt hinübertat – Samuel. Er beobachtete, wie Tseang Rolma – immer noch eifrige Buddhistin – einige trockene Wacholderzweige am offenen Feuer zu Ehren ihrer Gottheit verbrannte. Niemand wurde hier im Gehöft gezwungen, von seinen alten Gewohnheiten zu lassen, solange sich nicht von selbst der Wunsch nach neuen Formen und Erkenntnissen regte. Auch Joldan ließ seine Frau, die er liebte, gewähren und nötigte sie zu keiner »Absage«. Sie erwartete ein Kind, das »so heiter sein sollte wie der Vater (Joldan) und so klug wie sein Großvater (Tob)«, und darum hatte Rolma einige Federn der munteren *Schrappa* – der Rebhühner –, ein *Tsata*-Bild<sup>169</sup> und etwas Kot eines wilden Yak heimlich in sein vorbereitetes »Nestchen«<sup>170</sup> gelegt. Tob besuchte das noch leere »Nestchen« in einer dunklen Ecke des Raumes ... »Kindersegen! Um Kindersegen will ich pilgern gehen, o Heiliger!« Tob wandte sich entschlossen um und trat zu dem Tischchen, auf dem die

---

169 *Tsata-Bild*: geweihtes Bild (Amulett); Siegel aus einem Gemisch von Ton und häufig auch Menschenasche, die von Lamas stammt, worauf Reliefs von Buddhas geprägt sind

170 *Tsan-nu*: »Nestchen«; Bett für Säuglinge aus Torf o. Ä., dem verschiedene »Zauber« beigefügt werden

Tochter den dampfenden Buttermilch kredenzte; in einem Holznapf rührte sie den *Tsamba*<sup>171</sup> an, und der breite Perag und die riesigen mit Otterfell gesäumten Ohrenklappen rahmten das schöne Gesicht, das in dieser Aufmachung einem anderen so erschreckend ähnlich war.

Wie jeden Abend, wenn er bei den Kindern war, nahm Tob die hohe Fellkappe ab und kniete nieder. Laut sprach er das Gebet, dann erst wurden die Schalen gefüllt. Doch Tob rührte seine kaum an. Zur Bestürzung der Seinen kniete er, nachdem sie geendet hatten, erneut nieder. Die Kappe zwischen den Händen, betete er noch einmal – und beschloss dieses drängende Gebet mit einem unbegreiflichen: »Herr, befreie mich aus diesem Leiden!« Schweiß stand ihm dabei auf der Stirn. Ohne etwas zu sagen, verließ er den Raum, der Hund folgte ihm auf dem Fuß.

Joldan und Tseang Rolma beruhigten sich, als sie ihn später – wie er es gern tat – laut lesen hörten. Dann sahen sie, wie ein Licht aufglomm und wie der Vater, über seine Papiere gebeugt, emsig schrieb, die Dogge dicht neben ihm zu seinen Füßen. Tob schrieb kein Gedicht. Er schrieb einen langen Brief an Joldan und Rolma. (Noch einen zweiten wollte er schreiben, doch die Kraft dazu versagte ihm.)

»Wir beide, Vater und Sohn, haben die Güte der Herren des ›Menschennestes‹ *Kyelang* erfahren, wir wollten ihnen und dem Ziel ihres Lebens dienen mit den Kräften des Leibes und der Seele. Doch, Joldan, mein Sohn, einer ist nicht mehr fähig, das zu tun, die Flügel seiner Seele sind gebrochen wie die Flü-

---

171 *Tsamba*: geröstetes Mehl, meist Gerstenmehl mit Wasser oder Tee zu Brei verknetet

gel eines Adlers, verletzt von einem Geschoss ... Die Zeit ist kurz, mein Sohn. »... die weinen, sollen sein, als weinten sie nicht; die sich freuen, sollen sein, als freuten sie sich nicht; die die Welt gebrauchen, sollen sie nicht als Eigentum gebrauchen, denn die Gestalt dieser Welt vergeht.«<sup>172</sup> Halte dich an das Kreuz, mein Sohn – und du, meine Tochter, hindere ihn nicht daran und sei ihm eine bessere Frau, als Trashi Paldom dem Sodnam Stobkjes je eine war ...«

Das Licht dieses Frühjahrsmondes war stärker als jede von Butter oder Talg gespeiste Flamme. Selbstherrlich verdrängte es die Schatten des Raumes, es schien durch alle Ritzen und Spalten des kleinen Holzbalkons, auf den Tob hinaustrat. Dann ging er zurück und unterschrieb den Brief im Schein dieses Mondes mit: »Euer sündiger Vater«. Er durchblätterte seine »Passion Christi«, die, eine einzige Huldigung an den Gottessohn, ihn selbst seiner menschlichen Schwachheit überführte – ein Schächer am Kreuz. Beim Schein des Mondes setzte er über dieses Gedicht eine Aufschrift, wie etwas unverrückbar Endgültiges: »Wenn durch das, was ich zu tun gedenke, der Religion des Kreuzes ein Nachteil erwachsen sollte, so möge mein Auge und Herz für ewig verfaulen.« Etwas unsicherer schrieb er unter diese Worte seinen neuen Namen: Nikodemus.

Die Tigerstunde, die den Morgen bringt, kroch über die Gletscher. Da schulterte Sodnam seine alte Doppelflinte und verließ das Haus. *Ein Mörder, nicht mehr als ein Mörder, vielleicht einer, der Gnade findet, ganz ohne alles Verdienst.* »Du aber, verzeihe

---

172 vgl. 1. Korinther 7,30-31

mir, was ich dir antue, Sahib, Bruder.« Die große Weide hinter dem Gehöft hängte ihr Gezweig bis fast auf den Boden. Ein leichter Wind hatte sich aufgemacht und nahm die Schwere der Nacht aus ihrer Krone, er regte sacht ihr Geäst im Dämmergrau des Morgens. Sodnam trat in dieses verwobene, schweigsame Reich des Baumes ein, wie hinter einen Vorhang. Die grünen Blättergirlanden fielen hinter ihm zu, hüllten ihn ein, schlossen ihn ab von der Umwelt. Die geladene Flinte stellte er nach kurzem Besinnen entschlossen an den Stamm ... *Zu viel Aufhebens um einen »Mörder«, wenn ein Schuss in der Tigerstunde die Berge ringsum widerhallen lässt und aufweckt, was noch schläft und ruht. Sie sollen schlafen, ruhig schlafen. O endloser Schlaf, komm auf den herab, der sich selbst ausstößt aus der warmen, guten Nähe der Menschen. Schlaf, endloser: Erlösung! Unmessbare Gnade nach unmessbarer Qual. Nein! Zu laut dieses Sterben durch das Gellen eines Schusses. Leise, ganz leise aushauchen: so wie Jorsam es musste.* »Yeshu Mashika, erbarme dich meiner.«

Gegen sechs Uhr früh kam Drogmo – der jetzt Zaka hieß – in das Haupthaus gelaufen, Schrecken und Entsetzen in den gestammelten Worten: »Nikodem hat sich das Leben genommen.« Wilhelm, der diese Worte nicht zu fassen imstande war, ging selbst an die bezeichnete Stelle: Tob, in sich zusammengesunken, lag leblos am Boden, am Stamm der Weide die geladene Flinte. Um nicht selbst unheimlicher Verkettung an diesem »Unfall« bezichtigt zu werden, begab sich Wilhelm sofort zum Lhardsche. Eine kleine Zaubertrommel am Gürtel, die Handgebetsmühle schwingend, ging der Lama mit Wilhelm, meist schweigend, den Weg zurück. Seine roter Wolljacke schlug ihm um die Knöchel, und unablässig kam von seinen



Lippen das Wort aller Worte: »*Om mani padme hum – om mani padme hum.*«

Unter der Weide saß Joldan neben seinem toten Vater, schluchzend, weinend: Vater und Sohn, eine Einheit – jetzt auf unverständlich gewaltsame Weise getrennt. Joldan presste die Hände an die Schläfen, wie wenn er zu verstehen versuchte, welche Schuld er selbst sich an diesem Geschehen beizumessen habe. Da trat Wilhelm auf ihn zu und bat ihn, zu ihm ins Haus zu kommen; der Lhardsche aber verneigte sich vor dem Sohn und sagte gelassen: »Es gibt genau hundert Arten zu sterben. Das ist eine von ihnen.« Unberührt von dem Geschehen ging er zurück in sein Haus, um den Dämonen das Morgenopfer zu bringen.

Auf einer Bahre, getragen von acht Männern des Gehöfts, wurde Sodnam Stobkjes hinaus auf das Feld getragen. Nicht weit von den Gräbern zweier kleiner Europäer-Kinder fand er seine letzte Ruhestatt. Wie mit zugeschnürter Kehle sprach Wilhelm ein Gebet, während die Schaufeln Erde auf den Sarg aus Schugpa-Holz dröhnten, den Wilhelm noch im Laufe des Tages gezimmert hatte. Keine Worte sonst, keine Zeremonie – nur ein mühsam hervorgebrachtes Gebet, in der Stunde zwischen Licht und Finsternis gesprochen.

Über den Vorgang selbst wurde unter den drei »weißen Lamas« nicht viel verhandelt, unbegreiflich würde er immer sein und schwer tragbar. Wilhelm war ein Freund, ein echter Freund genommen, mit dem er diskutiert und gearbeitet, über Buddha und Christus gesprochen hatte und der ihn, ohne es selbst zu wissen, tief in das Denken der Lamas eingeführt hatte. Wilhelm konnte es nicht fassen, warum Tob ihm diese Stelle seines Lebens, diese Qual verheimlicht hatte, die ihn zum Tod führte.

In der Nacht nach Nikodems Tod schloss sich Wilhelm in seinem Arbeitszimmer ein. Er musste allein sein mit all diesem Unbegreiflichen. Unruhig hörte ihn Maria hin und her gehen. In regelmäßigen Abständen erklangen die Schritte vom Fenster zur Tür, von der Tür bis zum Fenster. Dann Stille, nichts als Stille und der große geisterhafte Mond, der wieder voll und riesengroß durch die klare Nacht und über die Schneefelder der Höhen zog. Als der Mond sich endlich anschickte, hinter den Bergen zu verschwinden, schnappte der Riegel im Schloss und Wilhelm stand unter der Tür, bleich, wie wenn er selbst alle Qual, die Sodnam zu durchleben hatte, nun am eigenen Leben erfahren hätte. Auch Maria hatte in dieser Nacht kein Auge zugetan. Sie saß mal an dem Bett der kleinen Elly, mal an dem des dreijährigen Paul. Dann wieder wartete sie am Fenster, horchend, ob sich nicht endlich das Verlies der selbst gewählten Einsamkeit Wilhelms öffnen würde, denn sie begriff sehr wohl, dass er jetzt allein sein musste, ganz allein, abgeriegelt von allen wohlgemeinten Tröstungen und Zusprüchen, allein mit seinem Gott.

Als sich die Tür endlich öffnete, war er zu ihr zurückgekehrt, als hätte er einen Weg durch Schneesturm und Eiseskälte hinter sich; dankbar, endlich wieder die Gefilde der Menschen erreicht zu haben, schloss er sie in seine Arme.

Das Passionsgedicht von Sodnam hatte auf Tseang Rolma einen so tiefen Eindruck gemacht, dass Joldan es ihr wieder und wieder vorlesen musste. Sie erklärte sich bereit, endlich Joldans Wunsch zu erfüllen, sie möge doch lesen und schreiben lernen wie die beiden anderen Ladakerinnen des Gehöfts, Sangye und Leering Balsom. Da sie nie »so klug wie eine Nonne« werden würde, wollte sie, um des Vaters willen, auch das Ihre tun zu

Ehren des Gottes am Kreuz, nicht mit Worten, aber mit Werken, wie Wolle waschen und die Spindel drehen, Yak-Butter schlagen und den Acker bestellen. Eine Martha wolle sie werden – und sie wurde es, noch in dem gleichen Jahr, das sowohl ein Jahr des Todes, aber auch ein Jahr des Lebens wurde. Joldan und Tseang Rolma bekamen ihr erstes Kind, das wohl dem fröhlichen Zaunkönig, nicht aber dem grüblerischen großen, wilden Yak ähnelte: Es war ein zierliches Mädchen, das in der Taufe den Namen Chosnied erhielt.

## »UND AUF DEN ULTHAGS WIRD GETANZT ...«

»Wer ist stärker: Yak oder Laus?«, fragte Kaldags-pa, um den sich eine Gruppe von Männern sammelte, die auf den Feldern des Gehöfts um Tagelohn gearbeitet hatten. Jeder nahm seinen Zug aus der Hukka und überlegte: Yak oder Laus! Natürlich waren alle für den Yak, aber der listige Kaldags-pa hatte immer eine knifflige Absicht, wenn er solche Fragen stellte. Watsepa, der nicht minder pfiffig war, kam auf die Lösung. »Die Laus!«, sagte er prompt. »Die Laus ist viel stärker als der Yak: Krabbelt nämlich die Laus dem Yak in die Nüstern, dann rast er davon mit wilden Sprüngen und es nützt ihm doch nichts, er rast und rast so lange, bis die Laus sich entschließt, die Nüstern zu verlassen und sich wieder an ihren alten Platz im Fell des starken Yak zurückzuziehen. Darum ist die Laus stärker als der Yak.« Alle lachten über den guten Einfall des Watse, der tatsächlich beweisen konnte, dass die kleine Laus stärker sei als ein großer Yak.

Kaldags-pa trug seinen Namen »der Kauende« zu Recht, denn immer hatte er einen Kornhalm im Mund, an dem er kaute – und gab es noch keine Kornähren, dann war es ein Grashalm, und gab es noch keinen Grashalm, dann begnügte er sich mit trockenen Gerstenkörnern, immer aber kaute er, wenn er nicht gerade die Wasserpfeife glucksen ließ oder sich einen Kore voll Buttertee geschöpft hatte, und daher fielen ihm so viele Weisheiten wie Niederträchtigkeiten ein. Seine Frage nach der Stärke von Yak und Laus war nur die Einleitung zu einem Kapitel, das die Dörfler aufhorchen ließ. Da waren doch diese Edeljungen aus

Spiti und vielen anderen Orten in Ralsum nun schon Monat um Monat im Gehöft – und: Es gefiel den Burschen! Sie wollten gar nicht zurück, und: Das gefiel den Lamas nicht! Was den »weißen Lamas« als Ruhm der Lehrenden zukomme, gehöre eigentlich den roten Lamas von Bodyul. Die meisten seien zwar faul, aber einer sei stärker als der Kyelang-Sahib; einer sei es, der ebenso gut und noch besser zu heilen verstehe als der; er sei zwar nur ein kleiner Mann, gehe dem Sahib gerade bis an die Schulter, aber an Macht reiche er weit über diesen hinaus – »und darum ist die Laus stärker als der Yak«.

Jetzt ging allen ein großes Licht auf, Spannung mehr als Schadenfreude weitete ihre Augen und Sinne, denn über den Sahib gab es nichts zu klagen, der behandelte sie gerecht und gut, niemals hatte er gefordert, dass einer von ihnen ein »Kristan« werden sollte, war immer derselbe, ob nun ein Lama, ein Muslim, ein Hindu in seiner Nähe war oder in seinen Diensten stand; er zahlte einen ordentlichen Lohn für alle Arbeit, ließ sie beten und glauben, wie sie beten und glauben wollten, ohne jedoch zu verschweigen, dass er hierhergekommen sei, um ihnen von dem unbekanntem Gott zu erzählen, der ihnen allen als ein sehr großer erschien, denn sie selbst hatten es mit angesehen, dass alle Bannflüche, die schwarze Bonpos und weiße Magier auf das Gehöft und seine Felder herabschleuderten, machtlos blieben, sie prallten ab wie Pfeile an einem eisernen Schild. Sicher: Der Gott der Weißen war stark, der Gott der braunen Bodpas war es auch, selbst wenn er sich in einem Menschen inkarnierte, klein von Gestalt, aber von großer Reichweite in seinen Amtsführungen – bis nach Lhasa reichte sein Arm, bis an den Rosenapfelbaum-Kontinent, bis in die dreizehn Himmel, die jeden Tschor-

ten krönen. Trashi Stanpel, der heimliche König von Westt Tibet, einer der angesehensten Lamas, hielt sein wachsames Auge auch auf die Werke des Kyelang-Sahib, bald würde er es spüren.

Der Name Trashi Stanpel wurde in den Klöstern kaum erwähnt, wie um die Kraft seines Namens nicht abzuschwächen oder gar zu zerstören. Die Lamas nannten ihn bei einem Geheimnamen, die Männer des Gehöfts aber nach wie vor Trashi, denn er war ihnen keine unbekannte Größe, auch mehr als ein Begriff war er ihnen. Besonders Wilhelm hatte ihn auf seinen wiederholten Reisen nach Ladak kennen- und schätzen gelernt: ein kluger, feinsinniger Mann, durch und durch gebildet und weit weniger prahlend als manche seiner Lama-Kollegen. Trashi Stanpel war in Wahrheit ein *Rinpotsche*<sup>173</sup>, ein Juwel an lamaistischer Tugend, zugleich mit bedeutenden staatsmännischen Eigenschaften begabt. So hatte er es verstanden, die Auflehnung unter den Buddhisten gegen das neue Hindu-Regime aus Kaschmir so weit einzudämmen und zu besänftigen, dass jene schon weit gefügiger geworden waren als vorher in nutzloser, unfruchtbarer Aufsässigkeit. Trashis ausgleichende Begabung dokumentierte sich – das allerdings kam erst nach und nach heraus – auch darin, dass er als ein »Heiliger« Tibets zugleich die Zugehörigkeit zu einer hinduistischen Kaste erworben hatte. Das nahm vielem den Wind aus den Segeln, was von Srinagar stürmisch herüber nach Westt Tibet wehte.

Bei allem Interesse, das Trashi ganz offen für das Werk der »Brüder des Gottes vom Kreuz« hoch oben im Gletschergar-

---

173 *Rinpotsche*: Ehrenname für einen wiedergeborenen Heiligen

ten Westtibets bekundete, war man sich dort darüber im Klaren, dass es wohl Interesse, nicht aber Anteilnahme sein konnte. Trashi war gütig; wie weit seine diplomatischen Taktiken jedoch reichten, das entzog sich der Kenntnis der Sahibs, die sich darum bemühten, das Werk zu erhalten, zu fördern, nicht aber darüber hinaus zu grübeln, was alles noch über sie hereinbrechen könnte. Vor allem Wilhelm konnte sich das nicht erlauben. Er war Tag und Nacht beschäftigt. Sodnam fehlte ihm überall. Obwohl Jordan sich für das Schulwerk ins Zeug legte wie kaum je vorher, obwohl der Schul-Mundschi beste Erfolge in Urdu-Klassen hatte, obwohl Wilhelm selbst Unterricht in Tibetisch erteilte und Prüfungen unter den Jungen abhielt, fühlte es sich doch so an, als wäre mit Tobs Tod ein Eckpfeiler eingestürzt.

Denn die beiden Kollegen waren nur noch »Kollegen auf Zeit«: Jäschkes großer Hirschlederkoffer stand schon bereit für den Tag der großen Rückreise. Rechler, der Präses, hatte sich so weit ein- und abgefunden mit den tibetischen Sprach- und Landesverhältnissen, aber das Klima! Weder seine Frau noch er konnten sich an die scharfe dünne Luft der großen Höhen gewöhnen, und als ihnen der kleine Sohn starb, stand es für sie fest, dass sie um ihre Rückberufung in die Heimat bitten würden.

Trashhi hatte das große Schachspiel zwischen sich und dem »Kyelang-Sahib« Wilhelm bereits eröffnet, noch bevor dieser eine Ahnung davon hatte. Die Auswirkungen seines ersten Zuges, bei dem ihm viele Lamas, und hie und da auch Laien, über die Schulter sahen, äußerte sich in einer plötzlich auftretenden Unzufriedenheit unter den Schülern, die bisher gelehrig, willig und eifrig alle Anordnungen des Hauses und Internates befolgt hatten.

In den Klöstern von Lhoyul aber begann es während der Wintermonate zu gären und zu kochen. Ga Puntsog, der alte Getreue, kam ins Gehöft und hielt lange, eintönige Klagen bei Wilhelm: »Das Heil aus dem Lotos besiegt deinen Gott, o Sahib, sei klug, sei vorsichtig. Sie führen Böses gegen dich und dein Haus im Schilde.« Doch Wilhelm meinte: »Sei unbesorgt, Ga Puntsog, um mich sei unbesorgt, auch um die Meinen. Wir werden leben, arbeiten und sterben, so wie Gott es uns bestimmt hat.«

Ga Puntsog schüttelte seinen Kopf. Er konnte es nicht begreifen, dass man hier in dem großen Saal das Lichterfest vorbereitete, mitten im Winter, während dort oben in den Klöstern, dort unten in den »Schlössern« Reden geführt wurden, die – wenn sie Tat würden – alle in Angst und Schrecken jagen müssten. Doch das ganze Gehöft war wie umfungen von einer freundlichen Wärme, der nichts etwas anhaben konnte. Nach wie vor kamen von nah und fern Strickerinnen, vierzig, fünfzig und mehr, denn es war unterhaltsam und einträglich; trotz der Androhungen kamen die Kranken und Elenden in die Krankenküche, denn sie wussten sonst keinen Rat; sie kamen und wollten Korn und Früchte, obwohl man ihnen gesagt hatte, sie seien verhext. Und dann erstrahlten die Lichter, und Tibeter-Augen weideten sich an kleinen europäischen Gaben: in Teig ausgestochene Vögel, einige Sauberkeits- und Nützlichkeitsrequisiten, Bücher und Lieder, ganz neu gedichtet, nur für sie.

Auch in den privaten Räumen des Gehöfts war trotz aller Bergwöhnungen Friede und Licht. Bei Jäschkes herrschte die Freude auf die Heimkehr vor, bei Rechlers das Glücksgeschenk eines zweiten Kindes und bei Wilhelm und Maria die Freude, noch vereint zu sein, vereint mit allen drei Kindern. Agnes war nun schon



ein halbes Jahr alt, Paul begann über alles und jedes nachzudenken, wobei er zu den sonderbarsten Schlüssen kam. Um Elisabeth allerdings legte sich bereits die dunkle Wolke des Abschieds – eines endgültigen Abschieds von Asien. Sie war »europareif«<sup>174</sup>, und man wollte die Gelegenheit nutzen, die sich mit der Heimreise der Jäschkes bot. Man versuchte die Schatten dieser Tatsache, so gut es ging, zu übergehen, und Elly, die noch nicht ahnte, was ihr bevorstand, war glücklich über die Schugga-Truhe, die ihr der Vater – verzagt<sup>175</sup>, verzinnt – gezimmert hatte. Voll Jubel begrüßte sie jedes Stück darin und legte hinzu, was sie sonst noch an Schätzen besaß, und deren gab es eine Menge.

500 Meter höher als das Gehöft war der Tag fast noch sommerlicher als im Tal. Von oben herab konnte man das Haus kaum noch erblicken, zugedeckt und eingehüllt von Grün und Blüten und Früchten. Wilhelm war unter die Gletscher gestiegen, um den Lauf der Wasserleitung zu kontrollieren. Am Abend würde er wieder in Tingtse sein und dort für die Nacht bleiben, denn die Heuernte war im Gange. Alles, was unten entbehrlich war, hielt sich auf der Farm auf, und unter Lachen und Singen wurde gemäht und geheut.

Auf den Bergen ringsumher herrschte Frieden. Wie Wolken zogen Herden über den grünen Grastepich; bis unter die Gletscher hinauf sah man sie weiden. Die kleinen Steinkaten<sup>176</sup> – *Tatscha* – waren wieder von Hütemännern und -frauen

---

174 d. h. alt genug, um von nun an in Deutschland im Schulinternat zu leben (wie damals unter Herrnhuter Missionarskindern üblich)

175 *Zarge* (hier): Teil einer Schachtel, eines Gehäuses o. Ä., der die senkrechten Wände bildet

176 *Kate*: Hütte, ärmliches Haus, Behelfsunterkunft

bewohnt. Sie wachten über die Herden des Dorfes. Das Leben in der Tatscha war ein freies, ungebundenes. »Und auf den Ulthags wird getanzt ...« – ein altladakischer Reigentanz, angeführt von Drogmo, dem stillen, nachdenklichen Drogmo, der im Winter, in dem er krank war, so viel über den Tod nachgedacht hatte. Jetzt war alles vergessen, er holte die Mädchen Leering Balsom und Gangsom, Ramelie, die Gartenfrau, und Pudri, die Melkerin, herbei. Er hatte sich die Kappe ins Gesicht gedrückt und lachte über die ungeschickten Bocksprünge des Knechtes Mipam. Drogmo war nicht wiederzuerkennen, er tanzte und tanzte, bis zum Schluss nur noch er und Gangsom übrig blieben.

»*Garbai Bomo!*«, sagte er, »du bist eine flotte Tänzerin.«

Gangsom, die seit Jahren nicht mehr den alten Schimpfnamen »dreckiges Schmiedsmädel« gehört hatte, hielt sofort mit Tanzen inne und stampfte mit dem Fuß auf den Boden: »Such dir, wen du willst, *o Gaga* – gnädiger Herr –, ein dreckiges Schmiedsmädel ist sich viel zu fein, um mit einem alten Mann zu tanzen!« Und sie entwand sich geschickt seinen Griffen, als er sie wieder einzufangen versuchte.

Doch Drogmo gewann erst jetzt den wahren Spaß an dem Tanz – er jagte ihr nach, sie versteckte sich, und jetzt erwachte auch in Gangsom der Spaß am Sichverstecken und Wiederfinden, am Fangen und Jagen. Da, eine Wolke! Eine dunkle Wolke, ein ganz kurzer Platz- und Gewitterregen, vor dem sich alle verkrochen. Drogmo nahm die flüchtende Gangsom fest am Arm und führte sie unter ein Steindach.

Als Wilhelm wieder von dem Yurra-Lauf herunterkam, war nichts mehr zu sehen und zu hören von einem Tanz, alles arbeitete wieder und ruhte sich dann erschöpft und zufrieden aus.

Die Berge glänzten sommerlich hell unter dem seidenblauen Himmel.



Singend zog eine Gruppe von Schnittern und Schnitterinnen<sup>177</sup> hinab ins Tal, Drogmo voran. Auf seinem Rücken hing ein Bündel der prächtigsten Feuernelken, die er im Auftrag Wilhelms an Maria abzugeben hatte. Eine rege Korrespondenz bestand in der hochsommerlichen Zeit, während der sich die beiden zwangsläufig in die Arbeitsgebiete, zwischen »oben« und »unten«, zwischen Farm und Gehöft aufteilen mussten. Sredol, der Postillion<sup>178</sup> dieser nie weniger werdenden Liebe, trug morgens um sechs einen Brief Marias aus dem Gehöft hinauf, und mittags oder abends brachte er mit der Milch von Tingtse einen von Wilhelm herab.

Drogmo lieferte den Arm voller roter Feuernelken bei Maria ab – Wilhelms Lieblingsblume! Ganz oben, unmittelbar unter dem Gletscher, wuchs sie, dort oben also war er heute gewesen: Nachricht genug, Freude genug – wenn die Feuernelken ins Haus kamen, war er selbst auch bald wieder zurück. Voll geschäftiger Fröhlichkeit bereitete sie vor, was vorzubereiten war: Außer Ellys Garderobe hatte sie das »Ehrenkleid« für Gangsom in Arbeit, ein Kleid aus reiner weißer Wolle, im Gehöft gewachsen, gesponnen, gewoben: das Taufkleid! Ein breiter roter Wollgurt sollte es umschließen. Das Kleid war heute fertig gewor-

---

177 *Schnitter*: Mäher, Erntehelfer

178 *Postillion* (hier): Briefbote

den, und Gangsom probierte es mit aller Hingabe, deren sie fähig war. Lange weiße Strümpfe, die Maria ihr gestrickt hatte, dazu rote indische Lederpantöffelchen – alles betrachtete sie mit scheuer Ehrfurcht, und es schien fast, als verkörperte sie bei dieser »Generalprobe« die Eigenschaften aller Tibeterinnen des Gehöfts: Sangye konnte nicht ernster, Tseang Rolma nicht schöner und Leering Balsom nicht lieblicher sein als jetzt Gangsom.

Seit Jahren wartete sie auf diesen Tag. Jetzt war es höchste Zeit, wenn ihre Schwester Elly es noch erleben sollte, dass sie einen Teil ihres Namens an die Schwester Gangsom abtreten und aus Gangsom eine Betty werden würde. Und da sich Gangsom in allen den vergangenen Monaten nahezu vorbildlich aufgeführt hatte, bestand auch für die drei strengen Väter des Gehöfts kein Grund mehr, dem Mädchen aus Nubra, dem »Blumengarten«, den Wunsch abzuschlagen. Wenn sie auch noch nicht vollkommen war, so war sie doch guten Willens, und wer war schon vollkommen!

Seit vier Jahren lernte sie mit Elly, und jeden Abend, bevor sie schlafen ging, kniete sie mit ihr nieder und betete. Da sie außerdem eine ordentliche Unterweisung erhalten hatte, wurde offiziell beschlossen, auch sie in die Gemeinschaft des Glaubens aufzunehmen. Ein »Sprechen« nach alter Sitte war schon einige Wochen vorangegangen, bei dem alle Mitglieder aus freien Stücken offenbarten, wenn sie durch irgendeine Leidenschaft oder Sucht gegen den Geist der Zucht und Ordnung verstoßen hatten, ohne dass es deutlich sichtbar geworden war. Als ein Seelen Spiegel sozusagen sollte dieses »Sprechen« jeden zu dem Bild hinführen, als das er gedacht und das zu verkörpern er oft nicht imstande war. Für Gangsom fand das weit öfter ausgeübte »pri-

vate Sprechen« statt, bei dem sie, bevor ihr großer Tag anbrach, mit geschlossenen Augen bekundete, es gäbe nichts, was sie zu sagen hätte.

Ihre langen, dunklen Wimpern lagen auf den braunen Wangen, und als sie die Lider wieder öffnete, waren ihre fast schwarzen Augen in die Ferne gerichtet, als sähen sie dort einen Stern aufgehen. Ihr ebenholzfarbenes langes Haar hatte sie sorgfältig glatt gebürstet, bis es sich lackglänzend an den schmalen Kopf legte, auf dessen Scheitel sehr wohl ein Lahoulisches Krönchen gut ausgesehen hätte, besser noch als ein Perag. Doch Gangsom trug – als einzige Tibeterin weit und breit – weder Krönchen noch Schlangensymbol, sondern nur ihr schwarzes volles Haar. Sie hatte sich am Tag ihres »Sprechens« einen Kranz aus gelben Rosen geflochten, um ihn am Tag darauf aufzusetzen, da sie zu dem großen Ereignis den Kopf keinesfalls unbekleidet tragen wollte. Doch der Kranz war am Morgen verwelkt, und so tröstete sie sich mit dem weichen weißen Seidenschal, den ihr Maria schenkte.

Die Kerzen flammten hell auf, die Gentianen<sup>179</sup>, Rosen- und Irisblüten leuchteten in den tiefsten Farben, als Gangsom, in weiße Seide und weiße Wolle gekleidet, allein vor dem Altar und vor dem »Vater« stand, der als ein Vertreter des Höchsten über sie den Segen sprach, den sie kniend empfing, die Stirn nach östlicher Sitte am Boden. Nun war sie untrennbar mit der Familie im engsten und weitesten Sinne verbunden und war sehr glücklich darüber, dass sie nicht mehr eine »Außenstehende« sein musste. Als ein »Pfand« trug sie ihren neuen Namen: Betty.

---

179 *Gentiane*: Enzian (Gewächs mit meist blauen Blüten, das häufig im Gebirge verbreitet ist)

Ga Puntsog war der erste Lama, der sie mit diesem Namen anredete. Er war bei der »heiligen Handlung« zugegen gewesen. Lange hatte er es nicht gewagt, sich offen und am Tag im Gehöft zu zeigen. Er war es müde, die Sticheleien seiner Ordensbrüder darüber anzuhören. Heute aber konnte er getrost kommen, denn auch andere Lamas waren in das Gehöft gekommen, um noch einmal Namgyal zu sprechen, der morgen oder übermorgen seine Pilgerreise fortsetzen wollte, nachdem er über zwei Winter lang im Gehöft gelebt hatte – und es hatte sich gut leben lassen! Er hatte um Lohn gearbeitet, bei der Presse und an den Schreibtischen der Sahibs, er hatte sich mit ihnen verstanden, da sie ihn zu nichts zwangen und ihm nichts in den Weg legten, wenn ihn die Lahouler Lamas im Winter zu ihren Trinkgelagen holten.

Zur Stunde des Sonnesinkens verließ Namgyal mit Ga Puntsog und einigen anderen Kardanger Lamas das Gehöft, um noch einmal einige Yakhörner voll Tschang gemeinsam kreisen zu lassen. Die Tschang-Krüge waren noch lange nicht leer, als man wieder auf den Stein des Anstoßes, die Schule, zu sprechen kam. Und während der Mond aufging, schworen sie, die Drei Kostbaren – Buddha, Lehre und Gemeinde – gegen alle Widersacher zu verteidigen. Ga Puntsog ging schweigend davon, als man sich über Golgatha und Potala ereiferte, als man von den Folgern des Geheimnisvollen Kreuzes der guten Bon einerseits und von den Verworrenheiten der Lehren des Gottes vom Balkenkreuz andererseits redete, der vorgab, das Dogma der Wiedergeburt mit seinem Tod zu zerstören.

Namgyal schlief in dieser warmen Juninacht, ein Buch des Ga Puntsog als Kissen unter dem Kopf, vor dessen Tür im Freien.

Und er beschloss, das Horoskop zu befragen, ob nicht doch noch ein günstigerer Reiseterrain als morgen für ihn herauszuorakeln sei, denn köstlich waren die Nächte unter dem *Drilburi* und strahlend die Tage – auch im Gehöft unter den »Sieben Buddhas«.

»Dort unten« aber wurde es lebendig. Zum zweiten Mal erhielt die Schule von Kyelang hohen Besuch. Zum zweiten Mal kam Mr. Alexander, der Inspektor sämtlicher Schulen des Julundur-Distrikts, nach Kyelang. Fast noch gründlicher prüfte er als im Vorjahr. Kein Zweifel, das neue Schulwerk in den abgelegenen Himalaya-Bereichen von Lahoul begann zu wachsen und zu blühen: Das Zentrum Kyelang hatte bereits fünf Außenschulen in entfernteren Teilen des Tales, teils im Werden, teils schon fertig aufgebaut. Es gab einen festen Stamm von Schülern, einen festen Stamm von Lehrern, geführt von einem, der es verstand, sich diese Lehrer zu halten, zu unterweisen und ihnen Bücher in die Hand zu geben, aus denen sie, die Lehrer, selbst lernten.

Mr. Alexander war mehr als zufrieden. 150 Schüler in Lahoul, die unentgeltlich etwas Brauchbares lernten, waren im Begriff, Glieder der Gesellschaft und des Staates zu werden. Lehrer, die aus dem Volk selbst herangezogen wurden und in geregelten Abständen – vierzehn Tage im Frühjahr und vierzehn Tage im Herbst – für ihr wichtiges Amt hier im Gehöft Kyelang in allgemeiner »Konferenz« geschult wurden – das war beachtlich genug. Und Mr. Alexander verließ, nachdem er Federmesser, Scheren, Schreibzeug, Bleistifte und Leibgurte reichlich unter die Jungen als Belohnung verteilt hatte, voller Befriedigung das Gehöft.

Der Sommer des gelben oder Erdtigerjahres, 1868, war gesegnet von Besuchen der Großen und Mächtigen aus dem Reich der

Königin Victoria. Wenige Wochen nach Mr. Alexanders Abreise war Mr. Forsyth, der Regierungsbeauftragte des Jullundur-Distrikts, mit Frau und Tochter und einigen Kollegen eingetroffen, und alle hatten eine Zeit lang im Gehöft gewohnt. Auch Mr. Forsyth hatte sich ganz für das Werk Wilhelms erklärt und es jederzeit zu unterstützen versprochen.

Bald nach ihm erschien mit einem Stab von Mitarbeitern Mr. Lyall, auch er im Auftrag der englischen Regierung. Etwas ganz Besonderes hatte er sich vorgenommen, ging mit seinen Leuten von Haus zu Haus, sah nach und notierte. Solche Dinge waren noch nie geschehen! Die Leute, erregt und befremdet, beobachteten neugierig, wie Lyall Zauberkreise auf ein Papier malte, und fürchteten um ihr physisches und psychisches Wohl: Mr. Lyall führte die erste Volkszählung in Lahoul durch. Die von ihr Erfassten fühlten sich halb gebrandmarkt für irgendetwas Schreckliches; und da schließlich jeder gebrandmarkt war, konnte nur das ganze Tal untergehen.

Wilhelm beruhigte alle, die ihn dazu ansprachen, und es gelang ihm bis zu einem gewissen Grad, ihnen ihre Furcht zu nehmen: In Lhasa seien seit unausdenkbaren Jahrzwölferkreisen sogar die Bäume sorgfältig registriert – so etwas Ähnliches sei jetzt mit ihnen geschehen, und schließlich seien sie als Menschen noch etwas weit Wichtigeres als Bäume. Sie beruhigten sich denn auch bald, da Mr. Lyalls Stift keine nachteiligen Folgen bewirkte, sein »Dämon Zahl« saß hinter einem sicheren Gitter. Für Lahoul ergab seine Zählung einen Zensus von insgesamt 5970 Einwohnern. Von diesen konnten 216 lesen und schreiben. Lamas gab es 110, Nonnen 96. Es gab fünf Taube, 24 Blinde, zehn Stumme, drei Aussätzig und fünf Wahnsinnige.



Namgyal hatte endlich den glücklichsten Tag für seine Heimreise herausgefunden, nachdem er die »ungünstigen« Wochen noch bei einsamen und gemeinsamen Becher- und Yakhorn-Freuden verbracht hatte. Allmählich schien es ihm doch geraten, das Gehöft zu verlassen, und auch seine Trinkbrüder, die Lamas der Klöster von Kardang und Kyelang, gaben ihm zu verstehen, es sei nicht gut, als Lama im Gehöft zu leben. Und so nahm er das Jungschaf, das man ihm geschenkt hatte, band auf dessen Rücken eine zweite Lama-Jacke und etwas Wegzehrung und setzte seine Pilgerreise fort.

Nur wenig später brach Jäschke auf, um durch das Rosentor des Gehöfts das Schneeland des »großen Zauberers mit der Schädeldkrone« für immer zu verlassen. Maria hatte mit Gangsom ein ganzes Stück weit den Palankin, in dem Elly saß, begleitet, jetzt waren sie längst an der Wegbiegung; hinter Biling hatte sie endgültig Abschied von ihrem Kind nehmen müssen. Wilhelm wanderte noch weiter neben Elly her, um ihr und sich selbst Zeit zu lassen, sich in die Härte der Stunde einzufinden. Maria hatte sich so schnell wie möglich abgewandt und war noch ganz krank von dem Augenblick dieser Trennung.

Sie ging langsamer als sonst, auch ihre Haltung war nicht ganz so gestrafft. Die Gedanken um Elisabeth, die Trennung von ihr, die noch wie ein Sterben in ihr steckte, mochten der Anlass sein. Der Tag war hell und klar, ein richtiger Herbsttag, an dem man jeden Ton weithin hallend hören konnte, und nun vernahm sie mal von hier, mal von dort den Ruf: »Auf den Ulthags wird getanzt!« Je näher sie dem Dorf kam, desto deutlicher unterschied sie die Gestalten ihrer »Strickerinnen«: Giatse, Chonsom, Buthrid – sie alle und noch andere – gingen jetzt mit

jungen und alten Männern hinauf auf die Höhe. Im Vorbeigehen grüßten sie Maria mit einem lustigen: »*Schu-schu!*«, und: »... auf den Ulthags wird getanzt!« Sie hatten es so eilig, hinaufzukommen, dass Maria keinen fragte, bis endlich Metkan, der alte Bettler, ihr den Weg verstellte. Sein gelbliches Gesicht, durchfurcht von unzähligen Runsen, hatten einen erbarmungswürdigen Ausdruck, als er sie anredete:

»O Ama: Der Leib dieses Mannes, der vor dir steht, ist wie ein hohler Tschorten, gefastet hat er ohne Maß, weil die Milde der Menschen ausgelöscht ist, gefastet und gebetet hat er, doch noch will er nicht den Leib wechseln, leben will er – wenn auch nur als ein Bettler. Leben und schmecken und das leere Gefäß seines Leibes füllen mit guten Brocken, habe Erbarmen, o Mutter, und häufe dir Verdienst an: Fülle den leeren Tschorten mit Reliquien<sup>180</sup> deiner Huld!«

Und so kam es, dass Maria zusammen mit Metkan durch die Rosenpforte zurück ins Gehöft ging. Und er erzählte ihr, die Obergopas, die Gopas und Lamas von ganz Lahoul hätten heute beschlossen, dass im Jahre der gelben Schlange dort oben auf dem höchsten Felsen – er deutete in eine ungefähr südöstliche Richtung – ein Kloster, ein ganz neues großes Kloster gebaut werden müsse: Gyepang habe es gewollt! Und aus Freude darüber werde heute den ganzen Tag getanzt. Ja, auf den Ulthags, dem großen freien Platz nicht weit vom Schaschur-Kloster, wird getanzt!

Gangsom, die dem Metkan seinen Kore voll Tee und eine Schüssel voll Reis und etwas Braten hingestellt hatte, ver-

---

180 *Reliquie* (hier): Überrest

schwand scheu, als von den Ulthags die Rede war. Als sie am Abend zur Mutter kam, um ihr gute Nacht zu sagen, waren ihre Augen rot geweint. »Weil Elly gegangen ist!« Doch das war nicht alles. Sie sagte, sie habe plötzlich Schmerzen bekommen; als sie dem Metkan das Essen habe bringen müssen, sei es ihr gewesen, wie wenn sich ihre Organe nach außen kehrten. Maria war erschrocken und verhörte sie, was sie denn alles, öffentlich oder heimlich, gegessen habe. Doch da war nichts, was sie nicht immer vertragen hätte. Maria brachte sie in ihr Zimmer, untersuchte sie und war erschüttert. So unglaublich es war: Betty wurde Mutter. Sie schien es selbst nicht einmal zu wissen, was mit ihr vor sich ging. Nur als sie von den Ulthags die schrillen Klänge hörte, die bis tief in die Nacht herunterklangen, begann sie zu klagen: »Seit ich auf den Ulthags getanzt habe, kommen mir solche Stiche ... Damals kam ein großes Gewitter, und wir haben unter dem Dach aus Stein gegessen ...«

»Wer hat unter dem Dach aus Stein gegessen?«

»Die Leering Balsom und ich, und dann lief die Leering Balsom fort, und nur der Drogmo blieb, und ich habe geglaubt, ich müsse dir alles erzählen, aber der Drogmo hat gesagt: ›Redest du nur ein Wort, dann ... dann schlage ich dir den Mund entzwei!« Gangsom hatte sich müde geweint und schlief, erleichtert von der Beichte, ein. Und Maria schloss die Tür fest hinter ihr zu.

Es wurde fast Mitternacht, bis Wilhelm kam. Er war von der Trennung von Elly und Jäschke, dem Begleiter der ersten schwierigen Jahre, noch mitgenommen. Jäschke fuhr in die Heimat! Plötzlich unterwegs war ihm das Wort »Heimat« mit einer ungeheuren Sehnsucht auf die Seele gefallen. Heimat! Keine

Bedrängung mehr, keine Anfeindung – Heimat: Friede und Stille. Auch er hatte die Klänge von den Ulthags gehört und war nun nicht wenig erstaunt, den Grund des Feierns zu hören: Gyepang braucht ein neues Kloster, der tausendäugige Tschanras-sig braucht ein neues Kloster! Maria erzählte, was Metkan ihr gesagt, und dann, was Gangsom ihr gebeichtet hatte. Einen Augenblick war Wilhelm wie vor den Kopf geschlagen: Gangsom werdende Mutter, Drogmo, der Mann der treuen Kinderfrau Sangye, der Vater. Drogmo! Mit welcher Wonne würden die Tugendpriester auf das Haus weisen, in dem ein Ehemann ein junges Mädchen verführt hatte – ein Kristan! –, der doch gelobt hatte, ein Leben in Reinheit zu führen zu Ehren des Gottes mit der Dornenkrone. Auch in Tibet war Ehebruch ein Laster, auch in Tibet wurde ein Ehebrecher zur Rechenschaft gezogen. Und Gangsom ... Betty!, der man vertraut hatte wie einem eigenen Kind.

Eine lichtlose Nacht, die Wilhelm und Maria wachend zubrachten. Die Tür zwischen den beiden Räumen stand weit offen, und Wilhelm ging unruhig von einem in den anderen, als müsste er alle Lasten auf einmal auf seine Schultern heben und forttragen. Dann und wann blieb er vor den Betten der kleinen Schläfer stehen, eines war leer. Doch der Sohn, der kleine *Palog-pa*, war noch da, und die süß schlummernde Agnes. Gegen Morgen braute Maria einen starken Tee, und jetzt erst, als der Morgenhimmel sich langsam rötete, besprachen sie mit kurzen Worten den Fall Gangsom und Drogmo.

»Nicht vergessen: Wir sind in Asien, wo Mädchen und Jungen schon als Kinder verheiratet werden ... Wir müssen Betty zur Seite stehen, nicht sie fallen lassen. Sie wird lernen aus ihrem Verschweigen und aus ihren Schmerzen. Wir haben sie als

Ziehtochter zu uns genommen und werden sie als solche weiter bei uns behalten. Wir sind im Osten und nicht im Westen, wir müssen uns um ihre Zukunft als junge Frau sorgen – eine Frau, die trotz allem noch mehr Kind ist als Mutter, eine vierzehnjährige Mutter. Und: Wer unter den Christen in aller Welt könnte sagen: Ich bin ohne Fehl? Wer wagt es, den ersten Stein zu erheben? Was haben wir versäumt?»

Drogmo aber leugnete! Aus Angst, er würde gehen müssen – aus Scham vor den Sahibs – aus Angst und Scham vor Sangye, die noch keine Kinder hatte. Als man ihm vorhielt: »Dass du leugnest, ist nicht nur feige, es ist gegen dein Grundversprechen, man steht zu seinen Sachen!«, war Drogmo zerknirscht, gestand und versprach, der Schwachheit nicht mehr nachzugeben.

Zu Beginn des Jahres der gelben Schlange bekam Gangsom einen Sohn. Mit dem Kommen des Tages hatten die Wehen eingesetzt. Die Geburt erfolgte bei Aufgang der Sonne. Wilhelm akkouchierte und Maria assistierte. Ein zierliches, braunhäutiges kleines Menschenwesen mit einem schwarzen Haarschopf tat seinen ersten Schrei: Der erste tibetische Junge hielt seinen Einzug im Gehöft. Die kindliche Gangsom war ebenso erschreckt wie erschöpft. Sie hörte und achtete kaum auf das, was Wilhelm verordnete und Maria für sie tat. Als man ihr sagte, dass ihr Kind nicht habe leben können, war sie weder traurig noch verzweifelt, aber auch nicht etwa froh, von einer unwillkommenen Bürde befreit zu sein; sie nahm es, wie es kam, denn das Ganze war über sie hereingebrochen wie das Unwetter damals auf den Ulthags.

# DER SCHATTENLOSE BERYLL

Tief in der Einsamkeit des Sanskar-Gebirges mit seinen jähren Felsabstürzen, die vom hellen Ocker bis zum satten Schwarzbraun hinüberspielten, thronte auf einem Felsblock, der steil zum Fluss abfiel, das Kloster Bardan. Das war der Ort, an dem Trashi Stanpel sich mit Vorliebe aufhielt. Von hier aus über-schaute er seinen Machtbereich; hier empfing er die besten Anregungen für das große Spiel in seinen Händen. Ruf und Ruhm Trashis waren ins Legendenhafte gewachsen, seit Wilhelm ihn, noch als *Gelong*<sup>181</sup>, kennengelernt hatte. Die Milde des Buddhismus vereinte er von Jahr zu Jahr mehr mit diplomatischer Glattheit, und es konnte geschehen, dass hinter der Liebenswürdigkeit auf Augenblicke ein wilder Fanatismus aufleuchtete, dem Heil aus dem Lotos zu dienen. Aus Gesprächen mit den »weißen Lamas« erkannte Trashi sehr bald, dass man dieser neuen Lehre anders entgegentreten müsse als allen übrigen östlichen Lehren, denn ihr wohnte eine Kraft und Macht inne, die weit über die des Hinduismus und des Mohammedanismus hinausging. Ihre Kraft war so stark, dass er seine Priester der Vollkommenheit anwies, sie als Zweigreligion Buddhas zu erklären und somit zu entkräften. Jedes Sich-allein-Behaupten war dem »Heil aus dem Lotos« abträglich, und dem musste mit aller Macht entgegengearbeitet werden.

---

181 *Gelong*: Lama nach absolviertem Examen

Trashi war nicht zugegen, als Wilhelm Bardan, wie schon so oft, auf seinen Sanskar-Reisen besuchte. Aber ein anderer, Tsewang Norbu, »Lebenskraft-Edelstein« oder »der schattenlose Beryll« genannt, saß in der unzerstörbaren Stellung auf vierfach erhöhtem gelbem Seidenkissen. Ein Gelong klatschte dreimal in die Hände und befahl die »Übung der vier Tageszeiten«. Junge Novizen, heranwachsende Schüler der mächtigen Zauber- und Heilslehre, umstanden, auf jeden Wink achtend, den Thronsessel, der mit einem Leopardenfell bedeckt war.

Tsewang Norbu rührte sich nicht. Ein Widerschein des Sonnenlichtes brach sich in den beiden Metallscheiben auf dem kleinen Tisch vor dem Thron, und die Geisterspiegel sprühten Lichtfacetten in den Raum, sie blitzten auf in der Kupferkanne mit dem safranfarbenen Weihwasser, das darauf wartete, von seiner Hand versprengt zu werden. Lichtfunken zitterten über Donnerkeil und Zauberlocke hinweg, sie ruhten auf dem Opfer des Weltkreises, dem Mandala, sie durchdrangen die mit einer Menschenhaut bespannte Doppeltrommel *Damaru*, ohne dass sie in Bewegung gesetzt wurde. Doch sanft tönten die Zimbeln der Novizen, leise geschlagen zur Verehrung aller Buddhas; dumpf, wie aus weiter Ferne, rollte das große Rolmo<sup>182</sup>, kräftig geschlagen zur Besänftigung der niederen Gottheiten; laut dröhnte der Schall der Muscheltrumpete über das schwarze Flusstal hin, um die Unsichtbaren aus der Steineinöde herbeizurufen, bis schließlich die mächtigen Posaunen einfielen und im bebenden Klang die Felsen widerhallen ließen.

---

182 *Rolmo*: »Klang der Musik«; tibetische Zimbel, Becken

Tsewang Norbu rührte sich nicht. Goldrot blitzten drei Augen auf dem kupfernen Schalltrichter der Knochentrompete in den Händen des Bläasers. Weit hinaus in die schwarzen Felsenstürze drang ihr magischer Klang. Die bronzenen Drachengefäße, aus denen in dichten Wolken Weihrauch aufstieg, schimmerten matt, das Licht schwebte in ihnen und in dem Rauch, der in dichten Schwaden betäubend aufstieg.

Tsewang Norbu rührte sich nicht. Erst als die Lichtreflexe erloschen und jeder Klang verstummt war, erwachte er aus tiefer Versenkung, und während Bittgebete aus den Büchern des Zauberkreises verlesen wurden, nahm er langsam aus der vor ihm stehenden Opferschale mit Reis ein Korn ums andere und schleuderte es mit spitzen Fingern in die Leere, um die unruhig gewordenen Geister zu besänftigen.

Tsewang Norbu: klein, hager, ja, zierlich – ein sozusagen entmaterialisierter Körper unter einem schweren roten Abtsgewand. Obwohl er noch als jung anzusprechen war, trug doch sein Gesicht den Ausdruck vollkommener Zeitlosigkeit. Pechschwarze Augen, ein wenig stechend, blickten unter den schmalen Lidern hervor, die sich zu unerwarteter Größe weiten konnten, sobald ein Gesprächsstoff berührt wurde, der ihm widerstrebte. Das war wie ein »Aufwachen«, aber so plötzlich es kam, verschwand es auch wieder, während sein beweglicher Geist das Gespräch auf Gebiete lenkte, die weniger verhänglich waren. O nein – nichts an asiatischer Höflichkeit hatte der Abt des neuen Klosters in Lahoul bei dieser ersten Begegnung mit Wilhelm versäumt, er wahrte das Gesicht, keine Gemütsregung verrieten die strengen Züge. »Ich werde kommen!«, sagte er. »Bestimmt werde ich nach Garza kommen, noch bevor das Eis alle Wasser erstarren lässt!«



Der Bau des neuen Klosters in Lahoul zu Ehren Tsewang Norbus war aus ganz alltäglichen Gründen ins Stocken geraten. Da waren die Lawinen und Verwitterungen vom Winter, da war die halbsbrecherische Lage des durch Lama-Astrologen bestimmten Bauplatzes, doch hinderlicher als das alles war für die Leute von Lhoyul die Last der eigenen Tage: Es musste das eingesunkene Dach des Hauses repariert werden, der Acker war zu bestellen, man musste arbeiten und beten, damit der Körper und die Geister zufrieden waren. Doch da geschah etwas, das mit einem Mal alle Trägheit beiseiteräumte.

Ein seltenes Wild zeigte sich im Tal. Norpel sah es zuerst. Da stand es plötzlich vor ihm, wie eine Erscheinung. Mit großen Augen blickte es ihn an. Norpel war darüber sehr erschrocken, doch als er sich aufrichtete, es näher zu betrachten, war es verschwunden, keine Spur, kein Laut, nichts. Das ganze Dorf war erregt über diese Begebenheit, besonders aber den Jägern von ganz Lahoul ließ sie keine Ruhe. Und so beschlossen sie, in einer der nächsten Nächte heimlich aufzubrechen.

Norpel führte sicher. Seine Augen hatten am Tag vorher die Höhen abgesucht, und wo andere nichts entdecken konnten als glänzende Schneefelder und blaugrün schimmernde Gletscher, hatte er einen langsam sich fortbewegenden Punkt gesichtet, einen Punkt, der kurz darauf in einer sonnigen Mulde verschwand. Doch das silbrige Licht des Mondes hatte alles verändert. Eine ganze Nacht und einen ganzen Tag lagen sie auf der Lauer, umschlichen, durchsuchten das Gelände. Aber das Tier blieb verschwunden. Die meisten begannen schon ihren Unmut offen auszulassen.

Da zeigte sich in einer Seitenschlucht auf einem Felsen nichts als ein langes, gewundenes Hörnerpaar. Niemand hatte es gese-

hen außer Norpel. Der behielt sein Geheimnis für sich, und als die anderen sich noch einmal misstrauisch für eine Nacht auf ihrem Lager aus Pelzanhängen einrichteten, schlich er sich davon. Er stieg über Felsenstürze und Bergrippen hinweg, mit traumwandlerischer Sicherheit kletterte er über zerklüftete Felsentrümmer. Monddurchlichtete Wolken jagten über den Himmel, und Norpel stieg höher und höher, die Augen wie von innerer Glut erhellt: Er besaß das »beste Auge des Tales«. Diese Nacht sollte es beweisen.

Plötzlich hielt er inne. Das Auge, das über eine Bodenwelle lugte, glänzte auf vor wilder Freude. Auf dem weiten, sich leicht wellenden Grund stand das Wild, versunken wie in einen Traum; dann scharrte es mit den Hufen im lichten Schnee, bevor es sich in gleitendem Gang zu einer der Grasnarben fortbewegte, das starke, leicht nach hinten gebogene Gehörn würdevoll auf dem Haupt tragend. Umflossen vom Licht des Mondes, umgeben vom Frieden der Höhen, begann es zu äsen. Da krachte ein Schuss. Das Tier stürzte, überschlug sich im Fallen und blieb reglos auf der rauen Schneekruste liegen.

Hoch aufgereckt stürmte Norpel aus seinem Hinterhalt; eine Decke, die er im Gurt mitführte, wie eine Fahne schwenkend, stieß er ein unsinniges Triumphgelächter aus, ein weit hin hallendes »*Alalah! A-hee! A-hee!*«, sodass weiter unten die Schläfer entsetzt in die Höhe fuhren, als hätten sie den Ruf der Dschung-pu-Dämonen<sup>183</sup> vernommen. Jetzt erst merkten sie, dass Norpel fehlte, und sie begriffen, dass er seine unbän-

---

183 *Dschung-pu*: Bergdämonen

dige Freude über das Gelingen einer Tat in die Nacht schrie, die eigentlich sie, die Edelmänner, hätten vollbringen sollen. Als sie zum Felsen hinaufblickten, ließen sie ihre Rachedgedanken fahren; Norpel würde Mühe genug haben, ins Lager zurückzukehren. Der wartete auf dem Plateau, bis die Sonne aufging. Der Tag seines Triumphes war gekommen. Er umhüllte die Beute mit seiner Decke, schulterte sie, so gut es ging, und stieg vorsichtig und jeden Vorteil wahrnehmend hinab ins Tal zu den anderen.

Die Wut über Norpels Heimlichkeit war verrauscht, und alle umstanden das Tier. Die Vorderläufe wie zu einem leichten Sprung gebeugt, die Hinterläufe wie nachsetzend gestreckt, die Linie des schlanken Körpers – bei den Drei Kostbaren, ein edles Wild, ein einzigartiges Wild! Sie verhüllten den Kopf mit den anklagenden Augen, und plötzlich überkam sie alle eine Furcht: Was, wenn das Tier der Sitz eines *Lha*<sup>184</sup> gewesen wäre, die Inkarnation eines Heiligen? Jetzt waren alle froh, die sich schlafen gelegt hatten. Der Beutezug glich eher einem Trauerzug, als sie endlich im Tal eintrafen, und die meisten sattelten schnell ihre Pferde, die sie bei den Chands gelassen hatten, und ritten zurück in ihr Dorf. Niemand hatte etwas dagegen, dass man das Tier in das Gehöft brachte – im Gegenteil! Ein guter Gedanke, sich seiner zu entledigen.

Wenige Tage danach starb ein junger Mann an den schwarzen Pocken. Hier starb ein Kind, dort eines, dessen Eltern sich gefürchtet hatten, es zur Impfung in das Gehöft zu bringen. Zu einer Epidemie kam es nicht, dagegen war genug Vorsorge

---

184 *Lha*: Gott

getroffen, doch der Tod des jungen Mannes und der Kinder brachte den Erweis: Das seltene Wild war der Sitz eines Lha, eines Gottes, der sich nun an dem ganzen Tal rächen würde. Es musste etwas geschehen, um ihn zu versöhnen! Und jetzt erinnerte man sich an den vernachlässigten Bau des neuen Klosters. Ein Ehrensitz des seit Jahren im Himalaya herumziehenden Heiligen aus Innertibet, ein Haus für den Rinpotsche; wenn er wollte – eine Wohnung für immer. Tsewang Norbu, »Edelstein-Lebenskraft«, sollte über sie herrschen voll Tugend, er, der »schattenlose Beryll«!

Kurz vor der Sommersonnenwende war dann der Bau des *Gompa*<sup>185</sup> fertig, alles strömte herauf zum großen Festgelage. *Kontschog sum*<sup>186</sup>: Gesegnet sei das Kloster – gesegnet der erhabene Herr, der noch vor Wintersbeginn hier Einzug halten wird – Anbetung und Verehrung den Drei Kostbaren! Und sie leerten die vollen Tschang-Becher zu Ehren Buddhas, der Lehre und der Gemeinde und zur Freude der eigenen Kehle. Die Mauern des noch nicht geweihten Klosters dröhnten seit Tagen und Nächten von Paukenschlag und Beckenklang.

Tara und Dewi Chand hatten Wilhelm voll Stolz aufgefordert, den Bau vor der endgültigen Einweihung zu besuchen. So stieg er hinauf zu den Feiernden. Ihn umbrandete ein Tosen, ein Drängen der Menge, und zwischen dem Gellen der Instrumente das Aufschreien der Betrunkenen am hellen Tag. Je mehr sich die Sonne den Felsenzacken im Westen näherte, desto wilder die Musik, desto hemmungsloser das Toben. Lange Zeit saß

---

185 *Gompa*: Kloster

186 *Kontschog sum*: »bei den Drei Kostbaren«

Wilhelm auf dem steinernen Sockel eines Treppenabsatzes des späteren *Dhukang*<sup>187</sup>. Als die Sonne gesunken war, verließ er dieses seltsame Klosterfest und stieg über Klumpen von Menschen hinweg ins Freie. Noch aus der Ferne drang die schrille Musik zu ihm. Doch im Tal war es still.

Am nächsten Tag hielten im Gehöft Rechler und Wilhelm eine amtliche »Konferenz« ab, die eher ein Zwiegespräch war. An dem Tisch, an dem schon so viel voll Temperament und Leidenschaft ausgehandelt worden war – oft drei gegen drei –, entspann sich ein sehr ruhiges, aber entscheidendes Gespräch über die Weiterführung der Station. Gemessen an anderen Übersee-Provinzen der *Unitas fratrum* sei das, was hier in mehr als zwölf Jahren geleistet worden war, ein Nichts – die ungeheuren Mühen natürlich musste man gelten lassen, aber, gab Rechler zu bedenken, würde ein weiterer Aufwand an Kraft sich lohnen? Aufwand an Kraft und an Mitteln? Sollte man nicht daran denken, über kurz oder lang den undankbaren Boden zu räumen und die Kräfte anderswo einzusetzen?

Dagegen entwickelte Wilhelm seinen neuesten Plan: Gerade jetzt, wo alles gegen das Gehöft arbeite, müsse man beweisen, dass man gewillt sei, hier unter allen Umständen durchzuhalten, darum schlage er vor, eine neue Gletscherwasserleitung zu bauen. Die schwierige Zong-Yurra würde den Berghang in eine Oase verwandeln. Sie wäre ein neuer Beweis gegen die hartnäckige Lehre vom Wettermachen der Zauberer, ein Beweis auch, dass ein Höherer mit dem Werk sei. Dann legte Wilhelm Rechler

---

187 *Dhukang*: Versammlungshalle

seinen bereits bis ins Detail ausgearbeiteten Plan der neuen Wasserleitung vor. »Vierzehn Kilometer Holzröhren mindestens«, meinte er, als wäre das eine Kleinigkeit. »Das Holz ist da, der Bestand der Wälder ist gut aufgeforstet, die Arbeiter sind da, wir sind da ...«

»Wir?« Der Präses fuhr sich mit der flachen Hand über die müde, sorgenvolle Stirn: »Eines ist klar: Ich werde die Behörde bitten, sofern sie ihre Zustimmung zu diesem Projekt gibt, dass ich es nicht durchführen muss, ich werde darum bitten, dass ich diese Wasserleitung nicht zu bauen habe – ich nicht!«

Für Wilhelm stand es fest, dass die Zong-Yurra genehmigt und gebaut werden würde, denn abgesehen von einigen Krisen gedieh alles: Gerade waren die tibetischen und Urdu-Lehrer der fünf Außenschulen von der Herbstkonferenz in Kyelang zurück in ihre Dorfschaften gegangen. Sie hatten gearbeitet, trotz der Anfeindungen. Die Regierung hatte nicht nur großes Interesse an diesem Werk geäußert, sondern auch beachtliche Mittel zur Hebung des Niveaus der Schule in Aussicht gestellt. Aber auch ganz auf sich gestellt könne man trotz Feindschaft manches erreichen, wenn man den festen Willen spüren lasse, durchzuhalten.

Das Leben schien einen Augenblick lang vor Feierlichkeit stillzustehen, als der »schattenlose Beryll« seinen Einzug in Lahoul hielt. Weit früher, als das Eis Ralsum in Einsamkeit bannte, bestieg er den Thronsessel im neuen Kloster Trashis-shug-ling. Für wie lange? Niemand konnte es wissen. Ein Hang zu verstärkter Religiosität aber erwachte – auch in den laschesten Buddhisten.

# GA PUNTSOG

Nur eine kurze Runde machte in jener Nacht der Mond. Er schob seinen fahlen Schein über die weiße Erde, er durchleuchtete die Schneekristalle wie bläulich schimmernden Phosphor. Die Erde, wie eine umschattete Grotte, war gehüllt in mattes Licht. Die Lamas von Kardang saßen auf dem breiten, flachen Terrassendach eines großen Hauses und tranken aus dickbauchigen Tonkrügen in dieser zwielichtigen Stunde Tschang, immer mehr Tschang. Alle waren sie zugegen, bis auf einen: Ga Puntsog. Der saß in seinem kleinen Steinhaus, nicht weit davon, bei dem spärlichen Licht buttergespeister Flämmchen vor dem Bild des *Mitrugpa* und des *Dorje Chang*<sup>188</sup>.

Die Linke unter dem Ellenbogen der Rechten, diese das Kinn stützend, verharrte er in der Stellung der Meditation, noch lange nachdem er sein Abendopfer dargebracht hatte. Das Licht flackerte unruhig im Wind, der durch die Spalten des dürftigen Hauses fuhr. Ga Puntsog merkte nicht, wie sich plötzlich der Schatten eines hohen Hutes hereinschob, bis er selbst unsanft auf die Schultern geklopft wurde. Allmählich erwachte er aus seiner Entrückung und folgte, noch benommen, der lauten Aufforderung des Lama-Kollegen, zu den anderen hinaus auf das Dach zu kommen. Ga Puntsog empfand das Erwachen aus der Meditation wie einen physischen Schmerz. Dann aber trank auch er von dem angebotenen Tschang wie so oft schon, allmählich mundete er ihm sogar, und er wurde froher und umgänglicher. Unversehens

---

188 *Mitrugpa* u. *Dorje Chang*: Hauptheilige des Drugpa-Ordens, einer Schulrichtung des tibetischen Buddhismus

entstand eine kleine Bewegung auf dem Dach, auf dem die angelegten Lamas im Mondlicht wie dunkle Schatten umhergingen, Donnerkeil und Zauberglocke immer griffbereit wie Zepter oder Schwert. Der Mond beendete seine kurze Runde und verschwand hinter den Eiszacken der Berge im Dunkel.

Da fühlte Ga Puntsog sich plötzlich rau emporgehoben, wie eiserne Zangen legten sich ihm Hände um den Hals – ein Schrei des Entsetzens, ein dumpfer Schlag, das Fallen eines Menschenkörpers von dem hohen Dach des Hauses auf hart gefrorene Erde. Ein Zischeln, Laufen und Hasten, ein erneuter Schlag, ein Dröhnen, doch kurz nur: das Aufschlagen – wie von Schädeltrommeln – gegen harten Stein. Dann Stille. Ein Huschen und Gleiten über Eis und Schnee und froststarre Erde hinweg ... Später schienen die Sterne aus klarem wolkenlosem Himmel herab: Ga Puntsog war gezwungen worden, den Leib zu wechseln ...

Die Frauen, die am Morgen hinab ins Gehöft gehen wollten, zehn oder zwölf an der Zahl, um wie an jedem dieser langen Wintertage mit den übrigen Frauen des Tales Strümpfe und Handschuhe zu stricken und sich damit eine Kleinigkeit zu verdienen, sahen die offene Tür des leeren Hauses, sahen entsetzt eine schlecht verschmierte Blutlache und den brennenden Holzstoß, darauf die Leiche des alten ladakischen Mönches. Der *Umdse*<sup>189</sup> mit seinem spitzen Hut vertrieb sie mit den Worten: »Der Heilige ist heute Nacht im Rausch vom Dach seines Hauses gestürzt. Er war nicht mehr jung genug, um einen so kleinen Sturz lebend zu überstehen.« Doch die Frauen durchschau-

---

189 *Umdse*: Zuchtmeister eines Klosters



ten mehr, als der Zuchtmeister ahnte. Sie gingen zurück in ihre kalten, dunklen Hütten. Der Ermordete hatte sie gezwungen, umzukehren, denn: Wo einer eines gewaltsamen Todes stirbt, darf niemand das Dorf verlassen.

Die ganze im großen Saal versammelte Strickschule Marias war verstört, als keine der zwölf Frauen aus Kardang kam, obwohl das schönste Wetter war. Alle im Gehöft ahnten, dass etwas geschehen sein musste. Und Wilhelm machte sich sofort auf den Weg. Zusammen mit Lhasgyab ging er offenen Auges durch das Dorf bis hin zu der kleinen Steinkate von Ga Puntsog.

Es war anzunehmen, dass – aus rituellen Gründen – weder Kardanger Lamas noch Laien das Haus des Toten jetzt besuchen würden. Und so trat Wilhelm, der keinem begegnen wollte, in den Raum ein, in dem er oft mit Ga Puntsog zusammen gewesen war. Noch flackerte eines der drei buttermilchgespeisten Flämmchen vor dem Bild des *Dorje Chang*. Neben lamaistischen Papierrollen lagen dort auch einige der Schriften aus der Kyelanger Presse, deren Erscheinen Ga Puntsog von Anfang an miterlebt und durchlebt hatte.

Dass er diese Schriften las und bei sich führte, hatte ihm vonseiten der Ordensbrüder viel Feindschaft eingetragen. So war es erst vor wenigen Tagen zu einer Unterhaltung gekommen – Ga Puntsog hatte Wilhelm noch ausführlich davon berichtet –, bei der ihn die anderen hart verklagten: »Hat er etwa auch fünfhundert Geburten aufzuweisen – dieser Yeshu Mashika – wie Gautama<sup>190</sup>?«

---

190 *Siddhartha Gautama* (563 – 483 v. Chr.): Begründer des Buddhismus, bekannt als *Buddha*

»Aber doch war er ein vor anderen Menschen Ausgezeichneter!«, hatte Ga Puntsog ruhig entgegnet. »Er war gütig wie ein Bodhisat<sup>191</sup>, denn er litt mit der leidenden Menschheit, obwohl er ein Gott war!«

Diesen leise geäußerten Worten folgte eine bedrohliche Stille, dann brach der Sturm los. »Gelästert ist die heilige Lehre! Du kennst die fünf maßlosen Sünden, deren schwerste hast du begangen!« Der Älteste klatschte in die Hände, um die Novizen herbeizurufen, die mit ihm und einigen anderen niederfielen, um die »Drei Kostbaren« zu preisen.

Als man Ga Puntsog darauf von Neuem angriff, erwiderte er einem, der sich zum Sprecher für alle aufwarf: »Weißt du sicher, dass die Religion Christi nicht die richtige ist? Vielleicht ist sie es wirklich!?!«

Diese Äußerung brachte die gesamte Lamaschaft so sehr in Zorn, dass sie ihm drohten und ihn bedrängten, bevor sie sich von ihm entfernten. Und einer von ihnen, der Umdse, rief ihm zu: »Das werden wir dir gedenken!«

Und sie hatten es ihm gedacht.

Auf Wilhelms Knien lag die aufgeschlagene Stelle eines der Kyelanger Bücher – kopiert von Ga Puntsog. Glimmergold und seidenartiges Rot hatte Ga Puntsog darübergestreut. Kaum konnte er die tibetischen Lettern entziffern, sie tanzten vor ihm im ungewissen Licht des verlöschenden Dochtes. »... und der Tod ... wird nicht mehr sein ... noch Trauer noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein ... denn das Erste ist vergangen.«<sup>192</sup>

---

191 *Bodhisat*: Bodhisattwa

192 Offenbarung 21,4

# DSCHINGSMED – DIE BRÜDER OHNEFURCHT

Als Dewi Chand in diesem Frühjahr aus seinem Winterquartier in Kulu zurückkam, zeigte es sich, dass er einen neuen Kurs eingeschlagen hatte. Heimlich ließ er austreuen: Alle, die sich mit Europäern einlassen oder eingelassen haben, werden das in nicht ferner Zukunft schwer zu bereuen haben. Ganz unverblümt aber hieß es: Wer mit den Tibeter-Christen des Gehöfts isst und in ihren Wohnungen gesehen wird, hat Gift zu befürchten!

Wilhelm bekümmerte sich darum nicht weiter. Sein erster Gang im Frühjahr führte ihn nach Kogsar, wo er zwei weitere Außenschulen einzurichten plante; und als die Schulangelegenheiten geregelt und die Feldbestellung fertig war, ging er nach Ladak, um sich selbst zu überzeugen, welche Schritte man wagen könne im Hinblick auf den alten Ladak-Plan, der noch keineswegs fallen gelassen worden war.

Bei seiner Rückkehr gingen – ganz ungewohnt für Lahoul – wolkenbruchähnliche Regengüsse nieder, die Felder wegschwemmten, Straßen verschütteten, Brücken wegrissen – als wären sie ein Nichts. Die Ernte, noch nicht reif, war mit Steinen, Sand und unfruchtbarer Erde fußhoch bedeckt. »Eine Reihe von Jahren wird vergehen, bis das alles wieder kulturfähig ist!«, sagte Wilhelm und ritt hinauf nach Tingtse, wo eine Schlamm-lawine den oberen Lauf der Machu-Yurra zerstört hatte.

Und Tsang Sodnam brachte heiß ersehnte Post aus Deutschland. Eine ganz neue, junge Runde hatte sich um den grünen Tisch in der Heimat zusammengefunden und beschlossen, dass

die Rechlers endgültig nach Hause zurückkehren sollten, dass der Bau der neuen Zong-Yurra genehmigt wurde, da besondere Dotationen<sup>193</sup> für Kyelang eingegangen seien, dass man das Urlaubsgesuch Heydes jedoch ablehnen müsse, da noch zu wenig sichtbare Erfolge zu verzeichnen seien, überdies sei die Reise zu teuer.

Wilhelm saß an seinem Arbeitstisch. Hinter den Schläfen, die nun schon völlig ergraut waren, pochte es vor Unruhe. Er versuchte mit diesem Bescheid fertigzuwerden, vor allem auch mit der Form, in der er erteilt wurde, doch wollte es ihm nicht gelingen. Immer wieder las er die Worte: »... noch zu wenig Erfolge«, und: »... viel zu teuer!« Ja, er hatte den Wunsch gehabt, seinen »*Palog-pa*« Paul selbst nach Europa zu bringen, nach achtzehn Jahren die Heimat wiederzusehen – und Elly! Noch nie hatte er für sich um etwas gebeten, aber nie mehr würde er auch um etwas bitten. Das stand fest. Er hörte, wie Maria im Nebenraum mit den Kindern sprach. Da plötzlich spürte er sie neben sich, sie legte ihre Hand auf seine Schulter, und Wilhelm schob das Papier beiseite. Seine Worte klangen entschlossen: »In Asien werde ich leben und sterben, mit Europa bin ich fertig!«

Doch wie eine Tröstung war ihre nahe Gegenwart: Sie waren zu zweit. Zu zweit traf sie der Schlag, und zu zweit würde man wohl stark genug sein, ihn zu verwinden, ohne selbst bitter zu werden. Nur noch Paul durfte und musste an die Heimat jenseits des Ozeans denken, und der wollte nicht.

Es war fast nicht zu begreifen, welche Bedeutung besonders in den Zeiten der Bedrängnis den Kindern zukam. Hier in der

---

193 *Dotation*: Schenkung

Einsamkeit waren sie geradezu eine Instanz des Daseins, die dem Leben der Erwachsenen neue Zuversicht und Kraft zuleitete. Ihre Unschuld und ihr Vertrauen strahlte nach außen und erfreute. Sogar die Tibeter spürten etwas davon: Ging eines in die Ferne oder in den Tod, so trauerte der ganze Ort. Vier Kinder wohnten noch im Gehöft und erfüllten es mit Leben: Paul, Agnes, Hermann und die kleine, wenige Monate alte Anna Rechler. Als die Abende wieder länger wurden, erzählte Maria den Kindern von dem strahlenden Weihnachtsstern, und da fragte die kleine Agnes: »Warum scheinen denn die Sterne nur nachts?« Das war ihre letzte Frage. Danach trat plötzlich die alte Höhenkrankheit auf, ein Halsleiden, gegen das bisher nichts auszurichten war. Agnes starb, und kurz darauf auch Anna. Beide Kindergräber umstand eine große Menge aus Ober- und Unterkyelang in Pelze und Wolle gehüllt – alle Androhungen missachtend. Schweigend umstanden sie mit ihren Kappen und Krönchen die kleinen Gräfte, und es gab Männer und Frauen, die um die Kinder weinten. Mit jedem Tod, mit jedem Abschied verlosch den Eltern ein Licht.

Seit Agnes, das schwesterliche »Zwischenglied«, fehlte, hatten sich Paul und Hermann noch enger aneinander angeschlossen: Nie war einer mehr ohne den anderen zu sehen. Gang und Haltung, Bewegung und Geste, Lachen und Reden und Weinen – nur in Nuancen unterschieden sie sich voneinander und ließen wohl das größere Ebenbild – Wilhelm – noch einmal über die Erde gehen. *Dschigsméd* – »Ohnefurcht« – hatten die Ladaker die beiden Brüder genannt, da sie allen Wesen, sei es Mensch oder Tier, mit jener Furchtlosigkeit begegneten wie ihr Vater, der Sahib. Die beiden »Ohnefurcht« kannten nur eine Angst: voneinander

getrennt zu werden. Geschah das hin und wieder doch, dann verfielen sie in ein lang anhaltendes, trübsinniges Schweigen.

»Wir müssen das Sich-Trennen besser mit ihnen üben!«, sagte eines Abends, als die Kinder schon schliefen, Maria zu Wilhelm. Sie sagte das so sachlich, als handelte es sich darum, den Kindern beizubringen, wie sie besser über eine Mauer springen oder schneller lernen könnten, das Einmaleins zu beherrschen.

Wilhelm billigte Marias Vorschlag schweigend; später sagte er einsilbig: »Ich werde ihn« – gemeint war Paul – »morgen mit nach Dozam nehmen.«

Dann traten sie vor die Betten der beiden, die ihnen von ihren fünf Kindern hier noch geblieben waren.

»Das ist das Schwerste«, sagte Maria, »sie gehen lassen müssen!«

Am nächsten Morgen setzte Wilhelm Paul vor sich auf den Schimmel und ritt mit ihm nach Dozam.

Dozam, der Wollmarkt. Kein Haus weit und breit, nur eine große Grasebene unweit des Baralacha, an dem sich den Sommer über immer indische Kaufleute einfanden, um gegen Getreide Salz und Wolle zu erhandeln. Heute war es hier lebendig wie nur im Herbst. Eine besonders große Herde war aus den westlichen Teilen des abgeschlossenen Ostreiches zusammen mit den Herden der Rupshu-Nomaden eingetroffen. Es fing ein Handeln an, bei dem sich wieder einmal herausstellte, dass nur Tara und Dewi Chand in Lahoul etwas zu sagen hatten. Niemand konnte ohne ihre Zustimmung Preise machen und Wolle oder Salz für bares Geld kaufen oder tauschen.

Wilhelm setzte sich zu den Herren und Hirten, die im Kreis am Boden hockend die Wasserpfeife in die Runde gehen lie-

ßen. Es war ein sehr schweigsames Handeln, und wenn man nicht gewusst hätte, was vor sich ging, musste man annehmen, einige Männer hätten sich nur aus dem einen Grund hier eingefunden, um einmal miteinander auf freier Fläche eine Pfeife zu rauchen. Doch allmählich wurde es lauter, ja, stürmisch. Tara Chand wurde erregt, geradezu böse, als ihm jemand das alleinige Bestimmungsrecht über die Höhe der Preise und den Wert der Tauschobjekte streitig machen wollte.

»Ich bin immer noch der König von Dozam, der allein zu bestimmen hat!« Zornig stieß er die angebotene Pfeife mit dem Fuß weit von sich und spie auf den Boden. Doch Tara behauptete sich sehr bald, nachdem Wilhelm ausgleichend eingegriffen hatte. Der Schluss der Verhandlung ergab sogar für das Gehöft ein zufriedenstellendes Ergebnis: jährlich die Wolle von siebzig Schafen für denselben Preis, den Tara und Dewi festsetzen. Man bekräftigte die Abmachung mit allerlei Höflichkeitsfloskeln hinüber und herüber, und Wilhelm ging in dem befriedigenden Gefühl, der winterlichen Strickschule Marias, deren Ergebnisse und Einkünfte bedeutend geworden waren, das Material günstig genug beschafft zu haben. Bis weit in die Ebene, bis Burma, drang ihr Ruf. Bestellungen liefen ein, die oft nicht befriedigt werden konnten.

Paul, der die ganze Verhandlung hindurch schweigend, aber mit großen Augen alles verfolgend, neben seinem Vater gesessen hatte, sagte, als er ihn wieder auf den Sattel vor sich gesetzt hatte: »Vater, wenn ich einmal groß bin, will ich ein Hirtenkönig werden!« Doch vorerst schloß er fest, sodass Wilhelm ihn ganz nah vor sich nehmen musste. Als sie endlich im Gehöft ankamen und Paul schlaftrunken in sein Bett taumelte, meinte

Wilhelm: »Je näher man ihn um sich hat, desto schwerer fällt es, das Sich-trennen-Müssen zu üben, schwer fällt es einem.«

Maria, die tat, als hätte sie nicht gemerkt, dass er sich mit der Hand über Stirn und Augen fuhr, sagte wie beiläufig: »Es sind ja noch 52 volle Tage, in denen wir das Zusammensein feiern können!« Doch sie konnte kaum den Kummer verbergen, der sie bedrückt hatte, seit sie in der Frühe allein mit Hermann zurückgeblieben war. Und fast hatte sie es nicht fertiggebracht, an der Wollkappe für Paul zu arbeiten, die, mit all den anderen Dingen seiner Ausstattung, nun doch bald fertig werden musste. Paul war so stolz auf diese Kappe, immer wieder probierte er sie, immer wieder fragte er, ob er sie nicht bald aufsetzen dürfte: ein korallenrotes Wollkappchen, das auf seinem schwarzbraunen Haar sehr lebhaft und munter zur Geltung kam.

In der Zeit zwischen Saat und Ernte lud Nachbar Palior auf Marias Wunsch die beiden Brüder in seinen Spitzkorb und nahm, Schritt für Schritt, den steilen Weg in die Höhe. Maria mit dem Bergstock und Gangsom mit der alten Tobsi folgten. Die Kinder blickten über den Rand der Kilta des Nachbarn wie zwei junge Vögel aus dem Nest. Sie schauten und schauten und wurden nicht müde, dieses zu suchen, jenes zu erspähen. Ein Jubel, wenn der eine etwas entdeckte, was der andere noch nicht sehen konnte: etwa die Gadis mit ihren Herden, die auf den hohen Weiden grasten, oder jene winzigen Punkte am Himmel, die sich jedes Mal als Lämmergeier oder Adler erwiesen. Über diesem eifrigen Spähen und dem sanften Schaukeln des Korbes wurden die Brüder still und stiller und schliefen schließlich ein. Ein radrunder großer Strohhut beschattete das »Nest«.



Unter einem Felsvorsprung, der wie eine Kanzel über dem Abgrund stand, zugleich aber einen wunderbar kühlen Schatten spendete, setzte Palior die Last ab. Maria steckte den Bergstock in den Schotter und bettete die Kinder an einem kleinen, einigermäßen ebenen Fleck auf zwei Wolldecken und ließ sie schlafen, während sie selbst und Gangsom nur ruhten. Wie eine kleine graue Insel ragte dieser Platz aus einem unabsehbaren Meer blauer Schwertlilien: blaue Iris, purpurne Iris, kobaltfarben bis zum tiefen Violett. Den Hang hinauf, den Hang hinunter schwankten ihre prachtglühenden Kelche an hohen Stängeln im Sommerwind – wie wenn ein Stück des tiefblauen Himmels auf die Erde herabgefallen wäre.

An einem Tag im September war das Fest dieses Sommers vorbei. Paul saß in seinem kleinen Djampan in dem Reisetrupp der Rechlers, die endgültig nach Hause zurückkehrten. Das ganze Dorf war gekommen und drängte sich zum Abschied. Doch Hermann floh vor der Menschenmenge ins Innere des Hauses. Wilhelm ging schweigend neben dem Djampan einher. Paul trug das leuchtend rote Käppchen auf dem Haar und einen braunwollenen Reiseanzug; ein Zierkürbis zu seinen Füßen, eine Schachtel mit Raupenpuppen und eine Büchse mit den Samen von vier Bergprimel-Arten, die, bisher unentdeckt, des Vaters Namen trugen – so durchschritt Paul das Tor in die Welt mit der Arglosigkeit eines Kindes, das nicht weiß, was mit ihm geschieht.

Spät in der Nacht kam Wilhelm zurück ins Gehöft. In all den langen Jahren in Asien waren ihm seine Schritte noch nie so schwer geworden. »Es ist wie gestorben!«, sagte er zu Maria. »Es ist gestorben«, antwortete sie tonlos, »es ist gestorben.«

Sie konnte es nicht verhindern, dass ihr die Tränen in die Augen schossen, als sie vor dem leeren Bett Pauls stand, der jetzt irgendwo in der Fremde Asiens den Weg in die Heimatlosigkeit beschritten hatte.



Tara Chands Sippe hatte viele Gesichter, gefährliche Gesichter; aufreibend war dieses Wechselspiel der halben Töne und Doppelzüngigkeiten, das sich von Jahr zu Jahr steigerte. Umso erfreulicher war der unverdorbene Klang der Kinderstimmen im bedrängten Gehört. Doch in einem Herbst kam das Bergfieber, dasselbe qualvolle Halsleiden wie damals bei Agnes. Alle drei Kinder wurden nacheinander davon befallen. Eine ganz Nacht saßen Wilhelm und Maria am Bett der kleinen Lydia, die von Erstickungsanfällen gequält wurde. Am Morgen fassten die beiden Hoffnung, wichen aber den ganzen Tag nicht von ihrem Lager. Sie lag still da, verstand alles, was man mit ihr redete, konnte aber nicht antworten. Wilhelms Versuche, ihr zu helfen, blieben ohne Erfolg. Als sie die Eltern weinen sah, streichelte sie ihnen die Hände und versuchte zu sprechen, doch es war nur ein Lispeln. Am Abend trat die Veränderung ein, der Totenkampf begann – nur ganz wenige Augenblicke, da richtete sie den klaren Blick mit dem Ausdruck des Erstaunens in die Höhe. Dann stand ihr Atem still. Danach stellte sich bei Hermann heftiges Fieber ein, er begann zu fantasieren und wurde zusehends schwächer. »Papa – Mama!«, waren seine letzten Worte. Dann schloss er die Augen, gerade als die Sonne über den Bergen aufging.

Zwei Särge aus Schugpa-Holz. Kaum konnte Wilhelm den Hobel führen. Und als die beiden kleinen Schreine in die Erde gesenkt wurden, war es ihm und Maria, als senkte sich ein Stück ihres Seins mit hinein.

Nach dem Tod der beiden Kinder – Gerhard, der Jüngste, war wieder gesundet – legte sich die Aufregung um das Gehöft und die Schule, die, von außen herangetragen, den Bestand der gesamten Station infrage gestellt hatte. Jetzt erst erfuhr man, dass es den Widersachern darum gegangen war, das Gehöft an sich zu bringen und die Europäer durch Zermürbung zu vertreiben; denn: Asien gehört den Asiaten.

# SAPHIRE UND TÜRKISE

Ein Taumel, ein Rausch hatte die Bevölkerung der Berge erfasst, und wie ein Zauber wanderte das Wort »Lahoul« hinab in die Ebene, über Nacht erlangte es Berühmtheit: In den Grenzgebirgen zwischen Sanskar und Bardan, auf dem Gebiet des Maharadscha von Kaschmir hoch oben unter den Gletschern, wuchs der blaue Korund<sup>194</sup>. Saphire in unerhörten Mengen! Durch ganz Indien erregte dieses Steinewunder Aufsehen; die Hindu-Juweliere von Delhi bis Kalkutta, von Madras bis Bombay scheuten nicht die lange, unbequeme Pilgerreise in das Paradies Shivas, in dessen höchsten Regionen der Gott *Kubera*<sup>195</sup> thronte, der, seinen Ichneumon<sup>196</sup> auf dem Arm, Edelsteine speien ließ.

Der Maharadscha tat alles Mögliche, um sich seine Schätze nicht rauben zu lassen, verhängte eine Grenzsperrre, sodass vorübergehend die Gier nach Steinen gedämpft wurde – doch nur nach außen hin, versteckt glomm sie weiter, und nach wie vor sickerten und rollten die blauen Steine durch geschickte Hände in die Verstecke des Volkes von Ladak und Lahoul, die diesen Schätzen am nächsten waren und sich als mindestens so »berechtigt« betrachteten wie der Maharadscha von Kaschmir. Jeder Bodpa konnte jetzt über Nacht reich werden! Kein Mensch in Lahoul hatte mehr Sinn für geregelte Arbeit, die Ernte auf den Feldern verkam, und jemanden für irgendein Geschäft zu ver-

---

194 *Korund*: Mineral, das als Schleif- oder Schmuckstein verwendet wird; blauer Korund: Saphir; roter Korund: Rubin

195 *Kubera*: hinduistische Gottheit des Reichtums

196 *Ichneumon*: Raubkatzenart

pflichten, war unmöglich. Alles jagte den blauen Steinen nach und scheute weder Gefahr noch Schwierigkeit. Seit das Gerücht aufgetaucht war, dass, wie schon einmal in alten Zeiten, auch unter den Gletschern unmittelbar über Kyelang Saphire zu finden seien, umkreiste kein Mensch mehr die heiligen Berge in frommer Distanz wie früher, sondern man suchte sie auf, etwa wie Tiere, denen man wegen des kostbaren Pelzes nachstellt.

Das Gewicht einer Rupie in Saphir wurde mit fünfzig Rupien in Münze bezahlt. Aber auch alle, die nicht Saphir-Rupien in Händen hielten, versuchten sich indirekt zu bereichern. Die Preise auf der Wollbörse in Dozam schnellten in die Höhe. Ob Wolle, Salz oder Saphir: Das stille Hochtal von Lahoul glich bis tief in den Herbst hinein einem Basar, auf dem gehandelt und gefeilscht wurde.

Wilhelm warnte seine Getreuen davor, schnell reich werden zu wollen. Der plötzliche Geldzuwachs wirkte sich höchst nachteilig im sonst so geldarmen Lahoul aus. Die Gier und das Übermaß verdarben Sitte und Laune.

Tsang Sodnam war einer der wenigen, die bei der großen Glücksausschüttung nichts als einen blauen Stein erhalten hatten; er trug ihn als Amulett bei sich. »Die immer das Maul voll nehmen, haben nun auch noch ihre Beutel voll!«, sagte er zu Wilhelm, und seine Stimme war dabei ganz ohne Groll oder Neid. »Hast du es schon gehört, Sahib? Dein Schul-Mundschi Daud, der jahrelang dein Brot gegessen hat, der dir gesagt hat, in seinem Herzen stehe das Kreuz aufgerichtet, dein Schreiber, der da gesagt hat, er sei dein Freund, hat die blauen Steine haufenweise gebeutelt, wirft sich jetzt in Simla und anderen Städten nieder vor dem Propheten von Mekka, besonders, wenn es die

sehen, mit denen er um die Steine schachert: Ich habe es selbst beobachtet. Er schwört wieder bei Allah, denn das Geld rollt dann schneller in seinen Sack. Dir sagt er wohl noch, er halte sich an das Kreuz, ich aber, Tsang Sodnam, der dem Lotosgeborenen<sup>197</sup> opfert, in seinem Herzen aber auch zu Yesu Mashika betet, weiß es besser: Das Kreuz hat er verbrannt, den Lotos nie gekannt und sein Herz ist ein stinkender Pfuhl<sup>198</sup>. Und was machst du, Sahib, der du keine Steine sammelst?»

»Ich lasse die Menschen laufen, Tsang Sodnam, bis sie selbst sehen, wie weit sie kommen!«

»Und den du aufgezogen hast wie deinen eigenen Sohn, Joldan?«

»Auch Joldan muss man gehen lassen. Ich habe mit ihm über alles gesprochen – man muss ihn lassen.«

»Jaja! Er hatte es sehr eilig, nach Simla zu kommen, sie alle haben es jetzt sehr eilig, keiner mehr hat Ruhe und Zeit wie früher. Kein Lachen und kein Singen ist mehr in den Häusern, sie zischeln nur noch vom Geld. Hast du den Sack voll mit Post? Ich will fort von hier, dorthin, wo es keine Steine gibt, mit denen man Geld macht, nur Steine, hinter denen man sich vor dem großen Wind auf den Pässen ein wenig schützen und sich ausruhen kann.«

Das »Steinefieber« leitete ganz offensichtlich eine neue Zeit ein, deren Entwicklung im Einzelnen noch nicht abzusehen war. Auf alle Fälle machte der wachsende Wohlstand den Boden

---

197 *Padma Sambhava* (sanskrit.): »der aus dem Lotos Geborene«; buddhistischer Lehrer und Wundertäter, der um 747 n. Chr. in Tibet eine Form des Spätbuddhismus verbreitete und das erste Kloster gründete

198 *Pfuhl* (hier): Ort des Schlechten, Bösen

für das Anliegen der Station immer unfruchtbarer. Ein neues Kloster musste errichtet werden, damit die Götter den neuen Wohlstand nicht neideten! Und alle schlepten – wie von den Lamas befohlen – Steine wie vor wenigen Jahren erst auf einen Felssockel.

Ohne Hoffnung, ohne Aussicht arbeiteten Wilhelm und der neue Präses Redslob an dem begonnenen Werk weiter, immer gewärtig, irgendwann – mitten in der Nacht oder mitten im Winter – von einer Gegenmacht überwältigt und »abgesetzt« zu werden. Trashis Gebot, kein Lama, der ihm unterstehe, dürfe mehr nach Triloknath pilgern, damit die zwangsläufige Berührung mit den Christen des Gehöfts unterbliebe, hatte zur Folge, dass das westtibetische Gletscherreich aufhörte, ein Land für fromme Pilger zu sein, und stattdessen nur noch von Profitjägern überlaufen wurde. Der Boden von Lhoyul war heiß geworden.

Abend für Abend saßen in diesen hektischen Tagen Wilhelm und Maria bis tief in die Nacht hinein über den Schriften Tibets und versuchten immer tiefer einzudringen in die Denk-, Fühl- und Glaubensweise des Schneelandes. Oft genug geschah es noch, dass bei der lauten gemeinsamen Lesung Marias Stimme ertönte: »Go on!« Dann lasen sie über die unklare Stelle hinweg, bis sich der Sinn im Weiterlesen von selbst erklärte. Ein ganz neues Gewicht kam diesem unbeirrten »Go on« in der bedrängten und aussichtslosen Lage von Kyelang zu.

»Was meinst du«, sagte Wilhelm eines Nachts, als sie ihr Studium beendet hatten und noch bei einem heißen Tee beieinandersaßen, »was meinst du wohl, wenn heute oder morgen einer von den neuen Großen Lahouls käme, um die beiden Weiden hinter unserm Haus zu fällen, weil er Holz braucht für den

Lhakang<sup>199</sup> des neuen Klosters – was meinst du: Sollte man sie vorher selbst fällen oder warten, ob es dazu kommt?«

Maria schwieg. Sie hatte ihn verstanden. »Wenn man die Bäume fällen will«, meinte sie nach einer geraumen Zeit, »möge man es tun, aber dann nicht nur einen, sondern beide zur gleichen Zeit. Doch sie vorher selbst fällen oder auch nur kappen, das würde ihnen bestimmt nicht behagen, es sind immerhin noch einige Nester in ihrem Laub.«

Dann traten sie vor das offen stehende Fenster wie an jedem Abend. Nichts von Unruhe, nichts von Unrast – Friede, anhaltender Friede lag über dem Hochtal. Die beiden Weiden, deren hoch gewölbte Kronen groß und mächtig geworden waren, zeichneten sich deutlich ab vor dem hellen Fels der gegenüberliegenden Uferwand, und das Firmament erstrahlte im Glanz von Diamant und Saphir auf nachtblauem Grund. In diesen Tagen und Nächten der Bedrohung standen sie sich nahe wie eh und je. Wo Worte zerstörten oder beunruhigten, wölbten sich die Hände zu einer Kuppel der Andacht und der Versenkung in das Gebet. Und wenn sie voneinander gehen mussten, blieb die Kuppel der gefalteten Hände über ihnen, wie ein unzerstörbares Dach, unter dem sie heiter und gelassen leben konnten trotz aller Schwierigkeiten. Die Liebe sorgt, die Liebe trägt – sie ist »stark wie der Tod«.

Die Bewegung um die Saphire hatte ihren Höhepunkt noch nicht erreicht, da stand eines Abends, müde und hungrig, Sodpa Gyalzan unter der Pforte des Gehöfts. Sodpa, ein noch junger Mann, ein Aristokrat aus alttibetischem Geschlecht, gebürtig

---

199 *Lhakang*: »Götterhaus«; Tempel, Heiligtum



aus Lhasa, hatte seine Heimat und das Kloster, in dem er sieben Jahre lang in allen lamaistischen Disziplinen unterwiesen worden war, verlassen und zog meditierend durch die Welt. Er war zufrieden und doch wieder nicht. Das Restchen Unzufriedenheit trieb ihn weiter, und er kam in das Dorf Poo. Was er dort sah und hörte, setzte ihn so in Erregung, dass er nicht weiter gehen wollte, bis er alles ergründet hatte, was er zu wissen wünschte. Er las alle Schriften aus Kyelang, drang in die neue Welt ein, die ihm durch die Europäer in Poo erklärt wurde. Er wollte ein Verteidiger dieser neuen Lehre werden, zog ganz aus eigenem Antrieb über die Berge in die alte Königsstadt am Indus und erzählte seinen Landsleuten von dem neuen Weg der Erlösung.

Und die Männer und Frauen von Leh lauschten den beredten Worten des »Mönches von Kyelang«, den man sofort mit diesem Namen belegte, denn die Tibeter erkannten ihn als einen Zugehörigen des Kyelang-Sahib, der sie Jahr für Jahr besuchte, der ihnen schon so viel von dem *Skyabsmgon*<sup>200</sup> Yeshu erzählt hatte. In Leh traf er zufällig mit Wilhelm zusammen, und es waren tiefgründige und lebhaftige Gespräche, die sie unter dem alten Königsschloss miteinander führten. Einige Zeit darauf ging Sodpa zurück nach Poo, bat um das Sakrament der Taufe und um den Namen Nathanael. Beides erhielt er.

»Nathanael«, der Tibeter, hinreißend in seiner Beredsamkeit, durch und durch gebildet, gründlich bewandert in dem System seiner Religion, sorgfältig erzogen vom Lama-Klerus eines Lhasa-Klosters, war aufbrausend in seinem Naturell – er fand

---

200 *Skyabsmgon*: Erlöser

unter der bäuerlichen Bevölkerung Poos nicht das Echo, dessen er bedurfte, er bekam Streit mit den Leuten, der sogar zu Tötlichkeiten führte. Zerknirscht über sich selbst verließ er die Station.

Jetzt stand er vor Wilhelm in seinem braunen Wollgewand mit dem breiten rotwollenen Gurt. Die Hände in die weiten Ärmel geschoben, mit einem Gesicht, in dem Ratlosigkeit über sich selbst und die Welt, in der er lebte, stand, sagte er: »Lass mich bei euch wohnen, Sahib, denn ich bin sehr allein!« In dem Arbeitszimmer Wilhelms, in dem es schon dämmrig wurde, kniete er nieder und bekannte – weil er nicht anders konnte – sein Versagen. »Ich bin wild, wo ich sanft, ungerecht, wo ich nachsichtig sein sollte, unset, wo ich aushalten müsste: Sahib, was soll ich mit mir tun?«

»Bleibe bei uns, Sodpa. Wir brauchen dich.«

»Aber ich weiß es genau, Sahib, ich werde wieder meine Brüder neben mir Feinde nennen, oder gar Diebe, ich werde mich über die Einfältigen erheben, weil mein Verstand über sie herausragt, ich werde sie beschimpfen, anstatt sie zu lieben, und ich werde eines Tages wieder den Weg unter die Füße nehmen, denn ich bin ein Bodpa, der wandern muss, das Wandern steckt ihm im Blut. Yeshu hat mich zu seinem Bruder gemacht, ich fühle es täglich, aber ich bin ein unwürdiger Bruder, ein schwieriger Nathanael, der dir noch viel Kummer bereiten wird, Sahib, wenn du ihn aufnimmst.«

»Keiner ist vollkommen, du bist kein Priester der Vollkommenheit – meinst du etwa, einer von uns wäre das? Menschen sind wir, die auf dem Weg sind. Und wenn dir danach zumute ist, dich wieder auf den Weg zu machen, so nimm ihn unter die Füße, geh, niemand wird dich halten, am wenigsten ich. Ich kenne die Bodpas und ich bin in mancher Hinsicht einer

von ihnen geworden. Solange mich die Füße tragen, werden sie Wege wandern, wie du es tun musst.«

Sodpa-Nathanael war an diesem Abend für lange Jahre »nach Hause gekommen«. Die Wanderlust des Tibeters schien bei ihm einzuschlafen, so tief war er versponnen in die Übersetzungsarbeiten von Kyelang. Zusammen mit Wilhelm und Redslob bemühte er sich, wie einst Sodnam Stobkjies es gemeinsam mit Jäschke, Pagell und Wilhelm getan hatte, um die sinngemäße Übertragung der Heiligen Schrift ins Tibetische. Und er war glücklich.

Sodpas Gegenpol, Gergan, war zu dieser Zeit noch als Obergopa von Hundar und Statthalter von Leh wochenweit entfernt von Kyelang, wohin es ihn zog, noch bevor er Wilhelm zu Gesicht bekommen hatte. Die »leisen Boten«, die Bücher aus der Presse Kyelang, waren zu ihm »gewandert«, und er las sie mit tiefer Anteilnahme. Als er eines Tages hörte, dass der Kyelang-Sahib sich in Nubra aufhalte, ging er ihm ein Stück weit entgegen und führte ihn als Gast in sein Haus unter dem »Nest des Sonnenvogels«. Er hatte eine lange Unterredung mit Wilhelm und äußerte sein Verlangen, alles hier aufzugeben und nach Kyelang überzusiedeln »um des Heiles seiner Seele willen«.

Gergan, ein hoher Beamter am Hof des elften Dalai Lama, der – ohne das Alter der Volljährigkeit erreicht zu haben – 1856 wohl dem politischen Intrigenspiel in der »Stadt der Götter«<sup>201</sup> zum Opfer fiel – Gergan war in jenem Jahr nach Westtibet geflohen, war in Hundar, dem bedeutendsten der Nubra-Dörfer, Obergopa geworden, bald aber, da man seine Fähigkeiten in

---

201 d. h. Lhasa

Regierungskreisen erkannte, nach Leh versetzt worden. Doch sein Amt wurde ihm mit den Jahren und unter dem Lavieren zwischen Hindus und Buddhisten zu schwer, er hatte genug höfische Intrigen während seines Lebens erfahren und wollte sich nun – sein Vermögen erlaubte es – in Ruhe den Dingen des Geistes und der Seele widmen. Er hatte kein größeres Verlangen, als mit seinem Landsmann Sodpa Gyalzan in Kyelang zusammenzutreffen und im Haus der Sahibs zu wohnen. Allerdings bestand wenig Aussicht für ihn, bei seiner Stellung die Auswanderungserlaubnis der Kaschmir-Regierung zu erhalten. So wartete er geduldig auf die Besuche Wilhelms und studierte die Schriften, die in dem guten Nas-tschen-Gebiet gedruckt wurden. »Lhasa ist groß und herrlich!«, sagte er. »Aber Golgatha ist größer!«

Gergan und Sodpa waren wie zwei neue Lichtpunkte über dem dunklen Weg der »Brüder« aufgegangen. Der zurückbleibende Freund Redslob, der mit Sodpa über dem Gehöft wachte, verabschiedete Wilhelm und Maria, die ihrem jüngsten Sohn das Geleit gaben. Die Abschiedsstunde hatte geschlagen. Wenn auch nicht bis nach Europa, wohin sie so gern den kleinen Paul begleitet hätten, so wollten sie den sechsjährigen Gerhard doch bis Simla bringen. Maria, die seit 22 Jahren den Himalaya nicht verlassen hatte, ritt neben Wilhelm. Das Kind trabte ihnen auf einem lammfrommen Pferd voraus; als eine Maultierkarawane die Straße passierte, scheute das Pferd und warf es ab. Den gebrochenen Arm in der Schlinge, trat der kleine Gerhard unter der Obhut von Lady Brandis die Reise an. Drei große, ungeschliffene Türkise trug er in einem Ledersäckchen in seiner Truhe: Ein Stück Heimatgestein für sich, den unbekanntem Bruder und die große, unbekanntete Schwester.

# DER RITT NACH HAUSE

»Stadt der hunderttausend brennenden Bäume!« Der Gürtel der blühenden Rhododendron-Wälder schloss Simla wie jedes Jahr zur Frühlingszeit in eine lodernde Farbenpracht. Betäubend zog der Duft auch um das kleine, einstöckige Haus hinter Gärten. Er drang durch die weit geöffneten Fenster, er strich wie das Flügelwehen eines Sommervogels sacht über Kopf und Schläfen der beiden Zurückgebliebenen. Einsam schattende Nacht. Verbannt alles grelle Licht, nur der ungewisse Schimmer nächtlichen Leuchtens. Der zuckende Schein eines frisch aufglimmenden Zedernscheites griff vom Kamin her mit tastenden Fingern durch den Raum, er huschte über die beiden Gestalten, bis auch dieses Spiel verging.

»Du solltest schlafen gehen und nicht mit mir wachen!«

»Schlafen! Wie fern ist mir der Schlaf! Wachen – endlos wachen, bis alle Finsternis um uns Licht wird!«

»Weit ist das Ziel. Bin müde vom Wandern. Zu viel Drangabe, Last und Gefahr.«

Die Zedernzweige hinter dem Hause regten sich. Der letzte Glutschein aus dem Kamin verlosch. Keine Hand rührte sich mehr, um ihn neu zu entfachen. Asche – Asche – Asche.

»Wenn Kinder aufwachsen müssen wie Waisen ...« Es war wie eine Klage, die auch ohne Worte weiterklang.

»An den Webstuhl gebunden, befreit dich niemand, bevor der Teppich deiner Taten vollendet ist.«

»Mit Schmerzen hab ich sie geboren, um sie alle dahinzugeben: in die Ferne, in den Tod ... Nacheilen in die Ferne!«

»Bleiben bei den Toten, ihren Hügel schmücken mit Blumen und Zeichen der Liebe. Bei den Toten bleiben.«

»Ich fürchte die großen leeren Räume, in denen die Stimmen der Toten und der Fernen noch nach mir rufen.«

»Dichter steht man zusammen und wächst ineinander in unserem Exil. Man ist ein Leib ... Wenn eins fehlt, so fehlt dem Ganzen ein Glied. Wenn eins stirbt, so stirbt dem Ganzen ein Glied ...«

Die Blütenblätter des Rhododendrons fielen wie roter Flockenregen auf die Brüstung der offenen Terrasse. Das Frührot brach herein über die »Stadt der hunderttausend brennenden Bäume«.

»Wenn die unwissenden Kinder in die Ferne oder in den Tod gehen, dann geht ein Stück eigenen Seins mit in die Ferne, mit in den Tod.«

»Wie ein Körper ohne Glieder ist die Frau, die alle Kinder weggab.«

»Eine Seele ohne Freude der Mann, der Bretter mit eigener Hand sägt, um Truhen und Särge für seine Kinder zu bauen.«

»Noch ist alles ausgedörnt vom Schmerz.«

»Gemeinschaft, die der Schmerz gezeichnet hat, bindet stärker als Bande des Blutes.«

»Doch unsere Heimat ist das Licht.«

»Schweigen, warten, bis alles Licht wird.«

Raum und Zeit schienen aufgehoben: Nächte der Wandlung. Nächte der Tröstung. Jede Nacht der Stille, jeder Tag der Stärkung festigte den schütterten Boden der Herzen. Schweigen. Warten. Bis alles Licht wird. Die letzte der Tag- und Nachtwachen in Simla war vergangen.



Dreizack der Hindus und Halbmond der Mohammedaner glänzten auf Kuppeln und Pagoden über dem »Tal der Glücklichen«, Kaschmir. Dschelam und Sind, die mal in weiten Bögen das Tal durchströmten, mal sich zu Seen und ausgedehnten Sümpfen sammelten, bevor sie sich in einem festgelegten, geregelten Flusslauf vereinen, blitzten, je höher man kam, auf wie reines Silber oder Gold.

Srinagar, »Stadt des Segens, Spenderin des Heils«, war mit ihren Segnungen zurückhaltend gegenüber Wilhelm, der – wie er es schon vor Jahren und oftmals wieder getan hatte –, in der Residenz des Kaschmir-Fürsten sein Anliegen vortrug, in oder um Leh eine Niederlassung der »Moravians« gründen zu dürfen. Auch jetzt, zwanzig Jahre nach der ersten Audienz in Jammu, schien die Situation kaum günstiger. Zwar hielten sich der Gouverneur, Mr. Johnston, und der Joint-Commissioner<sup>202</sup>, Mr. Elias, als Vertreter der Krone in Leh auf, doch waren die Verhältnisse darin noch so unsicher, so ungeklärt, dass man weiterem Zuzug von Europäern keinen Vorschub leisten wollte. Ladak, dieses Land mit der angelehnten Tür, die jeden Augenblick wieder zuschlagen konnte, war immer noch heißes Pflaster, sowohl für Hindus als auch für Briten, als auch für die Tibeter selbst, die sich der Fremdherrschaft von Kaschmir immer noch nicht gefügig zeigen wollten.

Wilhelm, der mit den britischen Behörden in Lahore Fühlung genommen hatte – als Grenznachbarn von Ladak und Kaschmir nahmen sie wohl Einfluss auf diese Angelegenheit –, befolgte

---

202 *Joint-Commissioner*: für Steuern zuständiger Beamter

den Rat des höchsten Beamten und erschien selbst noch einmal in der Residenz unter dem »Thron des Salomo«, während Maria sich im Schatten der gewaltigen Tschinarbäume<sup>203</sup> des großen Parkes aufhielt, den der Maharadscha als Absteigerevier mit niedrigen Steinbauten und leichten Zelten für seine Gäste vorgesehen hatte. Wilhelms Petition wanderte in den Palast – und ging dort verloren. Anant Ram erhielt eine Kopie, und der Minister erkrankte. Nein, der Fürst sei noch nicht zurückgekehrt. Mr. Henveys Einfluss und Major Hendersons Fürsprache schafften schließlich, was Anant Ram nicht hatte erreichen wollen: Die Tore des Palastes öffneten sich.

Der Maharadscha – im Glanze seines Thrones, neben ihm sein ältester Sohn und Kronprinz – hielt den Kopf gesenkt: Nein, religiöse Bedenken habe er keine, auch Vorurteile hege er nicht. Er fragte interessiert nach vielem, wie früher – dann aber erklärte er: Die guten politischen Beziehungen zwischen der chinesischen Regierung einerseits und ihm, dem Maharadscha, andererseits erlaubten es nicht, dass Ladak Europäern geöffnet werde. Die chinesisch-tibetischen Freunde würden Anstoß daran nehmen, wenn auch nur ein Europäer sich dort niederließe. Eine unvorsichtige Handlung aber könne ungeahnte Folgen für die Kaschmir-Regierung in Ladak haben. Und wieder schlossen sich die kostbaren Pforten.

»Wird man uns zwingen, den *Moravians* in Ladak Land zu geben?« Der Sohn des Rosenlöwen ließ bei der britisch-indischen Regierung um deren Verhalten nachforschen.

---

203 *Tschinarbaum*: Wacholderbaum



»Zwingen? Wer wird einen Maharadscha zwingen!« Aber: Seine Hoheit habe Grundbesitz in Lahore, baue Pagoden in Benares, versuche buddhistische Untertanen zu Hindus zu machen und niemand hindere ihn – er möge ein Zeichen von Großzügigkeit geben.

In Henveys Haus und unter den Tschinarbäumen des Parkes wartete man, bis einer der würdigen Staatsräte Wilhelm das Ergebnis der Ministerberatung präsentierte: Vertröstung. Sie wurde als Ablehnung gewertet. Und in der Frühe des anderen Tages ritten die beiden dem Himalaya zu, der sich gewaltig vor ihnen türmte.

Der berüchtigte Sod-schi-Pass zeigte alle seine Tücken. Zu Pferd, zu Fuß und in der *Dondi*<sup>204</sup> bestieg Maria zum ersten Mal an der Seite Wilhelms die alte Stätte neuen Wirkens, den Himalaya vom Westen her. Lhasgyab, der die beiden auf dieser Reise begleitet hatte, freute sich mehr und mehr, je näher man, nach achtzehn Tagen beschwerlicher Reise, seiner Heimat kam: Ladak. Drei-, viertausend Meter hinauf in die Welt über den Wolken. Das ockerfarbene Gelb der felsigen Schroffen, über denen, wenn der Abend kam, violette Dunstschleier schwebten, selten nur eine grüne Oase, aber Steine und Sand und dünne, schneidende Luft. Maitreya<sup>205</sup> – Buddha der Zukunft – hoch in Felsen gehauen, am Weg *Mane-Mauern*<sup>206</sup> und Tschorten. Und Klöster.

---

204 *Dondi*: Hängematte, die an zwei langen Bambusstangen getragen wird

205 *Maitreya*: Name des in Zukunft erwarteten (fünften) Buddha, der erneut den Weg zum Nirwana zeigen wird

206 *Mane-Mauer*: Gebetsmauer, die in Richtung des Sonnenlaufes umkreist wird; Steinmal, zu Ehren Buddhas errichtet, meist versehen mit dem Gebet *om mani padme hum*

Oft wanderten sie neben ihren Pferden her, denn Maria empfand das Getragenwerden als anstrengender als das Gehen oder Reiten. Die glutende Sonne über den weiten Sandstrecken verwies sie zum Schweigen. Hitze und Wind, und dann der brausende Indus. In erstarrter Ruhe ragten die Felsenklöster der gelben und roten Lamas in das Himmelsblau; der schwarze Bergzug des Karakorum, die Zinnen des Himalaya und die endlosen gelbbraunen, rötlichen und hellgelben Sandebenen – alles lag wie unter einem Bann. Doch dieser Bann wurde immer wieder durchbrochen von munteren Stimmen in allen Orten, in denen Wilhelm seit Jahren bekannt und vertraut war als der »Kyelang-Sahib«.

»Und endlich bringst du uns deine Frau!«, sagten sie und wunderten sich, dass diese sich ohne Weiteres an ihren frohen Reden beteiligen konnte. »Bei den Drei Kostbaren, Sahib, deine Frau ist klug wie die weiße *Tara*<sup>207</sup>«, sagte der Gopa von Kalatse und reichte ihr ein seidenes Grußstuch. Endlich sah nun Maria die Geburtsheimat ihrer tibetischen »Kinder« mit eigenen Augen: Leh, mit dem gewaltigen Königsschloss, Stogh, Upshi und Schee, Gya, Thigse, Miru – überall grüßende Worte, Gastfreundschaft und die ständige Frage: »Wann kommst du wieder, Kyelang-Sahib?«

Noch im Weiterreiten hörte Maria das vertrauensvolle »Ama« aus den Mündern der Angehörigen ihrer »Kinder« nachklingen. Mutter! Auch andere Kinder als die eigenen hatten ein Recht darauf, dass sie ihnen als Mutter begegnete. Sie dachte an Betty

---

207 *Tara*: weibliche, friedvolle, erleuchtete Weisheit im Buddhismus; gilt als Ausstrahlung des Bodhisattwa *Awalokitschara*

und ihren Mann Dana. Drei kleine Gangsom-Kinder, fünf kleine Joldan-Kinder nannten sie »Mutter«, und Sangye war wie eine Mutter an ihren eigenen Kindern gewesen, Sangye und Rame-lie. Die Bande gingen hinüber und herüber und hielten fest. Und doch: Der Gedanke an das leere große Haus Kyelang war ein Gedanke des Grauens.

Eisige Winde strichen über die große Hochebene von Rupshu. Selten nur durchzog eine Karawane die mühsame Strecke. Man befand sich wieder in solchen Höhen, in denen das Herz zu jagen, der Puls zu hämmern begann und das Atmen schwer wurde. Menschenleere Weite, über denen das Getrappel entfernter Herden von Wildpferden erklang, plötzlich ein aufgescheuchtes Steppentier, das angstvoll vor den Reitern davonjagte. Türkisblaue, abflusslose Salzseen und blauschwarz sich türmende Gebirgszüge. Zehn Tage, zehn Nächte – kein Haus, kein Baum. Die Hände griffen die Zügel fester, bis das »wilde Flusstal« durchquert war, durch das der Yak ein sicheres Reittier gewesen wäre. Eiskalt schlug das Wasser gegen die Schenkel der Pferde, doch sie überwand die Furt, die schon manchem den Tod gebracht hatte.

Es war Marias erster langer Ritt. Das Klappern der Hufe war oft das Einzige, was zu hören war. Und mehr bedurfte es auch nicht. Wilhelm, der zu ungezählten Malen schon diese Strecke begangen hatte, kannte jede Gefahr, und er geleitete sie darüber wie damals, als er sie vor 22 Jahren nach Hause führte in das Gehöft. Wie eine zweite Heimkehr war dieser gemeinsame Ritt nach Hause; das alte Leben schwand, ein neues begann, ein neues Leben zu zweit. Maria überließ sich ganz seiner Führung, und das schweigende Einverständnis, in dem sie sich fanden, trug sie über alle Schwierigkeiten.

Der *Nyima Pet* leuchtete rosenrot, als das Gehöft, verborgen unter den dichten Weiden, allmählich erkennbar wurde. Eine ganze Schar halbnackter kleiner Bauernjungen, die sich den Tag über im Steineschleudern und Nichtstun geübt hatten, erspähten zuerst die Heimkommenden. Und als sie durch das Rosentor ritten, liefen sie ihnen nach, ein ganzes Rudel kleiner, munterer Nachbarjungen: »*Guschu toch binna!*«, riefen sie, »*guschu toch binna!*« Und hinter den kecken Gesichtern der Jungen tauchten die ihrer Väter und Mütter auf, sichtlich vergnügt über die endliche Heimkehr von »Apa« und »Ama«. »*Guschu toch binna!*«, bettelten auch die Großen, und der ganze Tross folgte den Heimkehrenden bis vor die Veranda, bis unter die Haustür. Der riesige alte Apfelbaum, den Paul und Hermann einst zur Zeit seiner überschäumenden Blüte »König Salomo« getauft hatten, hing schwer voller Früchte, die sehnsüchtige Augen schon aus der Höhe herabwünschten, immer mehr Augen und Münder kamen herzu, und Maria beschwichtigte sie: »Ja, sicher, ihr alle bekommt Äpfel, für euch alle sind sie gewachsen.«

# ALLEIN UNTER DEM ABNEHMENDEN MOND

Eine Stille und Leere lag in diesen langen Schneenächten über dem Gehöft wie noch nie. Neun Monate der Trennung hatten unabänderlich begonnen: Wilhelm in Ladak, Maria in Lahoul, abgeriegelt von der übrigen Welt. Die alten Ladak-Pläne reiften. Jetzt, nach zwanzig Jahren vergeblichen Verhandeln, sah es aus, als wolle die Regierung von Kaschmir offiziell auch Europäern das Wohnen in Ladak gestatten. Es war Zeit, vorfühlend dort sofort Boden zu fassen.

Der Abend des Abschiedes war erfüllt von heiteren Gesprächen. Noch vor Einbruch des Winters kam die Nachricht, dass Lady Brandis in Europa eingetroffen sei und der kleine schweigsame Passagier die Heimat erreicht habe, dass sein Arm beinahe geheilt sei; dass Paul neben seinen Internatspflichten bei dem Liebblingsschüler des großen Joachim<sup>208</sup> das Geigenspiel erlerne und dass Elisabeth – man konnte es nicht fassen! – eine erwachsene Dame geworden sei, die von der Heirat mit einem herrnhutischen »Finanzier«<sup>209</sup> als von einer unabänderlichen Sache und von einem großen Glück spreche. Wilhelm hieß ihr Verlobter, wie der Vater! An diesem Abend holten sie die alten, ungelenken Kinderbriefe hervor, Stationen an einem Weg, der sie doch zu

---

208 vermutl. *Joseph Joachim* (1831–1921): österreichisch-ungarischer Violinist, Dirigent und Komponist; galt als einer der bedeutendsten Violinisten seiner Zeit

209 *Finanzier*: jemand, der über ein Vermögen verfügt und damit bestimmte Dinge finanziert

einem guten, festen Ziel in der sicheren Heimat führen würde. Am anderen Morgen verließ Wilhelm das Gehöft. Gefolgt von Dewasung und einem Trägertröss nahm er den Weg in Richtung Shingun-Pass. Sie trennten sich wie zwei Liebende, die ein Verhängnis daran hindert, so wie sie es müssten, vereint zu sein. Es änderte daran nichts, dass er jetzt ein Mann von 58 und sie eine reife Frau von 45 Jahren war.

Es war so ruhig im Haus, wenn Gangsom mit ihren Kindern sich in ihr Häuschen zu Dana zurückzog, wenn die Lampen im Ladakerhaus und in Joldans Berghaus verloschen und nur noch der matte Lichtschein des »abnehmenden Mondes« aus Wilhelms Arbeitszimmer nach außen drang, dem meist nur auf kurze Zeit ein Licht am anderen Ende des langen Ganges antwortete, unter dem die Redslobs saßen. Doch so dürftig auch das Licht an Wilhelms Arbeitstisch war, es brannte Nacht für Nacht. Maria las, was sich wie immer während des durch äußere Arbeiten überlasteten Sommers angesammelt hatte.

Je tiefer die Nacht, desto öfter ertappte sie sich jedoch dabei, dass ihre Augen vom Text abirrten und in die Leere starteten, gegen die Wand oder durch das Fenster, hinter dem die Umrisse der weißen Berge erschienen – wie Mauern. Doch dann befahl sie sich: »Go on!«, und las weiter. War aber das festgesetzte Pensum erledigt, so trat sie an das Fenster und suchte – wie in alten Zeiten – den Treffpunkt der Verabredung am gestirnten Winterhimmel. Ohne von ihm eine Nachricht erhalten zu haben, war sie sich sicher, dass Wilhelm jetzt – auf Umwegen – Leh erreicht hatte. Gleich zu Beginn wäre die Reise beim Aufstieg auf den Shingun-Pass beinahe mit einer Katastrophe geendet, wie ihr zurückkehrende Träger berichtet hatten.



Währenddessen gefroren die Quellen vor Wilhelms Wohnung in Leh zu Eis. Es war eine primitive Unterkunft, bestehend aus zwei Zimmern, deren einzige Tür unmittelbar ins Freie führte. Nur zwei Häuser in der Stadt besaßen Glasfenster: der Palast des Maharadschas von Kaschmir und das Haus des Joint-Commissioners Mr. Elias. Auch der Dâk-Bungalow<sup>210</sup> für reisende Europäer, etwas außerhalb der Stadt gelegen, in dem Wilhelm vorübergehend Wohnung bezogen hatte, wies einen Luxus wie Glasscheiben nicht auf.

Radha Kishen, der Nachfolger des Gouverneurs Mr. Johnston, mit dem Wilhelm seit Jahren über seinen Ladak-Plan korrespondiert hatte, zeigte sich bei dessen Antrittsbesuch höflich und entgegenkommend, tat aber sehr erstaunt, als er hörte, Wilhelm hoffe nach allen vorausgegangenen Verhandlungen durch die Güte des Maharadschas hier in Leh ein Haus für die »Moravians« zu erwerben. Dazu, sagte er, bestünden wenig Aussichten! Viele Gespräche zwischen Radha und Wilhelm, die meist mit Politik begannen und bei Religion endeten, schmolzen das anfängliche Misstrauen Radhas jedoch hinweg. Allmählich wurde er so zugänglich, dass er versprach, es bedürfe nur eines Winks vonseiten des Maharadscha und er würde dem Sahib in Leh ein Haus zum Kauf besorgen. Die Aussichten waren mal gut, mal schlecht – Querschläge, Sabotage, neue Hoffnung.

---

210 *Dâk-Bungalow*: »Posthaus«; in regelmäßigen Abständen entlang der Postrouten gelegene Übernachtungsmöglichkeit

Und Wilhelm fror in seiner *Drongpa*<sup>211</sup>, von den eisigen Winden bis ins Innerste erschauernd. Er war froh, dass es schon jetzt in Indien Freunde gab, die sich erboten hatten, für das neue Haus in Ladak Glasfenster zu spenden. Voller Sehnsucht dachte er an das Haus im Himalaya, hinter dessen Fenstern er Maria wusste, die, ebenso einsam wie er, darauf wartete, dass die Verhandlungen beendet und die Zeit der Trennung Vergangenheit sein würde. Er dachte an Redslob, der ihm ein Freund geworden war und der das neue Werk in Leh beginnen sollte. Für ihn musste er handeln und beobachten, für ihn und alle, die mit ihm hier einziehen würden. Kyelang in Lahoul, Poo in Kunawur und Leh in Ladak: drei Stationen, um das Werk der Liebe zu stützen.

Poo in Kunawur. Mit einer besonderen Hinneigung dachte er an Pagell, den Begleiter der ersten Jahre, und ahnte nicht, was sich gerade jetzt dort zutrug. Eine sternklare Neujahrsnacht zog auf über dem »aus dem Elefantenmaul Kommenden«, dem Sattedsch. Die kleine Kirche, die Pagell erbaut hatte, war leer, bis auf einige Plätze. Die Melodie aus einer Ziehharmonika – anstelle einer Orgel – drang dünn und scheppernd nach draußen: »Allein Gott in der Höh' sei Ehr' ...« Dann wurde das Licht gelöscht, und Pagell ging mit seinem tibetischen Pflegesohn Benjamin ins Haus. Er versorgte seine Frau, die an einer Erkältung litt, und verbrachte mit ihr zwei Tage der Stille, selbst ein wenig unpässlich<sup>212</sup>. Um sich mit Medizin zu versehen, ging er ins Nebenhaus, öffnete den Schrank, streckte die Hand aus, sank um und war tot. Friederike, über sein Ausbleiben beunruhigt, folgte ihm

---

211 *Drongpa*: Unterkunftsart

212 *unpässlich*: angeschlagen, nicht ganz gesund



und fand ihn leblos am Boden. Sie legte ihm ein Sterbekleid an und bettete ihn mit Bens Hilfe in einen Sarg. Am offenen Grab las Ben die Kyelanger Totenliturgie<sup>213</sup>. Friederike konnte kaum seinen Worten folgen, sie stand da, starrte in die offene Gruft, gestützt von zwei Tibetern. Am nächsten Tag berichtete sie an die Heimat, sie beabsichtige, sofort von hier aufzubrechen. Gegen Mitternacht legte sie sich nieder. Ben fand die Mutter mit aufgebogenen, greifenden Fingern tot. Er stieß einen Schrei des Entsetzens aus und floh zu den Lebenden. Wilhelm hatte die Hälfte seiner Zeit in Leh noch nicht beendet, als in Deutschland schon nicht viel mehr über die Tragödie gedruckt wurde als die beiden Worte: »*Poo vacat.*«<sup>214</sup>

»Der abnehmende Mond« in Kyelang wanderte zu dieser Zeit aus dem Arbeitszimmer Wilhelms zu den Redslobs hinüber. Tag und Nacht hielt Maria im Wechsel mit dem Freund Wache an dem Lager seiner todkranken Frau, viele Wochen hindurch. Sie brachte einen Sohn zur Welt, der kurz nach der Geburt starb. Maria nähte das Totenhemd für das Kind, und die Kranke, die dem Tode näher war als dem Leben, begehrte nichts, als ihrem Sohn zu folgen. Zwei umstanden die kleine Gruft, die mit Mühe in das gefrorene Erdreich geschlagen worden war.

Der Frühling kam. Die Bauern um Leh begannen ihre Felder fruchtbar zu machen: Sie stiegen mit ihren Eseln auf die Äcker, beluden sie mit Erde und trugen die Erde ihrer Äcker hinab in die Ställe. Dort lagerte sie einen Monat oder länger auf dem Dung von Yak, Rind oder Schaf, dann aber wurde sie wieder,

---

213 *Liturgie*: festgelegte Text- und/oder Liedteile innerhalb eines Gottesdienstes

214 dt. »Poo steht leer« oder »Poo ist unbesetzt«

nun durchdrungen von Dung-Substanz, hinauf auf die Äcker geschafft, in dünner Schicht verteilt die angereicherte kostbare Krume. Denn welcher Ladaker Bauer könnte es sich wohl leisten, Dung nur als Dung zu verwenden? Kostbares Brenn- und Baumaterial – nein, der Ladaker Bauer ist kein Verschwender, sein Leben ist hart, hart wie der dürre Boden.

Radha Kishen war überzeugt von der Lauterkeit der Absichten des Sahibs, er versprach Unterstützung. Mr. Elias, der einzige Europäer, der den Winter über mit Wilhelm in Ladak gewesen war, trennte sich von ihm freundschaftlich: »Wir sitzen«, sagte er, »hier in Ladak wie der Vogel auf einem Ast!« Doch Wilhelm verließ die »Steinhürde« Leh in der Gewissheit: Der neue Boden ist gewonnen!

# SILBERNE KRANICHE

Der Schattenzeiger der Sonnenuhr, der tagelang seinen Dienst eingestellt hatte, wies wieder die Stunde des hohen Mittags. Die hellen Strahlen sickerten durch das Laub der Bäume wie durch einen grünen Lichtschirm, der das Gartengelände umrandete. Apfel- und Birnbäume standen reich, und die vier Aprikosenbäume, von denen einer aus Yarkant, einer aus Ladak, einer aus Kulu und einer aus Baltistan<sup>215</sup> stammte, hatten ihre Frucht schon abgeworfen; sie begann – auf dem flachen Dach der Veranda zum Dörren ausgebreitet – schon die einzigartige Konsistenz anzunehmen, die die asiatische Aprikose zu dem erlesenen Konfekt aller Buttermee-provinzen adelt. Mit den Blumen aber hatte es in diesem Jahr eine ganz besondere Bewandnis. Sie entwickelten ihren Flor<sup>216</sup> zu paradiesischer Fülle und Vollkommenheit.

Maria ging von Beet zu Beet und pflückte den Hochzeitsstrauß für Elisabeth. Und während sie sich herabbeugte und einen Stängel zum anderen fügte, war es, als hörte sie wieder die längst verklungene Kinderstimme und das Trippeln der kleinen Füße, die ihr auf Schritt und Tritt folgten – damals! Jetzt war Elly 24 Jahre alt geworden und würde heiraten. Heute? Morgen? Übermorgen? Oder war die Hochzeit schon längst gewesen? Oder würde sie erst in zwei Wochen stattfinden? Der Brief, der das genaue Datum hatte melden sollen, war entweder noch unterwegs oder verloren gegangen. Eines jedoch stand fest: Elly heiratete.

---

215 *Baltistan*: Region nordwestlich von Ladakh

216 *Flor*: Blütenpracht, -teppich

Schwer vorstellbar! Und nur der Verstand war es, der sich da eine Hochzeitsgesellschaft aufbaute, deren Mittelpunkt die Tochter mit einem den Eltern unbekanntem Bräutigam war. Als Maria schließlich bei der Rabatte<sup>217</sup> mit den Feuerlilien angelangt war, die in diesem Jahr wie eine rote Wand den Garten einfriedeten, war ihr Arm voll von den schönsten Blüten: ein Strauß für die Hochzeit, die – über alle Trennung hinweg – von den Eltern mitgefeiert werden würde, und zwar an einem von ihnen selbst festgesetzten, gemutmaßten Tag. Heute war der Vortag.

Wilhelm war noch in Tingtse bei der Ernte. Große Stille lastete in dem leeren Haus, das Maria nun ganz allein bewohnte. Die Redslobs waren weitergezogen und hatten eine Lücke hinterlassen, in die niemand eintrat. Während Danas Abwesenheit machte sie den »*Observer*«<sup>218</sup> der neuen Wetterstation, die ein großes Aufsehen im Tal erregte. Fünfzehn Meter im Umkreis hatten alle Bäume fallen müssen, und als sie krachend umstürzten, meldete sich doch bei diesem und jenem wieder die alte Angst vor den Dämonen dieser Bäume, die nun ihren Wohnsitz verloren hatten. Man kam aus dem Verwundern nicht heraus, als sich dann auf dem freien Feld zwischen Totenacker und Gehöft ein hübscher Pavillon aus Holz, auf zehn fest in die Erde eingerammten Pfählen erhob. Ein Tempell, meinten die Leute von Ralsum, und die Pilger nach Triloknath verneigten sich wohl auch vor ihm als einem Tschorten, errichtet für einen Gott der Philing, der in einem sonderbaren Zusammenhang mit den heiligen Bergen des guten Nas-tschen-Gebietes stehen musste.

---

217 *Rabatte*: schmales, langes Beet mit Zierpflanzen

218 *observer* (engl.): Beobachter

Wenn sie eine der langen Tabellen mit rätselhaften Schriftgebilden darauf zu sehen bekamen, dann konnte wohl kein Zweifel darüber sein, dass man den Inhalt einer neuen Art von Gebetstrommel vor sich hatte, der – wenn auch nicht das *om mani padme hum* – so doch etwas sehr Tiefgründiges in sich trug.

Es wunderte niemanden, dass der Sahib Dana zum »Priester« dieses Tempels erkor, denn Dana war klug wie ein gelehrter Lama und seinem Dienst völlig ergeben. Dana, Gangsoms Mann, wurde denn auch von allen Lahoulern mit Ehrfurcht und Scheu betrachtet, da er dreimal am Tag immer genau zu den gleichen Stunden in den Tempel ging und dort lange Zeit blieb. Unzugänglich zeigten sie sich Wilhelms Aufklärungsversuchen, sie glaubten lieber an den »Tempel«, und so wurde der Pavillon von allen meist nur scheu aus der Entfernung betrachtet. Das Windfähnchen auf dem Dach war Beweis genug, dass der Sahib eine Gebetsfahne gepflanzt hatte, und der Zauberspiegel auf dem flachen Dach des Haupthauses, den man von Ober- und Unterkyelanger Terrassendächern blitzen und blinken sah, konnte nur zum Einfangen von Dämonen dort aufgerichtet sein. Doch der Sahib leugnete das alles und sprach von Windmesser, Wolkenspiegel, Regensmesser und Windfahne.

Erst wenige Monate alt war dieses kleine neue Observatorium<sup>219</sup>, doch Maria betrachtete es als ein Reich, das ihr immer besonders nahestehen würde. Sie kannte die Sterne und ihren Lauf, das Beobachten des Wetters aber war von jeher eine Sache, die tief in das Leben aller hier eingriff. Sie überwachte

---

219 *Observatorium*: Beobachtungsstation, Wetterwarte

Dana – was eigentlich nicht notwendig war, denn Dana war gewissenhaft –, sie leitete die Befunde weiter, um Wilhelm zu entlasten, und fühlte sich ganz zu Hause, wenn sie den »Observer« zu vertreten hatte. Zum dritten Mal an diesem Tag hatte sie die Befunde abgelesen und notiert: keine Befürchtungen für das Tal, für die Ebene; ein klarer schöner September ging seinem Ende zu, ein warmer Oktober konnte erwartet werden.

Und morgen war Ellys Hochzeitstag. Als sie in das Gehöft zurückkehrte, kam ihr Gangsom entgegen. Sie hielt an der Rechten ihren Ältesten, Yamde, der sich mit seinen drei Jahren schon beinahe würdevoll benahm, ernst und freundlich – wie der Vater. Ganz im Gegensatz zu der kleinen Chonsin auf ihrem Arm, die, voller Schalk und Charme, tausend Einfälle hatte – in allem Gangsoms Tochter! Betty war der Ama entgegengegangen, da sie sich vor der großen Stille im Gehöft fürchtete. Alle waren oben in Tingtse zur Ernte, das Ladakerhaus war leer, das Berghaus der Joldans war leer, leer auch ihr eigenes Häuschen, seit Dana fortgegangen war. Wären nicht die Kinder um sie gewesen, dann wäre sie vor Kummer davongelaufen.

Plötzlich zerriss ein Stimmengewirr die Stille. Menschen kamen gelaufen, und im Nu war die Veranda voll von Neugierigen, die sich um eine Gruppe von Männern drängten, die den stöhnenden Tsewang ins Haus trugen. Einer der Bastardochsen – halb Rind, halb Yak – hatte ihn beim Arbeiten auf dem Feld derartig verletzt, dass er, unfähig zu gehen, von den Männern ins Gehöft getragen werden musste. Sie lamentierten<sup>220</sup>

---

220 *lamentieren*: jammern, klagen

sehr, als sie hörten, der Sahib sei bei dringenden Arbeiten in Tingtse, wohin sofort einer von ihnen ritt. Sie brachten denn auch Wilhelm, der alles stehen und liegen ließ, mit nach unten. Er nähte die tiefe Wunde zwischen Tsewangs Beinen und versorgte ihn mit Medizin. Bei Dunkelheit erst verließen die Männer zufrieden das Gehöft.

»Heute ist Ellys Hochzeitstag!«, sagte Wilhelm, und Maria nickte. »Heute sei er!« Und sie verbrachten eine Stunde der Stille, dann holten sie Betty zu sich, die ihnen für Elly geblieben war.

Die Garben waren eingebracht, das Korn gedroschen, die Getreideschober waren voll, Gemüse und Obst lagerten im Keller, die Schafe waren geschoren, die eigenen und die 150 Schafe der Nomaden, Salz war gegen Wolle ausgetauscht, Wolle und Getreide waren gewaschen und Mehl und Grieß gemahlen. Der November stand vor der Tür. Alle, die zum Gehöft gehörten, hielten sich schon in seinen Mauern auf. Nur Dana nicht. Nachrichten von ungewöhnlichen Schneefällen kamen ins Tal, die jede Sorge berechtigt erscheinen ließen.

»Ein Mann ging mit seinem Hund und seinem Kuli über den Kukti-Pass. Der Mann sprang über den Gletscherspalt, sein Hund ihm nach, sein Kuli ebenfalls, als er sich umsah, war kein Kuli und kein Hund mehr zu sehen ...« Gangsom weinte, als sie diesen Vorfall, der sich gerade ereignet hatte, der Ama berichtete. Maria tröstete sie und erinnerte sie daran, wie oft sie selbst habe warten müssen. Sehr gut konnte Dana durch das Wetter irgendwo aufgehalten sein. Aber Gangsom schluchzte – denn sie hatte Dana sehr lieb. »Lieber möchte ich sterben als er.«

Doch an Sterben war nicht zu denken. Am nächsten Morgen ging es ihr wieder besser, der November war da; das Haus

musste von oben bis unten gerichtet werden, die große Familie des Gehöfts erwartete ein Fest, eine »Silberne Hochzeit«. Noch nie war eine »Silberne Hochzeit« im Tal, in ganz Bodyul nicht, gefeiert worden. Niemand konnte sich eigentlich darunter etwas vorstellen, doch etwas Besonderes musste es schon sein: Ein Ochse wurde geschlachtet, es wurde Bier gebraut, Buttermilch wurde gekocht, es wurde gebacken – ein Fest, ein Fest, ein großes Fest! Vielleicht war Dana unterwegs nur ein wenig aufgehalten worden. Warum trauern, bevor man sicheren Grund zur Trauer hatte? Gangsom lachte wieder so hell wie immer – und fast war es wie ein Lachen der Jorsam. Auch die vier anderen Ladakerinnen waren guter Dinge, das ganze Haus hallte von frohen Stimmen. Am 17. November wurde im neuen großen Herd ein mächtiges Feuer geschürt, und die Frauen des Gehöfts gingen an die Vorbereitungen zum Festschmaus, der sie alle – als eine einzige Familie – im großen Saal vereinen würde. Ungeheure Mengen Reis, scharfe Gewürze – Pfeffer, Kardamom, Kurkuma, Ingwer und Curry von der mildesten bis zur schärfsten Sorte – niemand konnte trauern, wenn es zum Festefeiern kam, und selbst der Traurige wurde froh.

Die alten Nachbarn witterten die guten Gerüche und ahnten, dass bei dieser Silberhochzeit auch an sie gedacht worden war, und wenn sie nicht selbst unmittelbar unter den Feiernden saßen: Eine Handvoll getrockneter Aprikosen lag wohl schon bereit auf einem der vielen metallenen Teller, die vor Tagen von Tseang Rolmas Tochter, Tsensin, geputzt worden waren. Tee und Bier und Reis ...

Tara Chand, auf beiden Ohren so schwerhörig, dass er unter die Tauben gerechnet werden konnte, war gebrechlich gewor-



den. Am liebsten wäre auch er noch einmal ins Gehöft hinabgestiegen, als Hari, sein Sohn und Thronfolger, ihm zuschrie, dass morgen dort ein Fest gefeiert würde zur Erinnerung an ein Fest, bei dem er – der König von Ralsum – eine Hauptrolle übernommen hatte. Gelangweilt saß er in seinem teppichbelegten Palast, vergrämt und einsam an seiner Wasserpfeife saugend. Beim Kloster! Das waren noch Zeiten, als die zwei Fremden, die »weißen Lamas«, sich hier ansässig machten. Ha! Waren das Zeiten! Sein eingeschrumpftes Gesicht nahm einen verklärten Ausdruck an, als er sich an all die Taten erinnerte: Auf jeden Zug, den die »weißen Lamas« machten, hatte er mit einem Gegenzug geantwortet, das war ein Spiel – ein Spiel für Männer! Doch was heute vor sich ging, war ein feiges Tun; Hari, sein Sohn, hatte keine Ahnung, der verstand beides gleich gut, sich krümmen und den Giftbecher reichen, aber einen ehrlichen Kampf? Dazu waren Hari und all die anderen nicht mehr fähig. Der Sahib hatte für die »weißen Lamas« das Spiel gewonnen, auch wenn das keiner zugeben wollte. Man würde ihm, der noch geblieben war, Schwierigkeiten genug machen, aber ihn und sein Haus vernichten, so wie man es sich vorgenommen hatte, das – bei den Drei Kostbaren! – würde keiner mehr wagen.

Tara schob die Wasserpfeife beiseite. Niemand war mehr da, mit dem er über diese Zeiten reden konnte: Mit Dewi war er im Streit und Moti Ram, der Dorfvorsteher, hatte sich zu Tode getrunken. Trinken! Bei den Drei Kostbaren: trinken! Ein gutes Hochzeitsbier wie damals. Damals. »He, Norbu! Hol einen guten Trunk Bier vom Sahib! Sag aber nicht, dass es für den alten König ist. Da, nimm den Krug und beeile dich, bevor das gute Bier aus ist!«

Und bald kam Norbu zurück vom Gehöft. Der Tschang-Krug, bis obenhin voll, war zu schwer gewesen für die schwachen Arme des kleinen Enkelsohnes, darum hatte ihn Dewasung auf die Schultern gesetzt und in den Palast getragen. Ohne dass er von Tara gesehen worden war, verschwand er wieder. Tara ließ seinen silberbeschlagenen Kore volllaufen, tat einen tiefen Zug und leerte den Trinknapf bis auf den Grund: Gut war der Tschang – der Tschang war gut! Und einen Augenblick spähte er durch die Wand der Jahre wie durch einen Ritz, und was er erblickte, war großartig. Er sah und hörte sich selbst reden und handeln, lachen und scherzen, und dann war da wieder das große Staunen über die Welt der Fremden, die ihnen so nahe gerückt worden war. Kein Zweifel, zu schwer hatte man es dem Sahib gemacht! Als er den zweiten Kore geleert hatte, war er versöhnt mit seinem augenblicklichen elenden Dasein, er spürte es nicht mehr. Er rief den Norbu herbei: »Was hat er denn gesagt, der Sahib? Oder hat er dich gar nicht gesehen?«

Norbu sah sich vorsichtig um, ob nicht hinter den Worten des Großvaters doch eine Strafe lauere. Als aber diese Sorge sich als unbegründet erwies, erzählte er treuherzig: »Der Sahib sagte, er wird dir noch einen Krug schicken und morgen einen Kilta voll Erntegut.«

»So? Das hat er wirklich gesagt? Soso! Und doch habe ich ihn gar nicht mehr hierher in meinen Palast gebeten!« Und er trank den ersten Krug, ganz allein, ganz für sich.

Dann schlief er ein, in seinen Teppich gerollt, und sah im Traum Pferde und Reiter, sich selbst an ihrer Spitze, in grellbunte Kleider gehüllt, den Pelzhut tief ins Gesicht gezogen – sie lauerten einem Leoparden auf, doch durfte niemand es wissen.

Er träumte so lebhaft, dass er sich plötzlich aufsetzte, wieder umfiel und dabei den Schädel am Krug anschlug. Davon wurde er wach: »Bist du da, Sahib?«, fragte er in den dunklen Raum hinein. »Gut, dass du da bist! Ich werde dir keine Schwierigkeiten mehr machen, ich bin ein alter Mann, der bald den Leib wechselt. Wir gehören zusammen, Sahib, auch wenn du es nicht glaubst. Ein gutes Spiel war das mit dir, und ich bin nicht schuld, dass der eine von euch fortging und der andere den Leib wechselte – hier in Bodyul. Bei den Drei Kostbaren: Du bist mein Freund, Sahib, auch wenn ich es dir nicht ins Gesicht hinein sagen werde, auch wenn ich hinter meiner eigenen Tür sitze wie ein Bettler hinter dem Tempeltor, der nach Almosen heischt, denn er, Tara Chand, der König von Garza, ist sehr arm geworden. Bringe mir ruhig die Kilta voll Erntegaben und vergiss nicht, Medizinen hineinzutun! Und wenn du kommst, ja, ich werde dich wieder empfangen wie in alten Zeiten, du sollst bei mir sitzen und sprechen – auch über das, was mir nicht gefällt. Das Leben geht zu Ende: *Da drig* – nun ist's genug!« Er leerte den Krug und fiel um, schwer wie ein Stein.

Der 18. November war gekommen. In der frühesten Frühe, als das Tal noch tief im Schlaf lag, erwarteten Wilhelm und Maria an den Fenstern ihrer alten Wohnung den Tag. Die letzten Sterne verblichen, das Dunkel wich, und allmählich zog ein Schein über die Hänge der »Sieben Buddhas« als ein Vorkämpfer des Lichts. Den *Drilburi* und seine namenlosen Nachbarn, die eben noch wie in stumpfem Silber dalagen, überzog ein Schimmer wie aus einem unsichtbaren Flammenherd – nur einen Augenblick lang, ganz kurz nur, dann war das Blühen erloschen. Die Konturen der Berge wurden schärfer, und strah-

lend stieg das Gestirn des Tages auf, sieghaft stieg es auf hinter dem Nyima Pet, der als Nächster der Schneefürsten seit 25 Jahren in diese Fenster hineingeschaut hatte. Wie ein Wächter war er, ein Freund, der von Beständigkeit kündete, auch wenn alles ringsum fragwürdig wurde.

Auf dem kleinen Arbeitstisch in Marias Zimmer standen die Kinderbilder, und vor den Bildern die noch verschlossenen Geschenke und Briefe der drei, die erst jetzt feierlich geöffnet wurden. Zwei silberne Serviettenringe kamen zum Vorschein, denn Ringe, meinte Elly, müssten es sein, und silbern dazu! Dann in großer, umständlicher Kinderschrift ein Bogen Gerhards, umrankt mit echten, gepressten Blumen der Heimat. Ein Notenblatt von Paul, seine erste Komposition »auf einem Klavier zu spielen«. Sie drückte in Tönen aus, was die Lettern eines Gedenkspruches in Worten sagten: Freude und Dank der ewig währenden Güte. Und wirklich: Jeder Schatten von Betrübniß oder Trauer floh an diesem reinen Morgen. Sie dachten beim Lesen der Briefe an die Lebenden und die Toten, die hier in diesen Räumen ihr Dasein begonnen und vollendet hatten, und es war, als gäbe es keine Trennung zwischen Leben und Tod, zwischen Asien und Europa.

Als auf dem Tisch mit seinen bescheidenen Geschenken nichts mehr lag, was zu besprechen und zu bewundern war, holte Wilhelm aus seinem Schreibtisch ein Päckchen. Maria öffnete es und fand eine fein ziselierete<sup>221</sup> Silberdose, darin das Abbild des einst verloren gegangenen goldenen Rings, dessen

---

221 *ziselieren*: eingravieren

Rand sechzehn kleine Türkise umliefen. Jeder Stein bedeutete ein Wort, die letzten aber lauten: »... denn die Liebe ist stark wie der Tod.« »Nimm ihn als Dank für das Vergangene und als Unterpfund<sup>222</sup> für das Kommende. Wohl werden noch neue Belastungen und Proben zu bestehen sein. Doch das Vergangene ist bestanden, besiegelt durch Liebe, die unzerstörbar ist.«

Die alte Kindertruhe knarrte und stöhnte, als Maria sie öffnete, und sie meinte, das sei viel zu viel Lärm um das, was sie ihm zgedacht habe. Wilhelm löste das Band um sein Päckchen und brachte einen Schal aus chinesischer Seide hervor. Darauf lag ein geschnittener blauer Stein – ein Adler im Flug. »Für die Toten und die Lebenden, die wie auf Adlersflügeln uns davongetragen wurden. Es ist aber der Sonnenvogel, der mit erlösendem Schrei das Dunkel durchstößt! Ein Türkis nur, eigentlich hätte es ein kostbarer Saphir sein müssen! Meinst du nicht auch?« Doch Wilhelm wehrte ab: »Die Saphire haben viel Verwirrung über das Tal gebracht. Ich rühme den stillen Türkisen, der in den Bergen hier um uns wächst wie Blumen aus dem Stein.«

Im Haus wurde es lebendig. Doch weder Rufen noch Singen noch Lachen holte das Silberpaar aus der Abgeschlossenheit seines Reiches. Wie zwei, die viel miteinander zu besprechen haben, saßen sie da und tranken Tee: »Weißt du noch ...?« Manches Fröhliche, manches Traurige, manches Erschütternde, manches Vernichtende ... Der Dampf aus dem hauchzarten Porzellan stieg auf in feinen Bläschen: »Weißt du noch ...?«, und: »Erinnerst du dich noch ...?« Es war, als stünden die Jahre auf,

---

222 *Unterpfund*: Beweis, Garantie, Pfand

lebendig und neu. Über Marias Scheitel lag es wie Reif. Doch ihre Augen leuchteten wie damals, und auf den Wangen blühte immer noch ein Glanz von Jugend. Weder Angst noch Kummer hatten dieses Gesicht zerstört, das jetzt in der Reife zu einem unverwechselbaren geworden war. Er dachte daran, wie sie sich so oft in vollkommener Einsamkeit zu behaupten hatte, und er sah zum ersten Mal bewusst die Silberstreifen, die sich durch ihr dunkles Haar zogen. »Wie wenn weiße Kraniche über einen dunklen Flusslauf ziehen ...«, sagte er leise und ließ die Hand über die Silberfäden gleiten.

»Hörst du den Ruf der hungrigen Schrappa?«, fragte Maria. »Sie kommen wie damals, als sie in den Höhen nirgendwo mehr etwas fanden.«

»Ja, es kommt ein zeitiger Winter«, meinte Wilhelm, »ein früher, langer Winter. Um das festzustellen, braucht man nicht einmal einen Wetterbeobachtungsposten!«

Seine Augen, die in all den Jahren einen lichtgrünen Schimmer – wie gebleicht und entfärbt von dem Höhenlicht – erhalten hatten, blickten durch das Fenster. Noch heute waren sie so scharf, dass sie den winzigsten Punkt am Himmel als das Kreisen eines Adlers oder Lämmergeiers unterscheiden konnten. Auch jetzt fuhren zwei, drei, ja, fünf in niedrig rauschendem Flug über das Dach der Veranda hinweg. »Irgendwo müssen Tiere abgestürzt sein«, sagte er. Immer noch fiel auf die ernste Stirn die eigensinnige Haarlocke, die inzwischen schlohweiß geworden war wie das ganze dichte Haar, das in einem merkwürdigen Kontrast zu dem fast jugendlich wirkenden tiefdunkelbraunen Gesicht stand, das die schmalrückige Adlernase immer noch beherrschte. Der Mund, der ebenso befehlen wie

bitten konnte, sagte leise: »Wechsel der Jahreszeiten! Aber ich weiß nicht, welches die schönste ist ... Der Herbst ist reich wie keine andere.«

Der tiefe erzene Ruf eines metallenen Gongs lief über den Hof hinweg, und mit einem Gesang aus 25 Kehlen wurde das große tibetische Familienfest eröffnet. Joldan dirigierte die Stimmen der Erwachsenen und der Kinder, die in ihren Händen Körbe mit letzten Blumen hatten. Die »Töchter« des Gehöfts, prächtig geschmückt mit einem Perag, trugen auf Tellern Früchte ihres eigenen Feldes, und Gangsom hatte ihren in hohen Ehren gehaltenen weißen Seidenschal über den Kopf gebreitet. Feierlich verneigten sie sich vor dem Silberpaar, hinter das die »Söhne« getreten waren, um ihr »*Trashis shig*«<sup>223</sup> zu sagen.

Joldan, der aus seinem Saphirenhandel gelernt hatte, stand wieder fest und unbeschwert inmitten seiner eigenen und der großen Familie. Seine fünf munteren Kinder sammelten sich um Tseang Rolma, die noch fast genauso aussah wie zu ihrer Hochzeit. Nur noch diesen Winter würden die Joldans das Berghaus bewohnen, dann sollte sich Joldans Traum, Beamter in Ladak zu werden, erfüllen.

Niemand war gewissenhafter, verlässlicher und offener als Lhasgyab – ein Sohn, ein treuer Sohn, war er geworden, er liebte Leering Balsom, als hätte er an ihr gutzumachen, was er an seiner Stiefmutter Jorsam aus Leichtsinns versehen hatte.

Drogmo war ernst geworden, fast nicht mehr zu erkennen. Sein plötzlich hereinbrechendes Ungestüm war von ihm abge-

---

223 »*Trashis shig!*«: etwa »Frohes Fest!«

fallen, er hatte erfahren, dass das Auge des Sahib ihn durchschaute »bis auf die Knochen«, und sein Schweigen über entdeckte Zwielfichtigkeiten war schlimmer als sein Reden darüber. Doch es war lange her, dass ein Reden notwendig gewesen wäre. Er liebte Sangye zärtlicher denn je.

Nur Gangsom war in der allgemeinen Fröhlichkeit von einem Schatten umdüstert: Dana fehlte immer noch! Doch sie klagte nicht und führte ihre Kinder, die kleine Geschenke brachten, zu den Eltern. Später, als man sich um die große Tafel niedergelassen hatte, bat sie, alle, die von draußen ins Gehöft kämen, bedienen zu dürfen. Sie schöpfte Buttertee und Tschang aus, und mancher Bodpa sah sie zweimal an, die Einzige im Tal, die weder Silberkrone noch Perag trug, dafür aber riesige ziselierte Silber-Ohringe, die ihrem schmalen Gesicht einen blinkenden Rahmen gaben. Sie war eine Fremde, außer für ihre Eltern und Dana. Manchmal schlug sie einem allzu aufdringlich den Hof machenden Tschang-Bettler die Holzkelle entgegen, sodass er zurückwich. Es fehlte nicht viel, dass er gesagt hätte: *Garbai bomo!* Denn mit Gangsom war nicht zu spaßen.

Die Sonne versank schon hinter den westlichen Graten, die meisten Männer, Frauen und Kinder hatten zufrieden und satt das Gehöft verlassen – da kam noch als letzter müder Wanderer Dana, sein Packtier voll beladen mit Einkäufen aus Simla, mit Extrapost und Zeitungen. Gangsom entfiel vor freudigem Schreck die Holzkelle, sie legte ihre Fingerspitzen an die Danas, und Tränen traten ihr in die Augen. »*Migbras*«, sagte Dana ruhig, »warum haben deine Augen salziges Wasser! Nur weil etwa gar ... weil dein Dana so lange bei den Mon des Südens war?« Und er trocknete ihr mit einem Tuch die Tränen, die er – seinetwe-



gen – nie für möglich gehalten hätte bei seinem widerspenstigen »bomo«. »*Da drig!*«, sagte er schließlich, »nun ist's genug!«, und beide gingen hinein in den festlich geschmückten Saal.

Friede war unter den Dächern des Gehöfts. Bald schliefen alle. Nur zwei Augenpaare konnten sich noch nicht schließen. Seit Jahr und Tag in Stroh verwahrt, hatte Wilhelm eine Flasche Rheinwein im Keller. Jetzt war der hohe Tag gekommen, sie zu öffnen. Mit Andacht zelebrierten sie das edle Getränk. Nektar der Heimat im tiefsten Himalaya. Es war so still, und jeder Schritt, den Wilhelm machte, war wie der Einbruch in eine Oase des Schweigens. »Manches ist getan, doch noch nicht genug. Die Grenzen aber sind abgesteckt! Kyelang steht! Und sollte es doch noch fallen, so werden wir zusammen mit ihm untergehen. Leh steht – alles ist vorbereitet und wird sich abrollen wie von einer Spindel, jetzt nach 25 Jahren. Poo steht, wenn auch mit Opfern, aber es steht – ja, die Grenzen sind abgesteckt!«

Maria machte Licht. Dana hatte noch etliche Post mitgebracht, aber nur ein Brief war heute von Wichtigkeit, und beide stießen einen kleinen Ruf des Entzückens aus, als ihnen, sauber aufgezeichnet, die »Hochzeitstafel Elisabeths« entgegenfiel. »Die Grüne Hochzeit kommt zur Silbernen.« Und dann saßen sie und studierten die Namen – bekannt und unbekannt –, die sich um das große Hufeisen zusammengefunden hatten. Doch sie stutzten, als sie Pauls gründliche Feinarbeit erst richtig entdeckten. Auf einem Sitzplatz war ein Gebilde gemalt, das aussah wie ein Herz, die Fußnote dazu hatte die Gestalt eines kleinen Briefes. »Dieses hier ist meine zukünftige Frau. Eine andere will ich nicht. Sie ist erst fünfzehn Jahre alt, ist die Cousine meines neuen Schwagers. Sie weiß nicht, dass ich sie liebe und dass ich

sie heiraten werde. Sieben Jahre werde ich auf sie warten, ohne dass sie es wissen soll, dann werde ich um sie anhalten, denn dann ist sie so alt, wie Mutter als Braut war. Sie heißt wie du, Mutter, aber alle nennen sie nicht Maria, sondern Maya. Sie sind sieben Schwestern, aber keine gefällt mir so gut wie sie, und darum will ich sie heiraten, auch wenn ich noch länger als sieben Jahre warten muss. Ich bitte euch schon heute um euren Segen dazu.«

»*Yasa-ho!*«, sagte Wilhelm vergnügt über die kindliche Offenheit seines *Palog-pa*, die erkennen ließ, dass sich auch nicht das Geringste zwischen hier und dort geschoben hatte. »*Yasa-ho!*«, wiederholte er und füllte noch einmal die Gläser. »In jeder Hochzeit steckt eine neue!«

Sie traten an das Fenster, und der Nyima Pet spiegelte sich als mondbeschienener Kegel im Glas. »Was meinst du, Mie, sollen wir ihm schon jetzt, auf sieben Jahre im Voraus, unseren Segen geben?«

»Warum nicht? Vielleicht fällt ihm das Warten dann leichter! Dass er sich selbst eine so lange Frist setzt, zeigt seinen Ernst. Aber, was sagte er: sieben Schwestern? Lauter Cousinen unseres neuen Schwiegersohns, das können doch nur ...«

Eine Pause des Nachdenkens. Maria hatte recht. Die sieben Schwestern waren die Nichten der Maximiliane Adolfine Weiz-Rosenberg, um die Wilhelm einst vom Himalaya herab als Braut angehalten hatte, die nach Labrador heiratete, ohne Kinder blieb, aber durch diese Heirat zu sieben frischen jungen Nichten gekommen war.

»Das ist merkwürdig«, meinte Wilhelm, und Maria lächelte schelmisch.

»Was meinst du, den Segen könnten wir ihm getrost geben, wollen wir nur hoffen, dass es ihm nicht ergeht wie dir damals und er sich mit einer anderen, unbekanntem Braut abquälen und begnügen muss!«

Wilhelm zog sie an sich und küsste sie auf die Stirn. »Niemand anders hätte je ›meine‹ Maximiliane werden können!«

Lauter rauschte der Bhaga. Nur noch zwei Kohlen glühten in dem metallenen Becken und ein Scheit Schugga-Holz flackerte auf. Dichter zog Maria den Pelz um die Schulter, denn die Novemberrnacht war kühl. Doch draußen auf den »Sieben Buddhas« glomm das Licht des Mondes – silberne, einzigartige Nacht der 25 Jahre.

## »MENSCHLOS, SCHWER WIE SELT'NER LOTOS ...«

Lichtfunken der untergehenden Sonne sprühten durch das Indus-Tal. In der durchsichtigen Luft der großen Höhe leuchteten die Berge ocker, violett und karmin. Verborgен hinter einem Pappelwäldchen, etwas außerhalb der alten Königsstadt Leh, lag die neue Station der »Moravians«. Acht Jahre lang bestand sie nun, acht Jahre hatte Redslob, den Fußspuren Wilhelms folgend, den Boden dort gefestigt und sich behauptet. Es waren zwei durch besondere Übereinstimmung ihrer Naturen eng verbundene Freunde, die gleiche Einsichten zur Einheit im Denken und Handeln führte. Zwei Männer, die ihre Schultern unter das gleiche schwere Werk geschoben und es – bisher unter den glücklichsten Auspizien<sup>224</sup> – getragen hatten. Der Lieblings- traum Wilhelms war durch den Freund verwirklicht: Leh stand. Alles, was im alten, fest gegründeten Kyelang ausgereift war, konnte der neuen Gründung nur dienlich sein.

Die gesamte Ladaker-Kolonie, die seit 35 Jahren in Kyelang bestanden hatte, war in ihre alte Heimat am Indus zurückgekehrt – Männer und Frauen, die den Geist von Kyelang in sich trugen. Lhasgyab und seine Familie bewohnten wieder sein altes Haus unter Thigse-Gompa, Joldan hatte sein Haus in Tuschot bei Leh bezogen und diente der Regierung als Beamter, Drogmo aber war der unentbehrliche, treue Diener der neuen

---

224 *Auspizium*: Aussicht, Vorbote, Omen

Station und Sangye die Seele der Dienerinnen. Redslob, ein gewandter Übersetzer und Sprachforscher, war auch in diesem Punkt ein idealer Partner für Wilhelm und die jüngeren Kräfte in Poo; Kyelang und Leh profitierten aus dieser Gemeinsamkeit.

Wenn es nur eben ging, machte Wilhelm jeden Sommer einmal die beschwerliche Zwanzig-Tage-Reise quer durch den Himalaya nach Leh, um Einsicht in das Gewonnene und das neu zu Gewinnende zu erhalten. Die einstigen Kyelanger hatten es nicht leicht in ihrer alten Umgebung, aber gerade das schloss sie noch enger zusammen. Gergan aus Lhasa hatte nun alle Ämter in Leh und seinen Obergopa-Posten in Hundar aufgegeben, um der Station ungehindert nahe sein und ihr dienen zu können. Er übernahm das Amt des Präzeptors<sup>225</sup> der Jungen, die bei Redslob Schule hatten. »Kyelang kommt nun doch noch nach Ladak«, sagte er, da es ihm nie geglückt war, selbst nach Lahoul zu gelangen.

Und dann kam endlich Karl Marx, der erste voll ausgebildete Arzt der »*Moravians*«. Dr. Marx, ausgestattet mit deutschen und britischen Diplomen, sprachbegabt und sprachbegeistert wie seine beiden älteren Kollegen, hielt im Regierungshospital Einzug wie ein Befreier aus tausend Nöten. Händler und Pilger aus Schigatse, Yarkant, Trashilhunpo<sup>226</sup>, Chumurti – aus allen Teilen Innerasiens kehrten sie ein beim »*Datra-Sahib*«<sup>227</sup> im Hospital unter den Weiden und Pappeln, wenn sie Hilfe nötig hatten.

---

225 *Präzeptor*: Lehrer

226 *Trashilhunpo*: im Westen der Stadt Schigatse (heute Xigazê) gelegen; Sitz des *Penchen Lama*, einer bedeutenden Reinkarnationslinie im tibetischen Buddhismus

227 »*Datra-Sahib*«: vermutl. »Gesundheits-Sahib«

Der Ruf und Ruhm des Datra-Sahibs aber drang weit über die Grenzen Westtibets hinaus, als bekannt wurde, dass er Blinde sehend machen könne. Die ungezählten Starblinden fühlten sich der Stunde ihrer Befreiung aus der ewigen Nacht nahe, und sie kamen herbeigeströmt bis von Lhasa her. »Er hat uns die Augen aufgetan«, riefen die Sehendgewordenen, und ihr Ruf war wie der Jubel der Erlösten. Oft wusste er sich nicht zu retten vor all den Heilungsbedürftigen, und Drogmo, den man im Hause nur »den alten Zacharias« nannte, wurde der geschickte, unentbehrliche Krankenwärter.

Marx hatte auch eine lebensprühende junge Frau mitgebracht. Sie hieß Elisabeth und war – verwunderlich genug – die älteste der sieben Nichten Maximilianes. Ihre kleine Schwester Maya würde nun tatsächlich – denn sieben Jahre waren vergangen – den ältesten Sohn Wilhelms und Marias heiraten, und Lizzi wurde von den »Kyelanger Eltern« fast wie die eigene Schwiegertochter angesehen. Vier Jahre in der Fremde und in der Viertausender-Höhe Ladaks – der Tod ihrer kleinen Tochter dämpfte ihren ursprünglichen Lebensmut so sehr, dass nur Arbeit ihre Rettung schien. Doch dann kam das Jahr des weißen Hasen, das ihr ein Kind verhieß. Es begann damit, dass Gergan starb. Seinen Sohn Tsetan, den er »Yosep« taufen ließ – er selbst starb als Buddhist –, legte er Redslob und Marx an das Herz. Marx nahm ihn an als sein eigenes Kind, und Lizzi war glücklich. Dann kam der Tag, an dem ein Mann aus Baltistan eintraf und sich mit letzten Kräften zum Hospital schleppte; seinen Namen konnte er nicht mehr sagen, er wies nur auf seinen etwa zehnjährigen Sohn mit der Gebärde der Bitte und starb. Ali, völlig in Lumpen gehüllt, wurde nun der zweite Pflegesohn

Lizzis. Yosep und Ali, unzertrennlich, liebten ihre Pflegeeltern sehr.

Der Winter ging seinem Ende entgegen. Da brach das Verhängnis herein. Marx wurde von *Rtsa-nad* gepackt, einer typhus-ähnlichen Aderkrankheit, an der auch Alis Vater gestorben war. Um das Hospital drängten sich die Kranken, die von weither gekommen waren, die Blinden standen und warteten, sie riefen, sie schrien nach dem Datra-Sahib. Das Haus der Philing selbst glich einem Hospital; das Fieber hatte um sich gegriffen. Redslobs Frau, seine kleine Tochter lagen danieder, dann legte sich Lizzi, und es legten sich die Dienstboten. Nur Redslob hielt sich noch auf den Beinen, und er ging von einem Lager zum anderen, linderte, wo er konnte, und wenn er die Runde beendet hatte, begann er sie von Neuem. Der alte Zacharias schlich wie ein Geist durch die Räume, sie waren ein Ort des Grauens. Auch der junge Dewasung aus Kyelang, der den Winter über in Leh verbracht hatte, um an der dortigen Wetterstation Erfahrungen für Kyelang zu sammeln – denn er sollte Dana von nun an unterstützen –, war noch nicht vom Fieber befallen. Er eilte, so schnell ihn seine Füße trugen, in die Umgebung von Leh, wo ein junger englischer Arzt sein Camp aufgeschlagen hatte, um zu jagen. Dr. Thorold kehrte mit Dewasung zurück und hielt sich sechzehn Tage lang bei den Kranken auf, »wie ein Engel« war er unter ihnen, doch auch er konnte das Unabänderliche nicht verhindern.

In einer dieser Fiebernächte wurde Lizzis Sohn geboren. Sie nannten ihn Beatus. Getrennt von ihm durch mehrere Wände hörte der Vater gepeinigt die wimmernden Töne des Kindes ... Doch nach zwei Tagen hörte das Wimmern plötzlich auf. Beatus

war tot. Einen Tag danach starb Marx. Redslob schlug notdürftig einen Sarg aus Pappelholzbrettern zusammen und legte den Toten hinein, den toten Sohn gab er ihm in den Arm.

Die Menschenmenge, die sich in dem Pappelwäldchen um das Hospital gelagert hatte, strömte nicht ab, als bekannt wurde, dass keine Hilfe mehr zu erwarten sei; sie folgte dem Sarg den weiten Weg durch die Wüste vor Leh, in der sich der Gottesacker<sup>228</sup> der Station befand – noch völlig leer. Redslob ritt vor dem Sarg her. Dewasung und der alte Zacharias, zusammen mit zwei Dienern des Hospitals, trugen den Sarg auf ihren Schultern. Yosep und Ali waren das einzige Trauergefolge des Hauses, das sich mit allen Kranken selbst überlassen blieb. Die beiden Kinder weinten laut, sie riefen nach dem Vater. Die etwa tausendköpfige Menge – Buddhisten, Hindus, Muslime – ein Grauen hatte sie angepackt, dass selbst ein Wundermann wie dieser Arzt des Regierungshospitals nicht vom Tod verschont bleiben konnte. »Er hat uns die Augen aufgetan!« Der Ruf der Sehendgewordenen setzte sich fort bis zum letzten Mann.

Redslob saß aufrecht in seinem Sattel. Er blickte starr in das Rot der untergehenden Sonne, die den Staubwolken etwas wie das Flammen von riesigen Herbstfeuern verlieh. Er griff die Zügel fester, denn dieses wogende Rot begann ihn zu quälen. Und immer wieder sanken die Hufe des Tieres tief ein in den Wüstensand, schleppend bewegte sich der Zug voran. Dann endlich saß Redslob ab. Der Sand floss den Männern über die Schaufel. Eine Gruft in der Wüste. Das Pferd neben sich, sprach

---

228 *Gottesacker: Friedhof*



Redslob im Stehen die Kyelanger Totenliturgie. Doch nur die ganz nahe am Grab standen, konnten seine Worte verstehen, so dünn erhob sich die Stimme über die Menge, und doch sprach sie laut:

»Deine Menschwerdung und Geburt ...

Dein Todeskampf und blutiger Schweiß ...

Deine Bande, Schläge und Verspottung ...«

Yosep und Ali packte erneut das Weinen, sodass selbst die alten Männer neben ihnen – in rote Kutten gehüllt – sich mit dem Ärmel, ganz ungewohnt, über die Augen fuhren.

»Deine heiligen Wunden ...«

Da stockte die Stimme. Redslob wankte einen Augenblick und stürzte zu Boden, doch er erhob sich augenblicklich. Um nicht erneut niederzusinken, ging er in die Knie und betete auf den Knien weiter:

»... tröste uns, lieber Herr, Gott!«

Die Sonne glühte über der Wüste, und die weiße Wand des Maitreya-Tempels war wie eine blendende Scheibe. Da verstummten die Worte. Mit aller Kraft hielt sich Redslob am Pferd fest. Und als die Männer die Gruft von Vater und Sohn endlich mit Sand und Steinen zugeworfen hatten, saß er mit Mühe auf. »Binde mich fest, Zaka!«, sagte er in leisem, befehlendem Ton, und Zaka band ihn auf seinem Pferd fest, und es hufte wie von selbst den weiten Weg zurück. Vor dem Haus hob Zaka den halb bewusstlosen Sahib vom Sattel. Noch wenige Tage nur, dann starb er.



Das gewaltige Orchester der großen Schneeschmelze hatte in den Bergen eingesetzt. Wilhelm und Maria besuchten die Kranken. Auf dem Rückweg wanderten ihre Augen die Straße ab, und Wilhelm blickte in die Höhe.

»Er bleibt länger, als es seine Art ist!«

»Vielleicht kann er sich nicht trennen von ihnen.«

»Ich sollte selbst hinüberreiten!«

»Ein Bergrutsch, eine zerrissene Brücke können immer Hinderungs- und Verzögerungsgründe sein!«

»Schon längst vor der Sommersonnenwende hätte er hier sein sollen ...«

An diesem Abend traf Dewasung ein. In Eilmärschen war er von Leh herübergekommen. Er fand Wilhelm in seinem Arbeitszimmer. Ganz verstört warf er sich zu Boden: »O Sahib: Die Schatten werden größer, wenn das Licht kleiner wird!«

Wilhelm versuchte ihn aufzurichten, doch Dewasung blieb am Boden sitzen und starrte vor sich hin. Schließlich sagte er tonlos: »Der Datra-Sahib in Leh ist krank.« Er begann zu schluchzen: »Der Datra-Sahib ist sehr krank!«

»Sofort auf die Pferde!«

»O nein, Sahib! Der Datra-Sahib ist schon gestorben. Wir haben ihn in die Erde gelegt in der Einöde vor Leh, wir haben ihn in einen Sarg aus Pappelholz gelegt und ihm dazu seinen kleinen Sohn in den Arm gegeben. Der Redslob-Sahib hat ihn vor die Stadt geführt, und alle folgten dem Sarg, nur die Kranken nicht – alle im Haus waren krank. Als wir von dem Grab zurückkehrten, wurde der Redslob-Sahib krank, er ist tot. Bei seinem Begräbnis schritt ein alter Pilger hinter uns her, er hatte

die Augen in die Sonne gerichtet und betete immer nur das eine, immer das Gleiche – laut betete er dieses eine: »Menschenlos erringst du, schwer wie selt'nen Lotos, darum lass das Lachen, folge heiliger Lehre ...« Ich weiß nicht, war er Christ, war er Buddhist, war er Muslim ... Ich sah überall nur die Spur des Todes. Oh, dieser Tod in der Wüste, dieser schreckliche Tod in der Einsamkeit. Mich hat er nicht gewollt, aber er hat mich angestarrt – und unter seinem Anblick erbebt ich.«

Wilhelm nahm die Hand von der Stirn und blickte Dewasung forschend, bittend an: »Das ist doch nicht wahr, Dewasung! Sag, dass es nicht wahr ist!«

Doch Dewasung ging ganz zerschlagen nach draußen, an der Tür wandte er sich mit schlaffen Schultern um: »Die beiden Frauen und das Mädchen sind gesund geworden, sie reisen sofort in ihre Heimat zurück. Ich werde nun gehen und alles der Ama sagen – alles.«

Niemand wagte es, die verschlossene Tür zu berühren, hinter die Wilhelm gegangen war. Zwei Tage, zwei Nächte. Tief in der Nacht öffnete sich die Tür. Fahl war das sonst so strahlend frische Gesicht Wilhelms. Maria hatte einen Brief an Lizzi abgeschlossen und war im Begriff, ihn zu versiegeln. Sie fühlte, wie sich seine Hand auf ihre Schulter legte, sie sah, wie sich das Eisgrau seines Gesichtes allmählich mit Farbe und Leben füllte. Ganz allmählich begann ein Lächeln in seinen Augen aufzublühen. »Geschlagen wohl – aber nicht allein!«

# NOCH BEVOR DER WINTER DIE PÄSSE SCHLIESST ...

Eine neue Zeit war angebrochen – beim Kloster! Es war nicht mehr wie früher! Tsang Sodnam kaute auf einer Knoblauchzehe. Er war verbittert. Nein, es war nicht mehr schön in Ralsum, seit es die blauen Steine geregnet hatte und dieser Postmaster sich hier aufhielt mit seinen vier Runnern, deren Arbeit er einst ganz allein bewältigt hatte. Auch mit dem Wetter hatte es nicht mehr seine Richtigkeit. Oder war es je so gewesen, dass es in Garza während des Sommers regnete?

Man war ja seines Lebens nicht mehr sicher, ob da nicht plötzlich der ganze Berg auf einen herabgerutscht kam, von Schlamm triefend: ein Ungeheuer ohne Arme und Beine, das das ganze Dorf mit seinem schwarzen Leib zudeckte. Lawinen des Schnees waren schrecklich, Lawinen des Regens waren ekel-erregend, wie wenn sie *bDud*, der Teufel, selbst ausgespien hätte. Das Wasser des Beas hatte er kürzlich erst so vergiftet, dass die Fische meilenweit tot ans Ufer gespült wurden. »Arsenik!«, hatten die Sahibs gesagt; aber es war doch *bDud*, der Teufel.

Tsang Sodnam saß auf der Gartenmauer des Gehöfts und überdachte voll Trübsinn den Lauf der Zeiten. Da fuhr er plötzlich aus seiner Lethargie<sup>229</sup> auf, ein sirrendes Geräusch, ein Stich wie mit einer Nadel, ein Schlag mit seiner flachen Hand und ein Fleckchen Blut zeigte sich auf seinem Arm. Ein durchsichtiges

---

229 *Lethargie*: Trägheit

Flügelpaar, der winzige Leib eines Insekts: Das Tier war tot. Er seufzte, holte die Handgebetsmühle aus seinem Leibgurt, ließ sie schnurren zur Entsühnung des sündigen Tötens. In Garza hatte es noch nie Mücken gegeben. Sie hatten kein Recht, hier zu leben, sie stammten von *bDud*, dem Teufel. Und da – er richtete sich auf –, kroch da nicht ein Wurm? Ein langer Wurm kroch aus der Erde, er bog seinen Ringelkörper in die Höhe und bohrte sich wieder in die Erde. Regenwürmer! Seit wann gab es das hier? Er blickte vorsichtig in die Höhe, ob sich nicht vielleicht von den überhängenden Zweigen eine Schlange wand. Doch darüber beruhigte er sich bald; die Lamas hatten die Schlangen immer mit ihrem Donnerkeil in Bann gehalten.

Dann dämmerte er ein. Den struppigen Kopf auf seiner Ziegenpelzjacke, als wäre sie der alte Postsack, träumte er sich hinter eine windgeschützte Felswand, über die weiße Monsunwolken zogen. »Du hast mich zu deinem Boten gemacht, Sahib, und ich will dein Bote bleiben. Ein *Ponya*<sup>230</sup>! Kein Kuli, hörst du, Sahib, ein *Ponya*!«

»Du bleibst mein *Ponya*, Tsang Sodnam! Was die Runner nicht leisten, bekommst du, der Extrabote, die Post wächst mir sowieso über den Kopf. Doch mit den Runnern stell dich gut, Tsang Sodnam!«

»Dir zuliebe und mir zuleid, Sahib – auch wenn ich sie nicht ausstehen kann!«

Tsang Sodnam hatte recht. Es hatte sich manches in Lahoul geändert. Die Postrunner waren nicht zu leugnen, und das offi-

---

230 *Ponya*: Bote

zielle *Post Office* war eine – wohltätige – Einrichtung, man hatte ein Gerichtsam und eine Wetterstation, und es sah aus, als ob doch noch einmal eine Eisenbahn von Vorderindien bis Simla zustande kommen sollte. Der letzte Telegrafeposten stand sieben Tagereisen weit vor Lahoul – trotzdem gelangten alle Nachrichten aus der großen Welt mit der Regelmäßigkeit, die vier Postrunner während des Sommers gewährleisteten, in das Haus unter den »Sieben Buddhas«. Es gab keine »Welt über den Wolken« mehr, die Kontakte blieben, selbst wenn die Runner und die Ponys zeitweilig gezwungen waren, ihren Dienst einzustellen.

Sieben Jahre waren seit der Tragödie in Leh vergangen. Wilhelms Sorge, das Werk in Ladak würde zugrunde gehen, zerstreute sich mit dem Kommen neuer junger Kräfte, die bereit waren, Tibet zu erforschen und es mit der Welt des Abendlandes im engsten und weitesten Sinne bekannt zu machen. Außer Leh gab es eine neue Station im Indus-Tal: Kalatse. Poo war versorgt, und die Stationen Chot und Chini in Lahoul begannen unter Ga Puntsog und Chompel, einem früheren Mönch aus Trashilhunpo, zu blühen. Seit Jahren wurde Wilhelm durch diesen jungen Ga Puntsog unterstützt. Auf einer seiner Reisen durch Tibet fand er den pilgernden Lama Chompel völlig aufgerieben von den Strapazen langer Wanderung. Ga Puntsog pflegte ihn aufopfernd und brachte ihn mit nach Kyalang, wo er bald heimisch wurde. Wie wenn der alte, treue Ga Puntsog einen Freund aussenden wollte – so bekannte sich nun der junge offen zu dem Haus, und mit ihm Chompel. Säulen waren eingestürzt und neue Säulen wuchsen aus den Trümmern.

Und auch Wilhelm war aus allen Niederlagen stärker hervorgegangen. Immer noch schwungvoll, in Gang und Haltung auf-

recht wie ein König, das Gesicht umwallt von weißem Haar und Bart, verdeckt jetzt alle Schärpen und Schroffen, das Gesicht eines Patriarchen. Heiter und ungetrübt blickte sein Auge immer noch durchdringend und scharf. Auch Maria war schlohweiß geworden, und leuchtender traten unter diesem weißen Haarschmuck die klaren Augen hervor; ihr großliniges Profil hätte man gebietend nennen können, wenn es nicht durch eine unaussprechliche Güte gemildert worden wäre. »Wollt ihr denn immer noch bleiben?« Diese Frage trat dann und wann versteckt und offen an sie heran, und immer kam die entschiedene Antwort: »Es wäre ein Unrecht, an Ausruhen zu denken und von Kyelang wegzuziehen: Noch zu viel ist ungetan ...«

Im Gehöft stand ein neuer Schulbau, nachdem die Hauptschule mit den zeitweise fünf, zeitweise zehn Außenschulen wieder allein in die Hände der Regierung übergegangen war, da sich einige Jungen zu der neuen *Tschos* bekannt hatten. Trashi Stanpels Arm reichte weit. Doch die Meinung der Leute verschaffte sich Geltung: »Bei dem Sahib haben sie mehr gelernt als bei dem Hindi- und Urdu-Lehrer und dem Lama von Tigmoling, die zufrieden sind, wenn sie ihre Stunden mit den Rümpeln abgeübt haben, wofür sie von der Regierung salarisiert werden.«

Und sie selbst waren neugieriger denn je, als von den Runnern Kisten angeschleppt wurden, aus denen prächtige Bilder und Landkarten zum Vorschein kamen: für ihre Kinder. Als dann noch die *Laterna magica*<sup>231</sup> im großen Saal des Hauses wahre Zauberspiele an der Wand aufscheinen ließ, staunten

---

231 *Laterna magica* (lat., »Zauberlaterne«) o. *Skioptikon*: Projektionsgerät, ähnlich einem Diaprojektor

und staunten sie mit offenen Augen und Mündern, genau wie ihre Kinder. Dewi Chand sah das alles nicht gern, immer noch nicht, obwohl er sich inzwischen eigentlich daran hätte gewöhnen müssen; zu sagen hatte er ohnehin nichts mehr, seit Hari, Tara Chands Sohn, wirklich zum »König von Ralsum« bestätigt worden war. Aber Hari stand in seiner Abhängigkeit. Der Neffe liebte mehr den Onkel als den Vater. Und das war Dewi recht.

Seine Augen hatten ein unruhig flackerndes Leuchten, als er Wilhelm begegnete. »Höre, Sahib!« Er kam ganz nahe an Wilhelm heran. »Wenn ich nicht gewesen wäre, dann hättest du ein leichteres Leben hier gehabt. Du hast mich gereizt wie ein Markhor<sup>232</sup>, den ich nicht abschießen darf, aber ich habe dir Fallen gestellt – viele Fallen, noch viel mehr, als du ahnst!« Er lachte zufrieden in sich hinein. »Solange ich lebe, werde ich Fallen stellen, weil es mir Spaß macht, aber bei dir besonders, denn du hast allen gezeigt, dass man leben kann, ohne dass die Dämonen einen zerstückeln, und das ist es, was mir nicht gefällt. Hari, der neue König von Ralsum, tut, was ich ihm sage, und wechsle ich den Leib, dann steht er da und handelt, als ob ich es wäre. Er wird dir noch zu schaffen machen, denn du, Sahib, wirst nie sterben – auch wenn dein Haar nun weiß geworden ist und alte Männer wie ich dich kaum noch erkennen. Ich weiß es, du hast einen Lebenstrank, der dich jeden Morgen frisch macht. Ich hätte dich um diesen Lebenssaft bitten sollen, aber der Edelmann, der hier vor dir steht, ist wohl ein *me-me*, ein alter Mann, aber ein Bettler ist er nicht!«

---

232 *Markhor* o. *Schraubenziege*: wilde Ziege in Zentralasien mit gewirbelten (»geschraubten«) Hörnern



Wilhelm, der seinen Schritt verlangsamt hatte, beugte sich zu ihm herab: »Habe ich je dich oder auch nur irgendein denkendes Wesen gezwungen, etwas zu glauben oder für richtig zu halten, was er nicht hat einsehen wollen?«

»Das ist es ja gerade: Du hast bei uns gelebt, hast gehandelt – gefordert, nein, das hast du nicht. Du hast Wasserleitungen von Bergen gelegt, von denen jeder sagte, sie seien verhext, und die Gletscher gaben dir mehr Wasser und reichlicher als uns, die Sonne hat deine Äcker beschienen und dein Korn ist das beste weit und breit. *Trashis shig*, Sahib! Aber ich will es nicht wahrhaben, weil es nicht wahr sein darf – beim Kloster: Das Leben ist so einfach nicht!«

Damit ging er hüstelnd weiter.

Maria saß an ihrem Schreibtisch. Sie begann, besondere Pflichten der nächsten Zeit zu notieren. Da erschien Tsang Sodnam. Er hatte den Briefsack einem Postrunner abgelistet und breitete ihn wie eine Beute auf den Tisch. Mit Spannung wurden die Briefe der Heimat hervorgegraben und aufgebrochen. Einer von ihnen traf wie ein Geschoss. Unfassbar: eine Weisung der Behörde, die es Wilhelm dringend nahelegte, noch in diesem Herbst – bevor die großen Schneefälle einsetzten – Kyelang zu verlassen, um einem Nachfolger Platz zu machen. Der Fortgang, als »Urlaub« anempfohlen, konnte in Wahrheit nur Aufbruch für immer bedeuten, denn die Nachfolger waren schon unterwegs. Es blieb keine andere Wahl, als Platz zu machen, zu räumen, zu gehen – und das sofort. Das in über vierzig Jahren geschaffene Hauswesen musste in kürzester Frist aufgelöst werden.

Die Nacht, die dieser Eröffnung folgte, war eine der dunkelsten, die Wilhelm und Maria je in diesem Haus erlebt hatten:

der Schmerz des plötzlichen Sich-trennen-Müssens, eine völlig ungewisse Zukunft, ein Berg kaum zu bewältigender Pflichten, eine Lage wie damals, als sie nach Kulu zogen, nur dass sie beide jetzt um 34 Jahre älter waren und das Leben sich abschloss. Keiner fand in dieser Nacht Schlaf, sie versuchten sich gegenseitig Mut zu machen, doch es gelang ihnen nicht. Erst als der Morgen graute, schickten sie sich in die dunkle Zukunft als einer Wegweisung, nicht aus Menschenwillkür geboren. Darjeeling zeichnete sich ihnen ungefähr als das nächste Ziel ab. Aufträge und Arbeiten, die einer neuen Lebensaufgabe gleichkamen, bauten sich noch imaginär vor Wilhelm auf, der als »Superintendent des Tibet-Werkes« verabschiedet worden war. Superintendent! Jetzt hatte er den ätzenden Geschmack dieser Auszeichnung verwunden. Wie konnte man Oberhaupt sein, wenn man die Glieder zu verlassen hatte?

Nur noch wenige Wochen – die Finger einer Hand reichten aus, sie abzuzählen –, und die Ereignisse überstürzten sich: grassierende Ruhr, Kranke, Tote – Wilhelm versorgte das ganze Tal. Dann schmückte man den großen Saal mit Schugpa-Girlanden: Chompel wurde in die Gemeinschaft aufgenommen, und Wilhelm sprach über ihn den Segen. Ga Puntsog nahm Chonsin zur Frau. Die Hochzeit, ein Festmahl aus erlesenen tibetischen Speisen – ein Abschiedsmahl zugleich –, schien Wilhelms und Marias Tage in Kyelang zu beschließen.

Doch dann erkrankte plötzlich Yamde, Gangsoms Ältester. Wieder und wieder verlangte er nach Wilhelm – in der Nacht starb er. Maria nähte ihm das Sterbehemd. Wilhelm hielt beim Begräbnis des Siebzehnjährigen, der im Gehöft geboren, getauft und erzogen worden war, die Totenliturgie. Auf dem kleinen

Friedhof, dicht neben den Gräbern seiner eigenen Kinder, stand er, aufrecht wie immer, den Kopf emporgerichtet: ein Vater, der Abschied nimmt von den Seinen. Chompel, Ga Puntsog, Dana, Tardod, Drogpa, Denie, Chosnied, Stanpa, Tsering, Giamo, Giatsimo, dreißig, fünfzig – seine Augen gingen von einem zum anderen, und doch war es, als blickten sie weiter bis über die Pässe nach Ladak zu Joldan und Lhasgyab – sie gingen zu den Lebenden und den Toten.

Eine Bewegung hatte das gesamte Tal ergriffen, als bekannt wurde, der »Apa« und die »Ama« würden gehen, aufbrechen von hier für immer. Sie konnten es einfach nicht glauben. Sie kamen von nah und von weither, um Abschied zu nehmen. Sie brachten ihre bescheidenen Gaben als Ehrengeschenke: hier eine Nadel, dort ein Grußtuch, und ihre Augen waren feucht. Im Hausflur türmten sich die Kästen, und zwei alte große Lederkoffer, die vor einem Menschenalter um das Kap der Guten Hoffnung hierhergekommen waren, standen bereit zu neuer, ungewisser Reise.

Zwei Tage noch. Wilhelm machte sich an dem letzten Nachmittag frei von allem und ritt hinauf nach Tingtse. Niemand war dort. Die Ernte war eingebracht, nur die alte Wassermühle plätscherte noch, und der Yurra-Bach rann glitzernd zu Tal. Er band sein Pferd an den Pfosten des Farmhauses und wanderte bergauf. Die helle Gletscherwelt vor sich, schien sich ihm die neue schwere Last, die er auf seinen Schultern fühlte, in etwa zu verflüchtigen. Da lagen die zweihundert Äcker unter ihm, die früher Brachland gewesen waren, abgeerntet. Die Scheunen Sarjing und Kildang waren gefüllt, bald würde die Wassermühle stillstehen und die Yurra-Läufe würden ausgetrocknet sein. Die zweihundert Pappeln und Weiden, die er zum Kloster hinauf

gepflanzt hatte, waren schattig und dicht, ihr Laub begann sich zu färben. Er folgte dem Lauf der Yurra bergauf.

Dort, wo das Wasser durch ein riesiges Schneeloch brauste, hielt er inne. Hinter ihm erklangen Schritte, und wie von ungefähr stand der Lama Ishe Lhundup, der Schatzmeister des Schaschur-Klosters, da. Oft hatte er Wilhelm heftig widersprochen. Jetzt hielt er den Kopf gesenkt und sprach kein Wort. Er blickte mal vor sich nieder, mal in die Ferne. Ein Lämmergeier saß unbeweglich auf einem nahen Felsen, sein Gefieder getaucht in das Licht der untergehenden Sonne. Der Lama schwieg. Er nestelte an seiner Gebetskette, dann stieß er rau hervor: »Warum willst du gehen! Ihr seid unsere Freunde, sollt bleiben, euch haben wir lieb.« Dann wandte er sich brüsk ab und lief mit eiligen Schritten zurück nach Schaschur-Gompa.

Tsang Sodnam stand unter dem Tor und wartete auf Wilhelm. »Auch ich werde gehen, Sahib, wenn du nun gehst, irgendwohin in die Weite. Einen nichtsnutzigen Tsamba-Esser hat sie mich genannt: Doch wer hinter dem rußigen Herd einer rußigen Frau stirbt, wird wiedergeboren als ein trostloser Esel, und darum, Sahib, will ich gehen.«

Maria, die ihm entgegengekommen war, fragte: »Wohin so eilig?«

Er trat dicht an sie heran und flüsterte: »Nach Sukhavati<sup>233</sup>, Amal! Aber sage es niemandem!«

Sie füllte ihm reife Aprikosen in die hingehaltene Kappe, und Tsang Sodnam lachte: »Das Gegebene nehmen ist besser als das

---

233 *Sukhavati* (sanskrit.): »Paradies des Westens«; tibet. *nub bde-ba can*; Erlösungsform des Mahayana-Buddhismus; Vorstufe der endgültigen Erlösung im Nirwana

Nichtgegebene nehmen!«, und er verschwand im Dunkel des Abends. Die Amulette an seiner hohen Fellkappe klickten, ihm konnte nichts geschehen, ihm, dem Freund der endlosen Straßen, dem die Ungewissheit des Weges stets größere Geborgenheit gegeben hatte als die Hütte im Gleichlauf der Tage.

Der 13. Oktober war gekommen. Die Pferde waren gesattelt. Der Morgen stand in mildem Licht über dem Tal. Der Schattenzeiger der Sonnenuhr im Garten rückte sacht voran. Ein grasgrüner Papagei hatte in den vergangenen Tagen die letzten Äpfel, Stück für Stück, vom Baum geworfen und war dann spurlos verschwunden; niemand wusste, woher er gekommen, wohin er geflogen war. Die blaue Felsentaube ließ aus den dichten Weidenkronen hinter dem Gehöft ihr Gurren erschallen, und die Rosenhecke vor dem Haus war zu einer undurchdringlichen Mauer gewachsen. In diesem Jahr hing sie noch voller Blüten. Die Menge stand dicht gedrängt im Hof, auf der Veranda, bis in die Stuben hinein quoll es: Pelzkappen und Krönchen über aufgestörten und traurigen Gesichtern. Ein Wogen, ein Schluchzen, ein Schnappen und Greifen, als sich – von den Nachfolgern verabschiedet – die beiden endlich durch die Menge zwangen. »Schu-schu!«, und: »Trashis shig!«, erklang es. Wie ein Wogenbrecher war Wilhelm, und Maria – immer wieder abgedrängt – folgte ihm, so gut es ging. Mit sanfter Gewalt legte er schließlich den Arm um sie und führte sie bis vor das Rosentor, durch das er sie vor vierzig Jahren nach Hause geholt hatte wie einen lang erwarteten Freund. Die Pferde wurden unruhig durch die vielen Menschen, und schwer nur konnte Maria ihre Rührung verbergen, als die Kinder sie umdrängten: »Ama!«, riefen sie, »Mutter!« Da half ihr Wilhelm in den Sat-

tel: »*Go on!*«, sagte er entschlossen, und sie richtete sich auf bei den alten Worten der Ermunterung. »Ja, du hast recht«, kam es leise, »man muss sich raffen!«

Mütter und Töchter, Väter und Söhne folgten den Reitern und säumten den Weg. Die Frauen schlugen die Handgelenk-Ringe zum Abschied gegeneinander. Jenseits des Bhaga waren Jungen und Mädchen, die ihre Herden antrieben – Abschiedsrufe! Doch der Strom verschlang jedes Wort, er verschlang jeden Laut, der war wie ein Weinen.

# AN DER PFORTE NACH LHASA

Das regenschwere Gewölk über Bengalen begann sich zu lichten, und aus wandernden Monsunwolken tauchten die »fünf Schneefürsten« auf, der Kangchendzönga – strahlend in fünf Zacken, »Vorratskammern des Schnees«. Darjeeling, das Land des Donnerkeils – *Dorje-gling* – hatte Wilhelm und Maria aufgenommen. In Ghoom, fast zweitausend Meter tiefer als Kyelang, am höchsten Punkt der Darjeeling-Bahn, fand sich, ganz im Grünen, das kleine Landhaus »The Pines«: zwei einfache Räume, sehr hell, mit Bambusmatten austapeziert, einige Nebenräume und rings um das Haus die Glasveranda. *Tschomolungma* – der »Mount Everest« –, *Makalu*, *Pangangola*, *Yangma*, *Dschanu*, *Pandim*, *Narsingh* – überwältigender Anblick, wenn in der Frühe Gipfel um Gipfel, allmählich in Gold getaucht, dem schauenden Auge sich darbot. Der Kangchendzönga jedoch erhob sich unmittelbar vor dem Haus wie ein Wächter.

Der Einzug in »The Pines« war wie der Einbruch in ein traumschönes, halbverfallenes Reich, das erst wieder in Übereinstimmung gebracht sein wollte mit dem Glanz der Welt vor den Fenstern. Das kleine Landhaus war noch durchsetzt von Feuchtigkeit und Schimmel der letzten Regenzeit; kein Herd, kein Kamin, nur ein primitives Feuerloch mit schlechtem Rauchabzug, das beides ersetzte. Die muffigen Bambusmatten strömten Unbehagen aus, Staub und Spinnennetze überzogen Zimmer und Glasveranda, und die Nähe des tropenfeuchten Waldes sorgte für unwillkommene Gäste, die Haus und Garten scharenweise bevölkerten.

Es bedurfte einiger Zeit, bis beide ihres »Urlaubs« froh werden konnten, und Maria hätte allein wohl an ihrer Aufgabe verzweifeln müssen, wäre nicht Drolma gekommen. Drolma, europäergewohnte Tibeterin, schlug Schlangen und Insekten in die Flucht, beseitigte Spinnen und Staub, trug neue Bambusmatten herbei und versorgte den leeren Raum – Küche genannt – mit einigen Töpfen, Kannen und Krügen und war erst zufrieden, als vor dem Sahib ein Teeservice blinkte, wie es jedem Europäer in Darjeeling zustand.

Wilhelm aber saß, auch in der Staub- und Spinnenzeit, vom Morgen bis zum Abend in spartanischer Disziplin über seinen Arbeiten. Die *Royal Linguistic Society* von Bengalen hatte ihn aufgefordert, die Neuherausgabe, Überprüfung und Erweiterung des Tibetisch-Englischen Wörterbuches von *Babu Sarat Chandra Das* als Mitverantwortlicher zu übernehmen, und die *British and Foreign Bible Society* wartete schon auf seine Mitarbeit als *Chief Revisor* bei der Neuherausgabe des Tibetischen Neuen Testaments. Mit kurzen Unterbrechungen arbeitete er bis tief in die Nacht hinein. Gelehrte, Interessierte, die spezielle Auskünfte brauchten oder auch ganze tibetische Texte gedeutet haben wollten, erschienen zwischendurch. Es war, als wäre dieser Arbeitsplatz vor dem Kangchendzönga ein Magnet, der immer Neues an sich zog.

Als Letztes legte der Genialste unter dem jungen »Tibet-Nachwuchs«, August Hermann Francke<sup>234</sup>, Wilhelm ein Manu-

---

234 *August Hermann Francke* (1870–1930): deutscher Missionar, Sprachforscher und Tibetologe; nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Theologen und Liederdichter (1663–1727)



skript der von ihm entdeckten altladakischen Kesar-Sage auf den Tisch. Eine doppelsprachige Ausgabe, Tibetisch-Deutsch, wurde mit Spannung von der gelehrten Welt erwartet, der deutsche Teil sollte in Darjeeling, der tibetische in Ghoom gedruckt und vorher überprüft werden. »The Pines« war bei aller Abgeschlossenheit wie ein großer Baum, unter dem sich Linguisten, Mitrevisoren<sup>235</sup>, Forscher und Weltreisende ergingen, zufrieden, wenn alle ihre Sprachprobleme gelöst wurden.

Nur der leichte Altersschlaf unterbrach diese vielschichtige Tätigkeit. Waren die Druckbogen zum Neuen Testament »durchpflügt«, dann wartete die gewaltige Arbeit an dem Wörterbuch: Zeile auf Zeile, Spalte auf Spalte wurde verglichen mit Sanskrit-Synonymen, bereichert und ergänzt durch einen hohen Prozentsatz von tibetischen Wörtern, von Wilhelm gesammelt und erworben während eines Menschenalters im nahen Umgang mit Tibetern; alles das musste gesichtet, eingefügt, bearbeitet und dann in vierfacher Korrektur geprüft werden.

Maria war eine unermüdliche Arbeitspartnerin. Ihre Hände, die schon Tausende von Bogen für die Kyelanger Presse kalligrafisch getreu kopiert hatten, waren unentbehrlich, und ihr Gedächtnis versagte kaum. Auch sie saß hinter den hohen Papierstößen wie gebannt. Nur manchmal seufzte sie: »Wenn man hier nur eine Wetterwarte hätte ...« Den Wolken, den Winden, den Sternen seit Jahren vertraut, lauschte sie den Regengüssen, die schwer über dem »Land des Donnerkeils« niedergingen und die Blüten ringsum in Zeugen schneller Verweslichkeit

---

235 *Revisor*: Überprüfer, Überarbeiter

wandelten. Dann klangen die Heulserien der Schakale, die bis nahe an das Haus kamen, anders, als wenn sie den Mond anbellten oder in dichte Nebelschwaden hineinjaulten, sie klangen so eindringlich, halb melancholisch wie Trauergeheul, halb erheitern wie Gelächter. Wurden sie zu aufdringlich, erschienen ihre Schatten zu dicht an der Glaswand, dann trieb ein Rasseln mit Metall sie leicht in die Wälder zurück.

Wilhelm aber störten weder Schakale noch der Wechsel der Jahreszeiten. Er meinte, sein Wind- und Regenmesser, sein Wolkenspiegel und Gletscherbach hätten nun andere Formen angenommen, und er rang mit jeder Dusterwolke noch ungeklärter Wortbegriffe, und er war froh über jeden Sonnenstrahl der Klarheit, den erst spätere Generationen – vielleicht – als einen solchen erkennen würden: Lichtbringer in das Dunkel lamaistischer Mystik und Metaphysik und in die Welt des tibetischen Kulturguts. Das Blühen und Modern, das üppige Treiben ringsum nahm er nur noch wie durch Abschirmungen hindurch wahr, doch oft ließ er die angestregten Augen jetzt ausruhen auf der Silberkette der Berge vor dem Fenster.

Nur in jener Schreckensnacht, als mit einem wahren Trommelfeuer von Blitzen und Donnern ein Zyklon von der Bucht von Bengalen unmittelbar auf Darjeeling zuhielt und in gewaltiger Breite darüber hinstürmte, da horchte auch er auf, da trat auch er aus seiner Arbeitsversenkung heraus, denn die Erde unter ihnen schien zu bersten. Unaufhörliche Regenstürze waren vorausgegangen, in der Nacht aber begrub der rutschende Berg, was ihm in den Weg kam. Schollenweise schob sich die Erde übereinander, weggewischt wie mit einem Federstrich waren ganze Ortschaften, tosende Bäche ergossen sich über die Stadt; Wege

barsten, Bahnschienen ragten in die Luft, Täler füllten sich auf und Berge versanken. Ein Inferno, diese Nacht. Auch »The Pines« erzitterte und erdröhnte unter der Wucht des Sturmes und der Wasserfluten. Die Lamas von Sikkim schafften es nicht, die alte Erdmutter durch Bannsprüche zu besänftigen. Ruhig und gefasst lauschten die beiden alten Kyelanger in die Nacht. Sie wachten und verharrten schweigend, bis der erste Strahl des Sonnenlichtes die Kette vom Tschomolungma bis zum Narsingh erglücken ließ, als wäre nichts geschehen: ein makelloses Leuchten über dem Grauen der Zerstörung. Auf dem Kangchendzönga wehte eine weiße Schneefahne nach Osten.

In dem Lama-Tempel von Ghoom rollten die Räder des Gebets; in der »zehnten Meile«, dem Tibeter-Viertel von Darjeeling, wurde gehandelt, gefeilscht um Goldstaub, Moschus<sup>236</sup> und Flitter<sup>237</sup>; Händler zogen mit ihren Packtieren über Kalimpong nach Lhasa – noch wenig mehr und ein Younghusband<sup>238</sup> würde ihnen folgen. Stürme umtobten die »Throne der Götter«. »The Pines« aber war überschüttet von der »Herrlichkeit des Himalaya«, dem Rhododendron. An knorrig gewundenen Ästen alter Bäume blühte es purpurn, tiefrot, hellrosa und schlohweiß.

Wilhelm arbeitete angestregter, Korrekturtermine mussten eingehalten werden, Mitarbeiter und Freunde forderten. »Die Tage sind doch zu kurz!«, sagte er, nachdem die tausendste Nacht vorüber war. Als zum fünften Mal die hohe Zeit der Blutegel und Schlangen kam und die Regen rauschend auf das Dach

---

236 *Moschus*: Duftstoff/-sekret, das männliche Moschustiere ausscheiden

237 *Flitter*: billiger Schmuck

238 *Sir Francis Younghusband* (1863 – 1942): britischer Forschungsreisender im Himalaya

herabfahren, als alles wieder schimmelte und faulte, sogar die Rosenknospen, und nur eine einzige Blume der Zersetzung widerstand – die blaue Hortensie –, da waren die Arbeitsberge nahezu abgetragen. Ein neues Jahrhundert war inzwischen aufgezogen. Zwei Mammutwerke lagen abgeschlossen, gedruckt, gebunden da, bereit, in die Welt zu gehen: zwei Bausteine zur Brücke von Ost nach West.

Im Jahre des blauen Hasen, 1903, verließ Wilhelm nach vollem fünfzig Jahren Asien, ohne es in dieser Zeit je verlassen zu haben. Ein Mann von 78 Jahren, aufrecht in Gang und Haltung wie ein König, ihm zur Seite, zwölf Jahre jünger, Maria. Auf dem »kurzen Weg über Suez« gingen sie nach einem Menschenalter zurück in die veränderte Heimat. Das Meer, sanft gewellt bis Aden, wurde stürmisch, als das Schiff in die Ägäis einfuhr. Zur gleichen Zeit zerstörte ein Erdbeben den oberen Stock des Hauses unter den »Sieben Buddhas« derart, dass er abgetragen werden musste, womit der endgültige Abriss eingeleitet wurde.



Leise, lautlos, ohne Klang von Glocken und das Summen von Turmuhren wandert die Zeit über die Lande der Bergeinsamkeit und des ewigen Schnees. Verweht ist die Fußspur der Wanderer aus dem Westen, vergessen sind ihre Gräber in Stein und Eis. Ein Jahrhundert ist über sie hinweggegangen. Der Thron des »Lotosgeborenen« steht im Flammenschein aus Fernost, bedrängt, bedroht sein Geheimnis. Doch unberührt um den Lärm der Welt schwanken in der Einsamkeit unerstiegener

Höhen Liliazeen<sup>239</sup> und Orchidee, *Potentilla*<sup>240</sup> und Vergissmeinnicht, Enzian und Edelweiß. Die goldköpfigen Adler ziehen ihre majestätischen Kreise über den eingesunkenen Gräften und über den Zinnen und Graten des erhabenen Gletscherwalls Himalaya, vor dem die Menschen klein sind wie ein Staubkorn vor der Sonne.

---

239 *Liliazeen*: Liliengewächs

240 *Potentilla*, *Goldfinger* o. *Fingerstrauch*: strauchige Pflanzenart mit gelben Blüten

# NACHBERICHT



Ein neues Jahrhundert war in Europa geräuschvoll aufgezogen, doch trotz des lebenslangen Himalaya-Exils standen die beiden »alten Kyelanger« lebendig und ungebrochen in der Gegenwart. Nach 35- und 25-jähriger Trennung von den beiden Söhnen kam es in der Heimat zu einem einzigartigen Wiedersehen. Die Tochter Elisabeth (Elly) fehlte. Sie war als blühende Frau fast im gleichen Alter wie ihre tibetische Ziehschwester Gangsom (Betty) gestorben. Überlebende Freunde aus der Zeit vor Wilhelm und Maria Heydes Fortgang gab es nicht mehr. Ein Neunzigjähriger in Berlin allerdings erinnerte sich noch an den Auszug Heydes 1853, der damals mit der – nicht ausführbaren – Weisung »langsam, stückweise in die Mongolei vordringen« von der Behörde der *Unitas fratrum* aufs Ungewisse nach Asien entsandt worden war und dem diese, sechs Jahre danach, eine ihm unbekannte Braut – Maria Elisabeth Hartmann – als seine Frau in den Himalaya nachsandte, da die von ihm erwählte Braut sich inzwischen nach Labrador verheiratet hatte.

Berlin war für einige Zeit Heydes Domizil für seine neue Arbeit: der tibetische Druck des Pentateuch wurde von ihm in die Wege geleitet. Mit doppelter Brille und Vergrößerungsglas unentwegt über Kopien und Korrekturen gebeugt, vollendete der 82-Jährige kurz vor seinem Tod dieses letzte schwierige Werk. Am 27. August 1907 starb er in der kleinen »Residenz des Grafen und seiner Brüder«. Eine einfache Grabplatte, die nichts als Namen, Geburt und Tod aussagt, kennzeichnet den eingesunkenen Hügel. Zehn Jahre später, im dritten Jahr des von ihr – wegen der Feindschaft mit England – als besonders unglücklich empfundenen Ersten Weltkrieges starb Maria, seine Frau, im Haus ihres ältesten Sohnes Paul in Schönebeck an

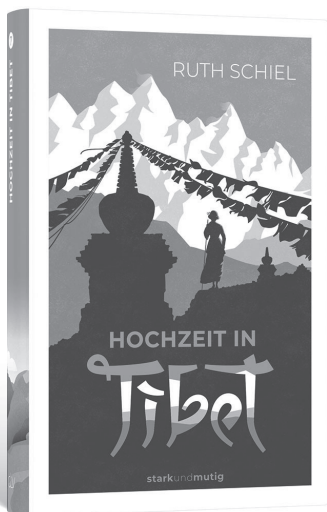
der Elbe infolge eines Sturzes. Ihnen beiden und meinem Vater, Paul Johannes Heyde, geboren am 5. September 1863 in Jagat Sukh, Westhimalaya, sei dieses Buch zur hundertsten Jährung dieses Tages gewidmet.

Es ist mir ein Anliegen, an dieser Stelle meinem Mann, Dr. Werner Schiel, für allen unmittelbaren Beistand während des Abschlusses der Arbeiten an diesem Buch zu danken.

*Januar 1963*

*Ruth Schiel*





## HOCHZEIT IN TIBET

Maria steht vor einem Problem:  
Sie soll heiraten. Einen, den  
sie nicht kennt, der im Hima-  
laya wohnt und der eine andere  
wollte ... Kann das der Wille  
Gottes sein?

Seltsam-fantastisch klingt diese wahre Geschichte von Wilhelm und Maria Heyde. Aus dem wohlbehüteten Umfeld als Lehrerin im Herrnhuter Mädchen-Internat macht Maria sich im Jahr 1859 auf die lange Reise ins Ungewisse. Hoch auf dem »Dach der Welt«, in Tibet, wartet Wilhelm auf sie – und auch er ringt mit der getroffenen Heiratsentscheidung. Die tibetische Kultur, der Geisterglaube und die miserable medizinische und politische Lage machen ihm das Leben nicht leichter. Als dann auch noch Streitigkeiten zwischen ihm und seinen Missionars-Kollegen ausbrechen, ist Verzweiflung nahe ...

Ruth Schiel, eine Enkelin der beiden »Tibeter«, erzählt mit sprachlicher Brillanz ihre Geschichte auf Grundlage von Briefen, Tagebüchern und Familienüberlieferungen und bezeugt, wie Gott erst Kraft und schließlich echte Liebe schenkt.

978-3-86699-636-6 | gebunden | 384 Seiten

